



Wie Breslau
wurde

von

J. G. Ad. Weiß



W. Goldschmidt



Wie Breslau wurde



F. G. Ad. Weiß

Geboren am 24. Oktober 1859

Gestorben am 20. Dezember 1905

(Das Bild stammt aus der Mitte der achtziger Jahre)

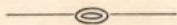
Wie Breslau wurde

von

f. G. Ad. Weiß



Zweite Auflage



Breslau I

Druck und Verlag von Leopold Freund

Herrenstraße 29/30.



7662 s

943.8

ZBIORY ŚLĄSKIE

2025 K 25/75/5

Herrn Oberbürgermeister

Dr. G. Bender

nach dem Willen und im Sinne des Verfassers

verehrungsvoll gewidmet.

Vormort.

Iust ein Jahr ist entschwunden, seitdem der Schriftsteller f. G. Ad. Weiß zur letzten Ruhestätte getragen wurde. Wenige Tage vor dem Christabend schloß unser Freund, der durch fast drei Dezennien der fruchtbarste und stetigste Mitarbeiter des Feuilletons der „Breslauer Morgen-Zeitung“ gewesen, das müde Auge. Mit uns standen am Grabe zahlreiche Freunde, stand die ganze große Gemeinde derer, welchen der Entschlafene durch seine künstlerisch formvollendeten und edelsten Inhalts überreichen Federzeichnungen Geist und Gemüt so oft erquicht hatte. Insonderheit waren es die feuilletonistischen Beiträge, in welchen Adolf Weiß die Vergangenheit Breslaus schilderte, die unserem Mitarbeiter in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft Dank und Beifall schufen. Es war seine Absicht gewesen, diese lokalhistorischen und topographischen Skizzen in einem Heimatsbuche zu vereinen; der Tod hat ihn abgerufen, noch ehe das Werk über die ersten Anfänge der sichtenden Vorarbeit hinausgediehen war. Auf Wunsch des Dahingeshiedenen und mit Beihilfe des Verlages der „Breslauer Morgen-Zeitung“ hat der Schriftsteller Herr Paul Barsch die Arbeit fortgeführt und zum Abschluß gebracht, so daß nunmehr das feuilletonistische Erbe des alten Weiß, soweit es die Geschichte unserer Heimatsstadt betrifft, in einem sauberen, durch reichen Bilders Schmuck belebten und auch in seiner äußeren Erscheinung würdig ausgestatteten Bande vor uns liegt. Zur Weihnachtszeit erscheint das Buch, eine Huldigung den Manen dessen, der zu zeitig von unschied, und zugleich ein freundlicher Gruß eben dieses Entschlafenen an alle, die sich seiner in treuer Herzlichkeit erinnern.

Es drängt uns, dem Werke, das jetzt seinen Weg in die Öffentlichkeit nehmen soll, ein kurzes Lebensbild dessen vorauszuschicken, der in den zahlreichen Abschnitten dieses historisch-topographischen Bilderbuches zu uns spricht.

Adolf Weiß war der Sohn eines Breslauer Schuhmachermeisters; am 24. Oktober 1839 wurde er geboren. Der Vater war ein strenger, nüchterner Mann, die Mutter eine sinnige, geistig rege Frau; von jenem erbte er die ehrbare Charakterfestigkeit, dieser dankte er den fruchtbaren Reichtum seines Gemüthslebens. Schmalhans war bei den Eltern unseres Freundes Küchenmeister; daß der die Elementarschule besuchende Knabe je etwas anderes werden könne, als ein biederer Handwerker, schien ausgeschlossen. Und so trat Adolf Weiß bei seinem Vater in die Lehre; Ahle und Pfriemen wurden sein Handwerkszeug. Nebenher aber las er in arbeitsfreien Stunden, um die er seine Nachtruhe kürzte, und strebte vorwärts auf der beschwerlichen Bahn des Selbstunterrichts. Die Universität war das Ziel seines unermüdlichen Verneifers. Sicherlich hätte er es erreicht, wenn die Lehrer des Elisabetans, welches er vom 19. bis zum 22. Jahre besuchte, wohlwollenderes Verständnis für den Wissensdrang des ärmlichen Schustergesellen gezeigt, und wenn die Sorge um die Existenz ihn weniger hart bedrängt hätte, so mußte er denn seine Kraft und sein Können in den Dienst des Broterwerbes stellen, wenn er auch nie aufhörte, sein Wissen aus den Schätzen der Weltliteratur zu vertiefen und zu erweitern. Adolf Weiß war ein Autodidakt von umfassenden Kenntnissen und ausgereiftem Urtheil, und manch einer, der sich den stolzen Doktorhut auf das Haupt setzte, hätte bei ihm fruchtbaren Unterricht genießen können. Jedenfalls haben wir es nicht zu beklagen, daß der Verstorbene zu etwelchen Ehren des akademischen Staates nicht emporgestiegen ist. Das, was er war, und das, was er uns als sein literarisches Erbtheil hinterließ, entschädigen uns reichlich für Alles, was immer er als studierter Wissenschaftsmann hätte sein und werden können.

Adolf Weiß hat sich niemals in den Vordergrund gestellt, er lebte alleweil still und bescheiden und schuf aus innerstem Drange, unbekümmert um das literarische Marktgefeilsche. Wäre er geschäftlicher veranlagt gewesen, hätte er einen Erwerbsinstinkt gehabt, wie so viele seiner Kollegen in Apoll ihn besitzen, er hätte sich ein recht behagliches Dasein mit Leichtigkeit schaffen können. Adolf Weiß verstand die Kunst nicht, sein geistiges Pfund im eigenen Interesse

wuchern zu lassen, und so schied er von hinnen, reich an herzlicher Verehrung und neidloser Anerkennung, aber ein Ärmeling an Schätzen, die in blinkenden Doppelkronen gezählt werden.

Die ersten dichterischen und publizistischen Veröffentlichungen des Entschlafenen fallen in die letzten Jahre vor dem preußisch-österreichischen Kriege; sie zeigten starke polemische Akzente, wie sie die damals aufstrebende Arbeiterbewegung, der er sich flammenden Herzens angeschlossen hatte, in ihrem Schoße trug. Das Jahr 1868 sah ihn in Berlin als Politiker und Korrespondenten, im nächsten Jahre aber wanderte er nach Graz in der Steiermark, wo er durch ein Dezennium die dortige Tagespost leitete. Es war eine sonnige Zeit, die er hier an dem Gestade der grünen Mur verlebte, die schönste vielleicht seines Lebens. Die herrliche Natur gab ihm fruchtbare Anregungen zu dichterischer und feuilletonistischer Arbeit, und im Kreise der protestantischen Glaubensgenossen, deren Freiheitssehnen in seinem Herzen ein lautes Echo weckte, fand er der segensreichen Stunden eine große Zahl. Wann immer er in seinen für die „Breslauer Morgen-Zeitung“ geschriebenen Feuilletons der Grazer Tage gedachte, es geschah mit einer Wärme und Innigkeit, die Zeugnis ablegten von der herzlichen Freude, die ihm solche Erinnerung schuf. Eine dreijährige redaktionelle Tätigkeit am „Eiegnitzer Stadtblatt“ bildete die letzte Etappe im Leben von Adolf Weiß, die ihn fern von seiner Vaterstadt sah. Im Herbst des Jahres 1883 siedelte er zum bleibenden Aufenthalt nach Breslau über.

Mit der Ruhe des heimischen Wohnsitzes und mit der von Jahr zu Jahr sich fester begründenden Sicherheit seiner wirtschaftlichen Existenz klärte sich und reifte das Talent unseres Freundes zur vollen Entfaltung seiner vielseitigen Eigenart. In dem kleinen, unscheinbaren Körper loderte ein Feuergeist, der sich betätigen mußte, wo immer ein Fortschrittsgedanke, eine Freiheitsidee im Kampfe stand gegen die Macht des Dunkeltums. Da blies er seine „protestantischen Hornsignale“ gegen die Mucker und Pharisäer, da ließ er scharf klingende „Fanfaren“ ertönen, um träumende Bürger aus ihrem politischen Gleichgültigkeitsdusel aufzuscheuchen; und auch als Redner haben die älteren Jahrgänge unserer liberalen Bürgerschaft ihn vernommen, als der Fortschrittsverein sein jugendliches Banner entfaltete und in Adolf Weiß einen seiner begeistertsten und eifrigsten Förderer verehrte. Dann kamen die Jahre der politischen Resignation; sie führten unseren Weiß auf die Gebiete der lokalhistorischen Studien und in die Gedanken- gründe der ethisch-philosophischen Betrachtungen. Wenn dermaleinst

die kritische Summe des literarischen Schaffens von Adolf Weiß gezogen werden wird, diese in beschaulicher Ruhe aus einem heimatsfrohen Herzen geborenen Musenkind, mögen sie uns beredten Mundes vom alten und ältesten Breslau erzählen oder mögen sie uns die fernig = gesunde Lebensweisheit der Mutter Nitschken oder Vater Bruchmüllers politische Feierabendgedanken enthüllen, sie werden vielleicht als das edelste und reinste Geschenk erfunden werden, das der Dichter und Lokalhistoriker Weiß seiner Vaterstadt als Erbteil hinterlassen.

In dem alten Weiß schied eine Seele von hinnen, die tief in der Heimat wurzelte und nur der Heimat ihre schönsten und keuschesten Blüten entfaltete. Weiß schrieb auch eine Chronik der Stadt Breslau, ein fleißiges, dankenswertes Buch, und auf diese lokalpatriotische Leistung hin votierte ihm die Stadt bis an sein Lebensende eine jährliche Ehrengabe. Das Chronikwerk aber bot nur den äußeren Rechtstitel dieser dankbaren Ehrung, die ganze literarische Individualität des Entschlafenen, die in dem Breslauer Bürgertum, in seinen Sitten und Gebräuchen, in seiner Geschichte und seinem Siedelorte ihre fruchtbare Nährquelle fand, sie war es, der die Reverenz des Ehrengeschenktes galt.

*

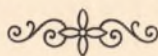
*

*

Es ist uns schließlich eine angenehme Pflicht, allen denen unseren Dank auszusprechen, welche sich um die Herstellung des Buches in der einen oder anderen Weise verdient gemacht haben. Außer dem schon genannten Schriftsteller Herrn Paul Barsch, der die Sichtung, Anordnung und Redaktion des umfangreichen Materials mit flugem Fleiße durchgeführt hat, sind als freundwillige Förderer des Buches zu nennen: Der Direktor des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Herr Professor Dr. Masner, der die Originale der zahlreichen Abbildungen, die den Text schmücken, bereitwilligst zum Zwecke der technischen Reproduktion zur Verfügung stellte. Bei der Auswahl dieser Bilder ward dem Verlage die kunstverständige Unterstützung des Museumsbibliothekars, Herrn Dr. Buchwald, zuteil. Herr H. Götz, i. J. Eduard van Delden, hat einige Original-Aufnahmen von Alt-Breslau, die Schlesische Lichtdruckanstalt von Fabian einige Aufnahmen von Neu-Breslau kostenlos dargeboten und die chemigraphische Kunstanstalt von August Ankarstrand hat für die Herstellung der Klischees, nach welchen der Druck aller dieser Bilder erfolgte, mit kunstfertigem Geschick Sorge getragen.

So möge denn das Buch des entschlafenen Freundes seinen Weg auf den Markt der Heimatsliteratur antreten und auch an seinem Teile dazu beitragen, das Gedächtnis eines Mannes lebendig zu erhalten, der wie kein Anderer mit allen Fasern seiner Seele in der Heimat wurzelte und für die Heimat schuf.

Breslau, im Dezember 1906.

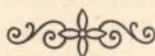


Vorwort zur zweiten Auflage.

Noch ist kein Jahr entschwunden, seit wir dem Heimatsbuche unseres entschlafenen Freundes und Mitarbeiters f. G. Ad. Weiß das Vorwort schrieben. Im Dezember 1906 trat das Buch seine Wanderung in die Öffentlichkeit an und allenthalben fand es bedingungslose Anerkennung und dankbare Aufnahme. Vornehmlich in Breslau, aber auch in der Provinz und weit über deren Grenzen hinaus, selbst jenseits des großen Wassers erwuchs ihm in kurzer Frist eine zahlreiche und erwerbsfrohe Gemeinde von Freunden, so daß der reiche Vorrat von 1200 Exemplaren, den die erste Auflage bereit gestellt hat, nunmehr erschöpft ist. Insbesondere sei erwähnt, daß die Breslauer Schulverwaltung das Weiß'sche Buch „Wie Breslau wurde“ als ein überaus geeignetes Prämien Geschenk für die in der Liebe zur Heimat zu erziehende Jugend erachtete und der Verlagsfirma Leopold Freund wiederholt größere Lieferungsaufträge erteilte. Um der noch immer regen Nachfrage begegnen zu können, schritt die genannte Verlagsfirma zur Drucklegung einer zweiten Auflage. Diese bietet in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise einen nicht unwesentlich erweiterten Erinnerungsstoff aus dem alten Breslau, wie er bei wiederholter Sichtung des reichen, im Laufe vieler Jahre von f. G. Ad. Weiß in der „Breslauer Morgen-Zeitung“ veröffentlichten Feuilletonmaterials zu Tage gefördert wurde. Ein längerer Abschnitt, der neu hinzugekommen, schildert die Straßen „Am alten Graben“, deren mittelalterliches Gassengewirr längst vom Breslauer Stadtplane verschwunden ist. Gerade in diesem Kapitel entrollen sich dem Auge interessante Vergangenheitsbilder, die den östlichsten Teil unserer heutigen Promenade einnahmen und nur mit einigen wenigen Ortsbezeichnungen die Gegenwart noch an jene ferne Zeit erinnern. Es folgen als nicht

minder wertvolle Ergänzungen der ersten Auflage außer einem Register die Kapitel: „Von der Siebenradebrücke bis zum Burgfelde“, „Aus der Geschichte der alten Stadt-Ohle“ und endlich der Schlußabschnitt „An der Weißen Ohlau“, dessen chronistischer Rückblick die ältesten Siedelungs-orte des deutschen Breslau in seinen Gesichtskreis zieht. So bietet die zweite Auflage des Heimatsbuches „Wie Breslau wurde“ im Vergleich zur ersten ein erheblich erweitertes und vertieftes Bild unserer Stadt, wie es in längst entschwundenen Tagen sich darstellte und von dem rührigen Fleiße des nun schon zwei Jahre unter dem grünen Rasen schlummernden Chronisten aus vergilbten Pergamenten wiederum zu gegenwartsfrischem Leben erweckt wurde. Zum Schluß bemerken wir, daß der Bilderschnuck des Buches wiederum eine Bereicherung erfahren hat, insbesondere durch ein trefflich ausgeführtes Vollbild unseres altherwürdigen Rathhauses.

Breslau, im Oktober 1907.





Aus den Jugendtagen Breslaus.

Das Werden unserer Stadt, wie sie sich am Beginn des 19. Jahrhunderts als geschlossenes Gemeinwesen präsentierte, hat einen eigenartigen, interessanten Verlauf genommen. Die einzelnen Abschnitte der Peripherie waren eher vorhanden als das Zentrum. Die meisten Städte des alten deutschen Reiches sind, soweit nicht im Westen Niederlassungen auf den Trümmern bedeutender römischer Städte von vornherein als städtische Gemeinden entstanden sind, in der Art geworden, daß sich um königliche Pfalzen, Ritterburgen und Klöster kleine Flecken bildeten, die nach und nach wuchsen und deren Bewohner gewisse Rechte errangen. Diese Städte dehnten sich in äußerst langsamem Wachstum durch Zu- und Ausbau aus. Diejenigen von ihnen, die es nach und nach zu modernen Großstädten gebracht, haben erst in der neuesten Zeit manches an ihre Peripherie stoßende Dorf sich einverleibt.

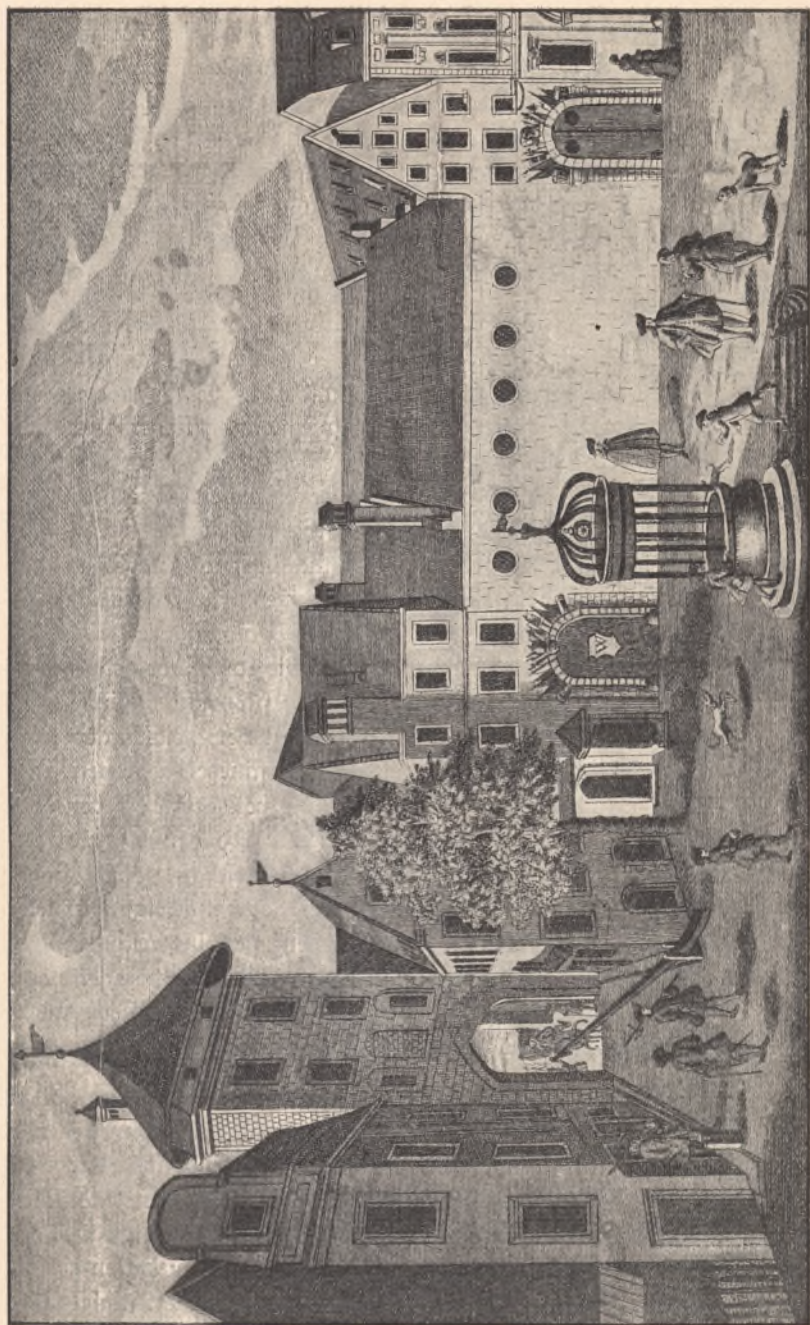
Bei uns nahmen die Dinge einen ganz anderen Verlauf. Versetzen wir uns in das Jahr 1200, in die Zeit, als das dem älteren Piastenzweige der Wladislaiden überlassene Schlesien anfang, sich mit Hilfe der deutschen Kolonisation vom polnischen Reiche loszugliedern. Am Oderströme auf und ab und auf seinen Inseln lagen mehrere Siedelungen. An die Domkirche und die alte herzogliche Burg lehnte

sich auf kleinem Eilande der altslawische Domsfleck aus unbekannter Zeit. Unter dem Schutze des mächtigen Stifts der Augustiner Chorherren ad St. Mariam in arena war ebenfalls auf einem sehr kleinen Eilande der Sandinselsfleck in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden, vermutlich angelegt von eingewanderten Fremdlingen, vielleicht Wallonen aus Flandern. Auf dem rechten Ufer des



Münze.

Stromes lag schon seit alter Zeit das polnische Elbingdorf unter dem Schirm des mächtigen Prämonstratenserstifts von St. Vinzenz. Vermutlich existierte auch schon oberhalb der Dominsel am rechten Stromufer ein altes slawisches Fischer- und Schifferdörflein, der spätere Hinterdom. Am linken Ufer, durch eine Brücke mit dem Sande verbunden, war kürzlich eine sehr weitläufig angelegte Niederlassung



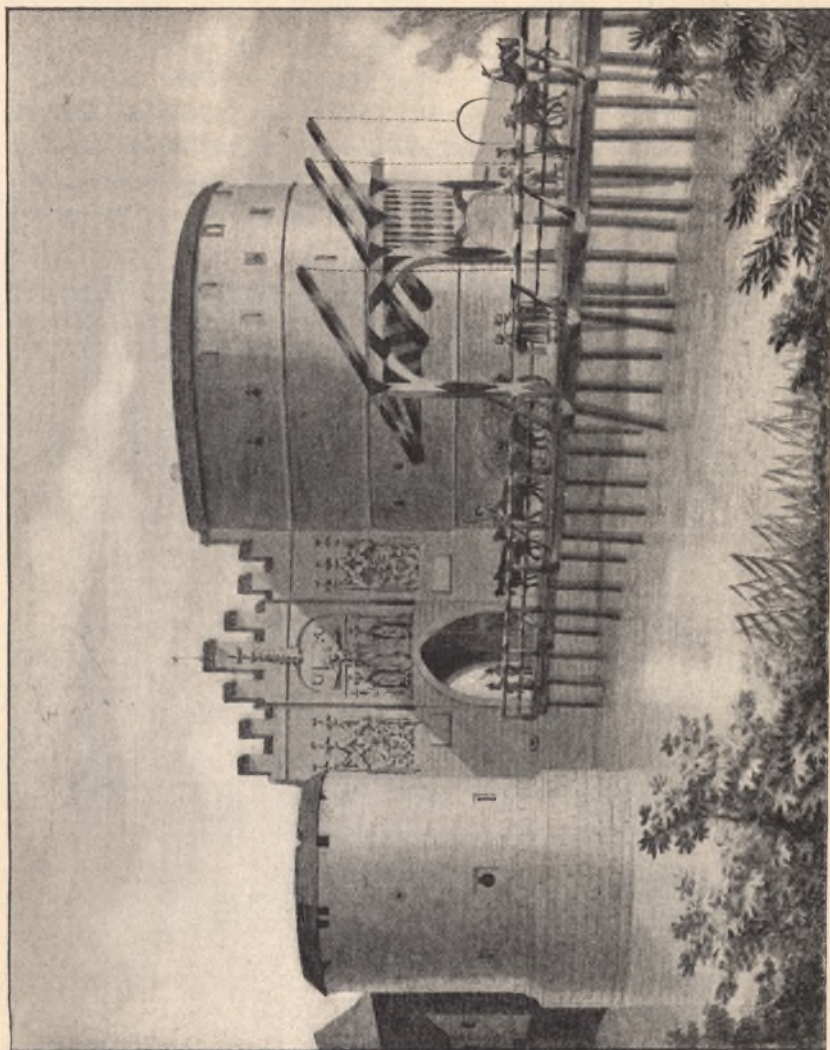
Das Sand-Teughaus.



von Deutschen entstanden. In der Nähe, zwischen den Mündungsarmen der Ohlau, die hier eine Insel bildeten, siedelten fremde, vermutlich auch wallonische Tuchmacher. Südöstlich davon, am linken Ufer des Ohlauflusses, war etwa in der Mitte des 12. Jahrhunderts eine starke Kolonie von Wallonen ins Leben gerufen worden. Es war der Flecken von St. Moritz (Mauritius).

Im Westen, hart am linken Ufer des Stromes, barg sich im Schatten des Waldes das polnische Dörflein der herzoglichen Falkner, Sokolnice. Und noch weiter gen Westen war vor kurzer Zeit von den Leubuser Zisterziensern das deutsche Dorf Stepin oder Tschepine ins Leben gerufen und mit ihm das uralte fischerdörflein Nabitin verbunden worden. Vermutlich barg auch das Bürgerwerder-Eiland ein winziges fischerdörflein. Es lagen also, teilweise durch Waldung und Aue von einander getrennt, sechs bis acht dorfartige Ortschaften, von denen jede für sich existierte und vegetierte, teils unter herzoglicher, teils unter geistlicher Herrschaft und mit verschieden geartetem und abgestuftem Recht, die polnische Hörigkeit neben dem beschränkten deutschen Recht, Polen, Wallonen, Deutsche in naher Nachbarschaft. Die Stadt Breslau des Mittelalters, die mächtige Handelsmetropole, an deren Existenz sich eine reiche Kultur- und politische Geschichte knüpfte, fehlte aber noch. Die Peripherie war in mannigfacher Weise angedeutet, es mangelte nur das Zentrum.

Einige von diesen erwähnten Ortschaften hätten die Anwartschaft gehabt, mit Hilfe der immer stärker ins Land flutenden deutschen Einwanderung den Weg einer selbständigen, bedeutungsvollen städtischen Entwicklung einzuschlagen, wenn es nicht bei der einen oder anderen seinen besonderen Haken gehabt hätte. Die geringe Ausdehnung der Dominsel wäre an und für sich kein Hindernis gewesen. Aber an



Das alte Nikolaitor.

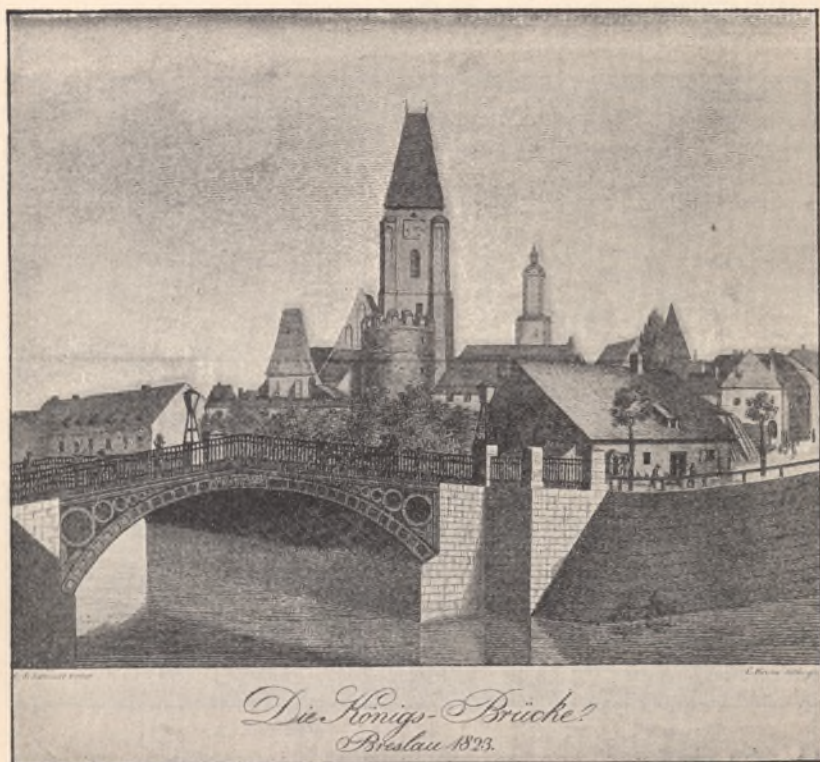
einen Anschluß des Elbingdorfes und des Sandinselfleckens an den Dominselflecken wäre kaum zu denken gewesen, weil jene beiden Ortschaften unter zwei besonderen kirchlichen Jurisdiktionen standen, die sich nun und nimmer mit einander vertragen haben würden. Das Elbingdorf, damals bedeutend durch seine großen Märkte, die im Anschluß an die berühmten Heilighumsfahrten zu dem reliquien- und

ablaßreichen Vinzenzkloster abgehalten wurden, hätte vielleicht für sich selbst eine Entwicklung zur Stadt nehmen und sich weithin am rechten Stromufer ausdehnen können. Eine Aussicht zu einem selbständigen Sichauswachsen zu einer deutschen Stadtgemeinde besaß auch die Tschepine durch ihre Lage am Strome und an der alten Landstraße nach der Lausitz, sowie durch ihre deutsche Bevölkerung. Am nächsten diesem Ziele aber war die deutsche Niederlassung bei St. Adalbert. Ja, sie erhielt sogar schon vom Herzog Heinrich I. im Beginne des 13. Jahrhunderts deutsches Stadtrecht, und die Geschichte nennt uns zwei Schultheißen, welche an der Spitze dieser jungen Gemeinde standen. Aber dieses Breslau sah ganz danach aus, daß es sich etwa so bescheiden wie Neumarkt entwickelt haben würde.

Da kam der Mongoleneinfall, der zur Einäscherung dieser jungen Niederlassung führte. Hart nach dem entsetzlichen Sturm, der binnen wenigen Monaten verheerend über Schlesien hingebraust war, erfolgte die bekannte Gründung der neuen deutschen Stadt durch die Kaufleute (1241/42) am unbebauten Westrande der deutschen Kolonie von St. Adalbert. Der Plan der neuen Gründung nahm bereits das Werden einer Handelsmetropole in bestimmte Aussicht. Die Entwicklung der Stadt nahm einen für die damaligen langsamen Zeiten wunderbar raschen Verlauf. Das Zentrum war geschaffen und alle die vorhin genannten älteren Flecken und Dörfer, mochte auch z. B. die Dominfel Jahrhunderte hindurch eine Sonder-Bedeutung als Bischofssitz und kirchlicher Mittelpunkt behaupten, mußten sich nunmehr mit der Bedeutung von Vororten begnügen und waren um jede selbständige Weiterentwicklung gebracht. Die oben erwähnte ältere deutsche Kolonie von St. Adalbert (Albrecht), die bereits Stadtrecht erhalten hatte, dürfte sofort bei der Anlegung der jüngeren Gründung ihre Vereinigung mit dieser vollzogen haben. Denn es ist fortan von ihrer Sonderexistenz keine Rede mehr.

Dagegen versuchte Herzog Heinrich III. in wenig wohlwollender Gesinnung gegen die kräftig emporstrebende junge Stadt dem alten Tuchweberfleck zwischen den beiden Ohlau-Ärmen ein selbständiges Leben einzulösen, indem er ihm 1263 im wesentlichen das gleiche Stadtrecht verlieh und dergestalt die Neustadt als eigenes Gemeinwesen neben die Stadt Breslau stellte. Nur zwei Menschenalter dauerte dieses dichte Nebeneinander zweier städtischer Gemeinwesen, von denen das eine nur bestimmt schien, dem andern das Leben zu verbittern, ohne doch selbst lebensfähig zu sein. Das Tuchmacher-

Städtchen, das von der Weißen Ohlau (und heutigen Münzstraße) bis zur späteren Ziegelbastei und vom Ketzberg bis wieder zur Ohlau (Anfang der Heiligen Geistgasse) reichte, wurde 1327 mit der Stadt Breslau vereinigt. Damit hatte diese die erste größere Annexion vollzogen. Aber seltsamer Weise hatte die nur 64 jährige Selbständigkeit der „Neustadt“ ein Echo in einem 500 jährigen Partikularismus gefunden, welcher erst der Neuzeit zum Opfer gefallen ist . . .



Völlig spurlos verschwand das alte Falknerdörflein im Westen der Stadt. Seit ihrer ersten Zeit ist von ihm keine Rede mehr. Vermutlich ist es spätestens durch Vertrag mit dem Herzog in sie einverleibt worden, als die Erweiterung über die westliche künstliche Ohlaummündung hinaus zur Notwendigkeit wurde, also im Beginn des 14. Jahrhunderts. Das Falknerdörflein dürfte auf der Stelle des Burgfeld- und Barbara-Viertels gestanden haben.

Wie es scheint, ist im Laufe der Stadterweiterung über die Ohlau auch erst die Einverleibung des kleinen Tuchweberviertels des Ketzerberges erfolgt. Seit die Stadt ihre Grenzen mit der zweiten Mauer bis ungefähr an die Linie der heutigen Promenade hinausgerückt hatte, in der Mitte des 14. Jahrhunderts, war von Einverleibungen ganzer benachbarter Orte bis in unser Jahrhundert herein keine Rede mehr. Sogar das Bürgerwerder-Eiland weist noch vor 100 Jahren seinen besonderen Gerichtscholzen auf, was doch offenbar an seine frühere Selbständigkeit erinnert.



Die Stadt war auf allen Seiten dicht von einem Ringe von Vororten umgeben, welche unter den verschiedensten geistlichen Herrschaften standen, aber ihre eigene Verwaltung besaßen. Einzelne Teile dieser „Vorstädte“, wie sie mit Vorliebe bezeichnet wurden, standen auch unter der obersten Gerichtsbarkeit des Rates der Stadt, hatten aber ihre Selbstverwaltung, gehörten also nicht eigentlich zur Stadt. Die Verhältnisse waren vielfach recht unklar. So übte z. B. der Rat schon auf Grund der Verleihung des Magdeburger Rechts von 1261 über einen Teil der Sandinsel eine Verwaltung aus, welche diesen Distrikt

als Anhängsel der Stadt erscheinen ließ. . . . Man hatte in den meisten Vororten das Bild eines wirren Durcheinanders von besonderen Gemeinden.

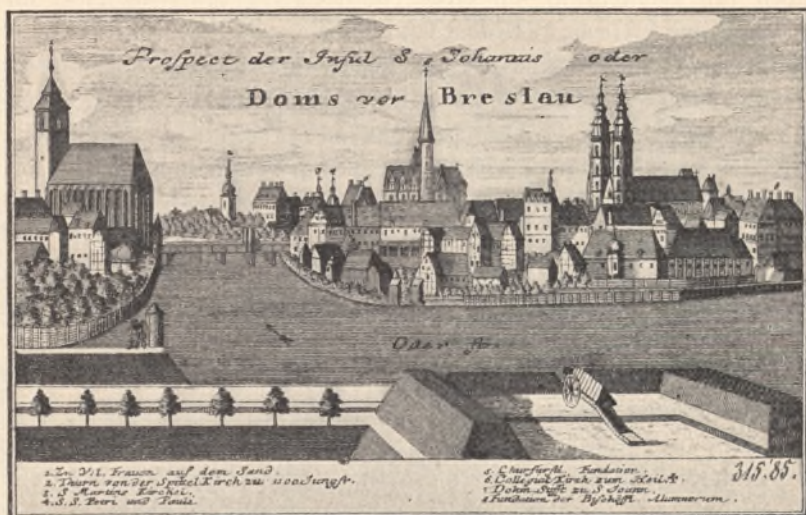
So gab es auf dem Elbing, einem topographischen Begriffe, der allmählich auf das ganze Gebiet der heutigen Odervorstadt, so u. a. auf das Dorf Kapina, in der Gegend der 11 000 Jungfrauenkirche, übertragen worden war, drei verschiedene Dorfgemeinden mit je einem Gerichtscholzen. Der Vinzenz-Elbing umfaßte im wesentlichen den Lehmamm, die Neue Junkernstraße und das später angelegte Polnisch-Neudorf (Michaelisstraße). Der „Elbing St. Matthia“ (d. h. der dem Matthiasstift unterstehende) war von der mittleren Matthiasstraße, der Mehl- und Klingelgasse gebildet. Das „Stadtgut Elbing“ endlich nahm den ganzen nordwestlichen Elbing von den Brücken an (Rosenthalerstraße, Schießwerdergebiet 2c.) ein.

Auch die Tschepine wies drei verschiedene Gemeinden und Gerichtscholzen nach den drei Jurisdiktionen auf. Den größten Teil umfaßte die Gerichtsbarkeit des Klaren-Klosters. Ein Stück der heutigen Fischergasse stand unter dem Archidiaconus des Domstifts, die wenigen Häuser hatten einen besonderen Gerichtscholzen. Eine wahre Zwerg-Gemeinde von wenigen Häusern bildete das Stadtgut mit seinem Gerichtscholzen.

Auf dem sogenannten „Anger“ vor dem Schweidnitzer Tore, wo man die einzelnen, zwischen Gärten und Wiesen verstreuten Häuser an den Fingern herzählen konnte, gab es gar vier verschiedene oberste Gerichtsherrschaften, deren Gebiete wirr durcheinander liefen: den Rat der Stadt, den Bischof, die Johanniter (Malteser)-Commende zu Corpus-Christi (das Freiheitsgäßchen) oder die „Commende-freiheit“ und das Klarenstift. Doch scheint es hier bloß einen Gerichtscholzen „auf beiden Angern der Schweidnitzer Vorstadt“ gegeben zu haben. Nicht weit davon lag die selbständige Gemeinde Siebenhuben, die einen Erb- und einen Gerichtscholzen hatte.

Vorn Ohlauer Tore lag der uralte Flecken von St. Moritz. Über ihn, der die innere Klosterstraße, den Mauritiusplatz und die Margarethengasse umfaßte, und über draußen liegende Distrikte hatte der Archidiaconus des Domes die Gerichtsbarkeit. Die äußere Klosterstraße und andere Teile der Vorstadt standen unterm Bischofe. Die äußersten Distrikte derselben (Weidendamm 2c.) standen unter dem Magistrate. Das gab aber drei verschiedene Gemeinden und zwei Erb- und Gerichtscholzen.

Endlich hatte auch die heutige Scheitniger Vorstadt drei verschiedene Gerichtsbarkeiten: die fürstbischöfliche über den Hinterdom und die vordere Ufergasse (den „Flügel“), die Archidiaconats-Jurisdiktion über das vorderste Stück dieser Vorstadt und die des Rats der Stadt über „Neu-Scheitnig“ oder den hinteren Teil der Ufergasse zc. Doch gab es hier nur zwei Gerichtscholzen, einen auf dem Hinterdom und einen in Neu-Scheitnig. Vermutlich haben die Klaren-Frauen ihre Besitzungen auf dem Stern und auf dem Unger durch ihren



Dominfel.

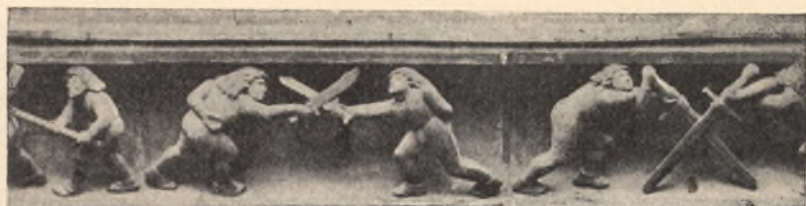
Tschepiner Scholzen versorgen lassen. Die Breslauer Vorstädte einschließlich des Dominfel-fleckens und des dem Augustinerstift unterstehenden Teils der Sandinsel waren also aus 15 verschiedenen Gemeinden zusammengesetzt. Die große Kommunal-Reform, welche auf die Einführung der Städteordnung, die Entfestigung der Stadt und die Aufhebung der geistlichen Stifte folgte, fuhr im Beginn der 20er Jahre wie mit einem großen Schwamme über dieses verwirrende Durch- und Nebeneinander von Jurisdiktionen und Gemeinden und verlebte sie der Stadt nunmehr als wirkliche Vorstädte ein.

Das raschere Tempo, welches die Großstadt nach dem Beginn der Eisenbahn-Periode im Wachstum einschlug, führte bekanntlich schon 1868 zu einer neuen Annexion von sieben Dörfern: von Gabitz, Höfchen-Commende, Neudorf-Commende, Lehmgruben, Huben auf der

Südseite, und von Fischerau und Scheitnig auf der Nordostseite von Breslau. Hierunter können Gabitz — eine aus Goywitz (Goy vitiz nasser Gau) verhungzte Benennung — und Scheitnig — Szczytniki, das Dorf der herzoglichen Schildmacher — auf ein höheres Alter zurückblicken, als die deutsche Stadt Breslau. Die im Anfang dieses Jahrhunderts einverleibten Vorstadtgemeinden wiesen teilweise bis in die neuere Zeit herein mehr oder minder Spuren ihres früheren Dorf-Charakters auf, so z. B. die Siebenhüben, ganze Partien der Tschepine, der äußeren Klosterstraße, des Hinterdoms und Polnisch-Neudorf. Dagegen hat der moderne Baugeschmack in der jüngeren Annerion, besonders im Süden der Stadt die alten Dorfstrahlen in kaum zwei Jahrzehnten so gründlich beseitigt und in einer neuen imposanten Vorstadt aufgehen lassen, daß nur noch farge Spuren der alten Dörfer vorhanden sind. Nur Scheitnig macht durch seine vorgeschobene Lage noch den Eindruck eines Vorpostens der Stadt, bezüglich dessen der Fremde zweifelhaft sein kann, ob er sich noch auf Breslauer Boden befindet.

In der neuesten Zeit am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte rasch nach einander die Einverleibung des uralten, aus der slawischen Zeit stammenden Pöpelwitz (Popowicz, Priesterdorf), des verjüngten Kleinburg (einst Borek, Klein-Wäldchen), der Dörfer Morgenau, Herdain und Dürrgoy. . . . Es ergibt sich aus dieser Rückschau, daß die Vorstädte, die allerdings im Laufe der neueren Zeit die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung Breslaus beherbergen, während noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Altstadt die Hauptmasse barg, aus einer Mosaik vieler Ortschaften bestehen.





Stadtgründer. Tuchhaus. Reichframe. Bänke.

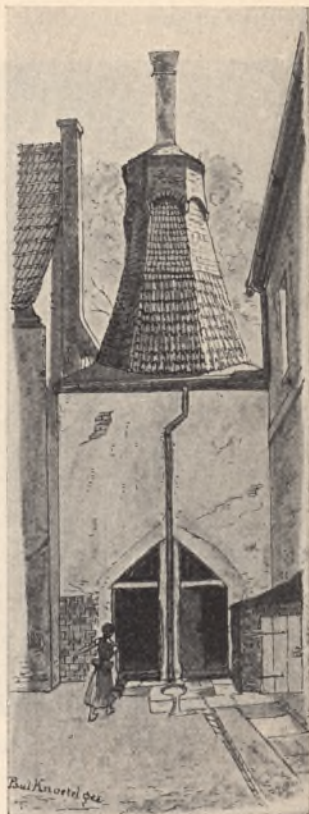
Weder ein literarisch veranlagter Stadtschreiber, noch ein gelehrter Mönch im deutschen Breslau des 13. Jahrhunderts hat es der Mühe für wert gehalten, die Gründung der deutschen Stadt und deren erste jugendliche Sturm- und Drangperiode zu beschreiben. Ein im Kampfe mit hundert Widerwärtigkeiten und Gefahren zum Heldentum erstarktes Geschlecht von Kaufleuten und eine in arbeits- und kampffrohen Innungen Schulter an Schulter gescharte Bürgerschaft hatte im Wechsel zwischen kraftvollem Schaffens- und Erwerbsdrange und feck aufbrausender Lebenslust keine Zeit und kein Geschick, die verrichteten Taten der Arbeit auch noch zu beschreiben.

Da niemand die Geschichte der „Stadtschöpfung“ verzeichnet hat, die sich, während die Schrecken des Mongolensturms von 1241 noch nachzitterten, auf dem jungfräulichen Heide- und Buschlande zwischen St. Maria Magdalena und St. Nicolai vollzog, so geriet sie bei den Nachkommen in Vergessenheit. Der Umstand, daß die junge Stadt in raschem Aufblühen bald mit den alten polnischen Orten auf der Dom- und Sandinsel und deren Anhängseln zusammenwuchs, von denen sie den Namen entlehnt hatte, erleichterte es den alten polnischen Geschichtsschreibern, die echt deutsche Stadt einer polnischen Mutter unterzuschieben. So nur konnte es kommen, daß die guten Breslauer bis in die neueste Zeit in vollem Ernste vermeinten, das polnische Dorf sei der Anfang ihrer Stadt gewesen.

Erst die heimische Geschichtsforschung der letzten Jahrzehnte entlarvte die Sage von der struppigen Herkunft der Stadt als eine geschicht

erfundene historische Lüge und widerlegte die Annahme, daß die alten Breslauer germanisierte Polaken gewesen.

Während uns die alte Geschichte bereitwillig die Namen der Gründer phönizischer und griechischer Pflanzstädte nennt, können die Namen der Gründer deutscher Städte nur mühsam aus den Angaben alter wortfarger Urkunden, wenn es überhaupt möglich, herausstudiert werden. Und so tritt aus dem leuchtenden Morgennebel der über der Jugend von Deutsch-Breslau lagert, zunächst jener Heinrich hervor, der als „Locator“ oder „Austuungs-Kommissar“ das zwischen den Inhabern des alten deutschen Kaufhauses und der Herzogin Anna geschlossene Abkommen zur Ausführung brachte und die Anlegung der Stadt leitete, um dann hierfür, wie üblich, mit der Würde eines Erbvogtes oder Burggrafen, der die landesherrlichen Rechte zu vertreten, das Gericht zu sitzen hatte, und verschiedenen materiellen Vorteilen belohnt zu werden. Doch wer weiß etwas Näheres über ihn? Er soll sich bereits am Hofe des Herzogs Heinrich des Bärtigen aufgehalten haben und scheint einer der hervorragendsten „Agenten der deutschen Kolonisation“ gewesen zu sein. — Höchst wahrscheinlich mitbeteiligt an der Stadtgründung war sein Bruder Sifrid (Sigfrid), dessen Namen wir in der ersten auf uns gekommenen Schöffenliste (von 1254) aufgeführt finden, der wohl also aus dem alten deutschen Kaufhause stammte und der in dem Verfahren, das zur Heiligsprechung der Herzogin Hedwig führte, eine bedeutende Rolle als Wunderzeuge spielte. Als dritter im Kreise der bekannten Stadtgründer mag auch der ebenfalls in besagter Schöffenreihe erwähnte Gotkinus oder Godko genannt werden, der von seiner zeitweiligen Würde als Vogt der deutschen Gemeinde Krakau später der „Stillevogt“, d. h. gewesene Vogt, hieß, wovon seine Familie, die fast ein Jahrhundert sich in der



ersten Reihe des Patriziats behauptete, den Namen Stillevogt trug. Ob wir in den Namen der bereits erwähnten Schöffenliste von 1254 und in denen der ältesten bekannten Konsuln von 1266 diejenigen von Stadtgründern vor uns haben, und ob die stolzen Kauf- und Schloßherren-Geschlechter der Banz, Herden, Slup, Tindal u. a. bereits dem Kaufhause an der Sandbrücke entstammten und an der imposanten Stadtschöpfung mitwirkten, wird sich wohl niemals feststellen lassen.



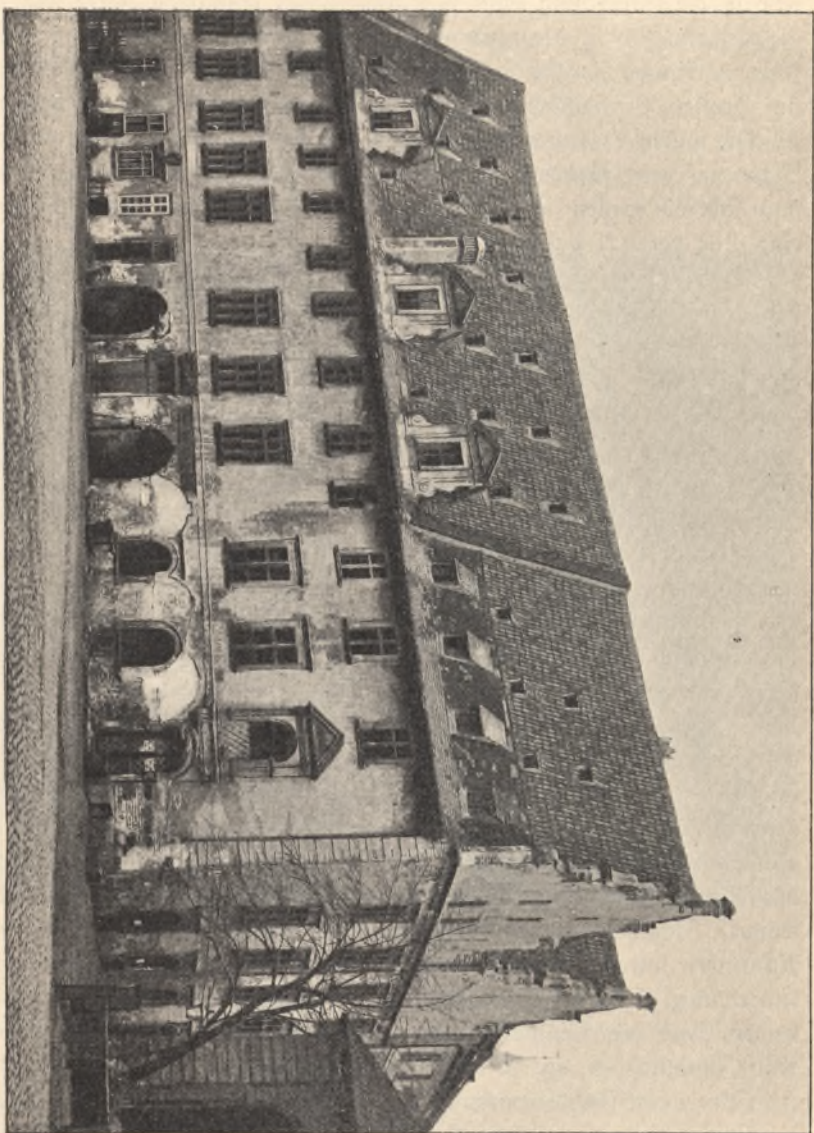
Eine Sitzung im Breslauer Rathaus.

Wenn aber auch die trocknen, wortfargen Urkunden nur widerwillig Auskunft geben, und wenn auch kein heimischer Poetenmund eine beredete Schilderung des Sturmes und Dranges der ersten Jugend Deutsch-Breslaus gibt, so reden doch die imposanten geraden Linien des gewaltigen Marktquadrates, seines inneren Rathaus- und Geschäftsvierecks, der ausgesparten kleineren Quadrate im Südwesten und Nordwesten und der rechtwinklig auslaufenden Straßenansätze — womit uns der Umfang der ersten Gründung gegeben erscheint — eine zwar stumme aber überwältigende Sprache, die man allerdings auch lange

Zeiten hindurch nicht recht verstanden hat. Hatte man sich doch so sehr in die Vorstellung vom stadtmütterlichen polnischen Dorfe und in die Ursprünglichkeit der krummen Ohlaugassen hineingelebt, daß man jene gradlinige, geräumige Anlage für das Produkt eines Neubaus auf großer Brandstätte hielt. Wir aber mit historisch geschärften Blicken wissen es besser, wir wissen, daß wir im Mittelpunkte unserer Stadt auf dem Boden der alten deutschen Stadtschöpfung stehen und daß sich die Linien jenes altehrwürdigen Stadtplanes hier nicht um eine Elle verrückt haben.

Das schöne gotische Rathaus, dessen strenge Formen der Hauch der Renaissance gemildert hat, stammt allerdings nicht aus der ersten Jugend der Stadt, sondern ist das Werk ihres vollkräftigen Mannesalters. Dafür aber repräsentiert das nördlich sich daran schließende große Häuser-Quadrat recht eigentlich den erweiterten Kaufhof der jungen deutschen Stadt mit seinen gewerblichen Umgebungen. Die alte Hochburg der Kaufleute, von denen die Stadtgründung ausging, also der wahrscheinlich älteste Sitz ihrer Macht in derselben, war das Kauf- oder Tuchhaus, wie es nach dem vornehmsten Handelsartikel genannt ward. Es enthielt die Tuchkammern, die hier fast 600 Jahre das einst kostbare Vorrecht der sogenannten „Kammerherren“ bildeten. Jede der in einer Doppelreihe angelegten 40 Kammern, eine Ziffer, die all die Zeit unverändert blieb, war 11 Ellen lang und 7 Ellen breit. Der mit gotischen Bogen versehene Eingang diente zugleich als Fenster und wurde mit einer Eisentür verschlossen. Gegen Westen und Osten hatte das Tuchhaus je zwei hohe spitzbogige Tore, während den von Norden nach Süden die Kammern durchschneidenden Quergang Gitterpforten absperreten. Als vor dem westlichen Ausgange am Ende des Mittelalters das Leinwandhaus (auf der Stelle des jetzigen Stadthauses) erbaut wurde, trennte man dieses von den Kammern durch eine hohe, mit Zinnen versehene Mauer, welche die neuerbauten Spitzbogentore durchbrachen, aus denen man durch die beiden Tore des Leinwandhauses — gerade wie jetzt unterm Stadthause hindurch — auf den Marktplatz gelangte.

An diesen Tuchkammern haftete wahrscheinlich schon von dem Tage der Stadtgründung an das Privilegium des Tuchausschnittes im einzelnen (nach Ellen), d. h. nur die Inhaber besagter Kammern, die ersten Patrizier der jungen Stadt, hatten das Recht, den Tuchausschnitt zu betreiben; und durch Bestätigung dieses Privilegiums durch Herzog Heinrich IV. wurde den Tuchmachern, die vorwiegend



Das ehemalige Leinwandhaus (auf der Stelle des jetzigen Stadthauses).

die Neustadt bewohnten, aber auch in der Altstadt zahlreich vertreten waren, der Tuchausschnitt bei Strafe von einer Mark (= 28 Reichsmark, nach heutigem Geldwert aber etwa das Vierfache dieser Summe) verboten, außer wenn fünf Personen zusammen ein Stück Tuch kauften. Über die Kammern führte ein herzoglicher Beamter, der „Kammer-Meister“, die Aufsicht, und unter derselben wurden die Tuche in dem östlich am Ausgange der Kammern gelegenen „Streichgaden“ gestrichen, d. h. gemessen und danach amtlich gesiegelt.

Mit der Zeit ging dieser Streichgaden samt den Kammern allmählich in das Eigentum der sich 1339 zu einer Gilde gleich den Zünften zusammenschließenden Tuchkaufleute über, die die „Kommunität der zur Kammer stehenden und Kammerrecht genießenden“ Tuchkaufleute bildete, daher auch kurzweg „Kammerherren“ oder „Tuchherren“ genannt. Es muß bemerkt werden, daß sich die Umwandlung der öffentlichen Verkaufsstätten, also der Kammern, Reichframe, Bänke, Buden und Bündel aus öffentlichem in Privateigentum nur sehr allmählich vollzog. Die Tuchkammern und die „Kommunität“ der Tuchkaufleute verloren in späteren Jahrhunderten mit dem Sinken des Breslauer Handels infolge anderer Handelswege und Produktions-Verhältnisse ihre einstige Bedeutung.

Es kamen Zeiten, wo diese Tuchkammern zwar noch der Ausdruck eines stets von neuem (zum letzten Male 1804) bestätigten Privilegiums, aber nicht mehr die ausschließlichen Hochsitze des kaufherrlichen Besitzes waren. Die Tuch- und „Kammerherren“ dieser letzten Zeiten hatten nur noch wenig mit dem in Hof- und Staatsdienste getretenen und geadelten und teilweise im Landadel aufgegangenen Patriziate zu tun. Sie standen nicht mehr über den Reichfrämern, ja kaum noch über reichgewordenen Parfrämern, und nur ihr uraltes Privileg umgab sie mit einem Nimbus. Noch bis in die letzten Zeiten dieses Privilegiums hatten sich besondere Aufnahme-feierlichkeiten erhalten. Wer „Kammerrecht“ erwerben wollte, mußte natürlich Bürger und gelernter Kaufmann sein. Die Bewerber wurden von zwei Freunden in den Kreis der einberufenen „Kammerherren“ geführt, worauf der eine der Freunde für seinen Schützling um das „Kammerrecht“ bat. Es erfolgte nun in Abwesenheit des abgetretenen Bewerbers eine Beratung über seinen Lebenswandel und ob er eine ganze oder bloß eine halbe Kammer haben könne. War das alles befriedigend erledigt, so wurde dem wieder herbeigerufenen Bewerber der Pergamentbrief vorgelesen, der vom Kammerrecht

handelte und in einer „Lade“ verwahrt wurde. Danach mußte der Aufzunehmende „Gold und Silber auflegen“, nämlich 2 ungarische Gulden-Dukaten und 36 Weißgroschen, außerdem hatte er 32 Weißgroschen für zwei „Täppe Malvasia“ (jede eine Topf-flasche zu vier Quart), 8 Groschen den Kammerwächtern und 4 Groschen auf vier „Egel (Igel)“ Schweidnitzer Bier zu spendieren. Der Älteste des Kaufhauses trank dem neuen Genossen das Kammerrecht zu und dieser mußte allen Kammerherren ein Essen geben (vor Alters fand dasselbe im „Welschen Weinhaufe“, wo jetzt das Haus zur „Goldenen Krone“ am Ringe steht, statt) und auch den Kammersehreibern eine „gute Polseffke“ (polnische Suppe) mit dazu gehörigem Getränk bestellen. In den letzten Zeiten fand die Aufnahmefeierlichkeit auf der Börse statt, wo der Handelskonsulent und der älteste Kommerzienrat Reden hielten. Die des letzteren schloß regelmäßig mit den Worten: „Wenn Sie werden auflegen Gold und Silber, so wird man Ihnen das Kammerrecht erteilen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann steckte er dem neuen Kammermitgliede einen mit Blumen umwundenen silbernen Reifen — als Sinnbild der Einigkeit — an den Arm (früher schmückte man auch sein Haupt mit einem Kranze), worauf er den Handschlag leistete. Ein Schmaus für 120 Taler beschloß die Aufnahmefeierlichkeit.

Die Tuchkammern hatten im Laufe der Zeit besondere Bezeichnungen erhalten, von denen manche für zwei auch drei Kammern galten. Es gab da einen goldenen Wolf, Schlüssel, Stern, Zepter, Bär, Baum, Apfel, Anker, eine goldene Krone, Sonne und Gans, ein goldenes Kreuz, einen Schwan, Schützen, Mühren, Hund, Fuhrmann, König von Preußen, einen Segen Jacobs, einen schwarzen Adler, weißen Bär, braunen Hirsch, einen grünen Polack und einen „Kobermann“. Eine Reihe der alten Kammer-Symbole hat sich in den Bezeichnungen der Häuser der Elisabethstraße erhalten. Das Tuchhaus wurde nach einer alten Ordnung in den verschiedenen Jahreszeiten zu verschiedenen Zeiten geöffnet (am frühesten um 6 Uhr, am spätesten um 8 Uhr) und geschlossen (am frühesten um 3 $\frac{1}{2}$, am spätesten um 6 Uhr).

Der oben erwähnte Streichgaden vor den östlichen Pforten der Tuchkammern war gewissermaßen das amtliche Symbol der wirtschaftlichen Herrschaft der patrizischen Tuchkaufleute, mit der ihre politische Herrschaft in der alten Stadtrepublik Breslau innig verknüpft war; durch das oben charakterisierte Privilegium des Tuchausschnittes



Altes Portal der „Goldenen Krone“,
jetzt am Gebäude des Staatsarchivs in der Tiergartenstraße.

befanden sich die zahlreichen Tuchmacher wirtschaftlich vollständig in den Händen jener Großkaufleute. Dieselben konnten den Produzenten souverän den Preis ihrer Erzeugnisse bestimmen und vermochten es zugleich, die übrigen Bevölkerungsklassen, die des Tuches bedurften, zu zwingen, einen höheren Preis für die Ware zu zahlen, als sie bei der direkten Entnahme des Tuches bei den Produzenten zu zahlen

gehabt hätten. Es läßt sich daher denken, wie das Privilegium des Tuchausschnittes immer wieder neuen Zündstoff lieferte, zumal es ja in der Hand der herrschenden Kaufherren lag, sich durch Zoll- und Marktordnungen, die ihnen willig von den Herzögen und später von den böhmischen Königen gegen gutes Geld bestätigt wurden, jede lästige Konkurrenz durch auswärtige Händler vom Leibe zu halten.

Wiederholt haben die Tuchmacher der Neustadt, die bis 1327 eine eigene Stadtgemeinde bildete, sich um die Errichtung eigener Tuchkammern und eines Streichgadens beworben, stets vergeblich. Die nächste Folge war die aufrührerische Bewegung von 1333, wo die Sprecher der Tuchmacher der beiden vereinigten Städte vor dem Herzoge und Rat auf die höhnische Frage nach ihren Rechten voll Ingrimm auf ihre Messer, die sie an der Seite trugen, schlagend, ausriefen: „Das sind unsere Beweise!“ und darauf hinwiesen, daß 900 Tuchmacher-Gesellen in Waffen und Panzern bereit ständen. Die Folge war, daß drei Haupträdelsführer geköpft und die vier Geschworenen der beiden Zünfte auf ewig aus der Stadt verwiesen wurden. Die Gärungen wiederholten sich bis zur Revolution von 1418, der das bekannte blutige Strafgericht von 1420 und eine neue Befestigung der Patrizierherrschaft folgte.

Aus den Resten der 1339 gegründeten „Kommunität“ der zur Kammer stehenden und Kammerrecht genießenden Tuchkaufleute, von welchen nur noch 15 übrig waren, und aus der bisherigen Zunft der „Reichkrämer“, sowie den Buch-, Kunst- und Musikalien-, Papier- und Weinhändlern und den Eisenkrämern bildete sich die „rezipierte Kaufmannschaft“.

Die Gesetze von 1810 und 1811, welche mit allen Privilegien im Erwerbsleben aufräumten, machten auch dem Privilegium der Kammerherren das wohlverdiente Ende. Wie sehr es bereits heruntergekommen war, geht aus der Tatsache hervor, daß das Recht jeder Kammer behufs Ablösung nur auf 930 Tlr. geschätzt werden konnte, also bloß etwas höher als eine Gräupner-Gerechtigkeit, aber niedriger wie ein privilegierter Pfefferkuchentisch. Brot- und Fleischbänke, Branntwein-Urbare, Sälzerbauden u. ergaben das Doppelte bis Vierfache. Wie würden sich die alten Patrizier in ihren Gräften vor Zorn umgedreht haben, wenn sie das gewußt hätten!

Noch ein volles Jahrzehnt stand das Tuchhaus, das trotz mancher Veränderungen, die es erlitten haben mochte, doch ein Zeuge der ersten Jugend der deutschen Stadt war. Am 5. März 1821 erfüllte

sich endlich sein Schicksal. Es begann seine Niederreißung. Einer der letzten Kammerherren, Wilh. Quakulinsky, hatte nämlich zusammen mit Christian Kaboth die Verwandlung des Tuchhauses in eine Straße angeregt. Lust und Licht war die Lösung der neuen Zeit. Schon am 15. April 1822 eröffneten Richter und Butschkow ihre Gewölbe in der neu angelegten Tuchhausstraße. So sollte wenigstens der Name derselben pietätvoll noch an den alten stolzen Kaufhof erinnern, um den sich das herrliche Markt-Quadrat auferbaut hatte. Aber die Loyalität war stärker als die Pietät. Im Jahre 1824 mußte der recht glücklich gewählte Name der Bezeichnung „Elisabethstraße“ weichen und zwar zum Gedächtnis an den Besuch der damaligen Kronprinzessin, nachmaligen Königin Elisabeth. Wir zweifeln sehr, ob nach 50 Jahren außer einer Handvoll gut unterrichteter Leute jemand in Breslau wissen wird, welche Bewandnis es mit dem besagten Straßennamen hat, während die bei der ältesten Generation noch unvergessene Bezeichnung „Tuchhausstraße“ dem denkenden Breslauer auch noch nach Jahrhunderten etwas erzählen würde.

Die „rezipierte Kaufmannschaft“ (die heutige Vereinigung christlicher Kaufleute) war die Rechtsnachfolgerin jener „Tuchherren“ und Erbin der auf dem „Streichgaden“ haftenden „Gerechtigkeit“, bis in der Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts der Magistrat die Ablösung der an den Verein christlicher Kaufleute jährlich zu zahlenden 450 Mark für das aufgehobene Privilegium des längst verschwundenen „Streichgadens“ in die Wege leitete. Damit erlosch die allerletzte Spur der ehemaligen Kammer-Gerechtigkeit.

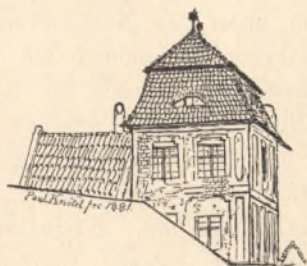
Parallel mit der Elisabethstraße läuft der Eisenkram, ein Gäßchen, das in Bauart und Bestimmung noch sehr stark seinem Namen und früheren Berufe entspricht. Schon anno 1429 schrieb man vom „Eysencrom under den Reichencromen“. Das Gäßchen diente einst manches Jahrhundert hindurch den 47 $\frac{1}{2}$ Reichkrämen, in denen der Einzelhandel für Waren, die nach Elle und Pfund verkauft wurden, mit Ausnahme des Tuch- und Gewandschnittes, der eben ein Privilegium der „Kammerherren“ war, der Innung der Reichkrämer*), den Kaufleuten zweiter Klasse, gestattet war. Doch war ihnen der Großhandel untersagt. Schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde hundert anderen Kaufleuten ein kaiserliches Privilegium auf Groß- und Einzelhandel erteilt, so daß das Vorrecht

*) Man leitet die Bezeichnung auch von „Reihe“ ab, also „Reihekrämer“.



der Reichkrämer zur Fessel für sie wurde. Sie zogen es allmählich vor, ihre Spezialewarenhandlungen in gemieteten Räumen außerhalb der „Reichframe“ anzulegen, deren Besitz eben nur ihre „Handels-gerechtigkeit“ repräsentierte. Im dunklen Gäßchen blieben endlich nur die Eisenkrämer zurück, die schon frühzeitig einen hervorragenden Zweig innerhalb dieser Zunft gebildet hatten. Bei der Ablösung hatten die Reichframe denselben Wert wie die Tuchkammern. So erinnert aber doch noch die Bezeichnung „Eisenfram“ an den Zweck, dem dieses Gäßlein über ein halbes Jahrtausend gedient hat.

Der Name „Topffram“ ist neueren Ursprungs. Einst befanden sich in diesem jetzt lichten Gäßchen von den Zeiten Heinrich IV. an so manches Säkulum hindurch die Schuh- und Brotbänke, dann auch die Leinwandreißer, und oben drüber stand ein in verschiedene Böden eingeteiltes Haus, das sogenannte „Schmetterhaus“ (sprich Breslauisch: „Schmäterhaus“), in welchem ebenfalls Leinwand, aber auch Kürschnerwaren feilgeboten wurden. Es fiel 1824, und die Besitzer der Häuser der Riernerzeile benutzten diese Gelegenheit, um ihre Grundstücke nach hinten zu erweitern. Im allgemeinen aber erzählt das ganze Quadrat, das vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1859 im Westen durch das Leinwandhaus seinen teilweisen Abschluß fand, und an dessen Stelle das schöne Stadthaus getreten ist, noch viel genug von den Tagen, in denen hier unternehmungsfrohe Kaufleute im Bunde mit wagemutigen Handwerkern mitten im fremden Lande sich anbauten.



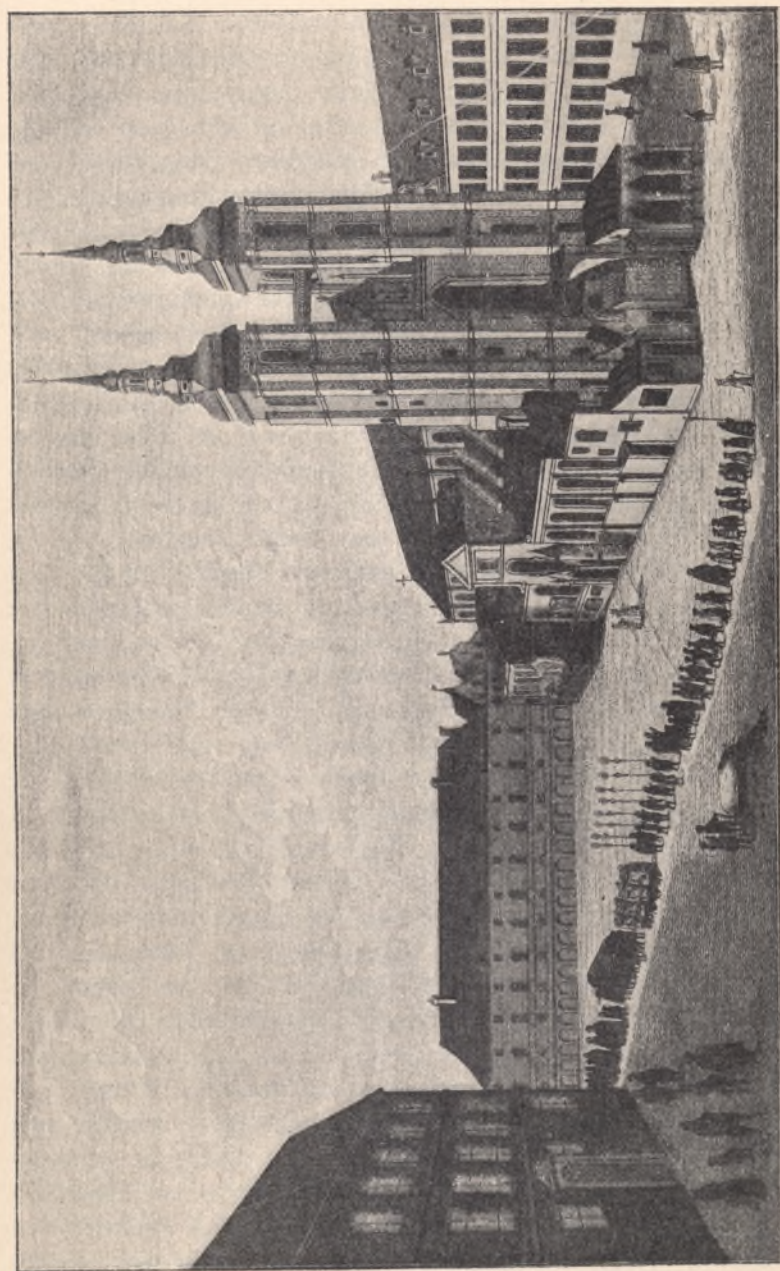


Was drei alte Gassen erzählen können.

Die drei Gassen, welche die Nord-, Ost- und Südseite unseres Ringes halbieren, führen den augenfälligen Beweis, daß schon den Altvordern trotz des geringeren Umfanges der Stadt und obgleich „Zeit“ damals noch nicht so sehr wie heut „Geld“ war, sehr viel an einer direkten Verbindung des Marktes mit dessen Parallelgassen gelegen hat. Am meisten zieht nun ohne Zweifel die breite Unterbrechung der Ostfront des Ringes die Aufmerksamkeit des über das Werden der Stadt sinnenden Beobachters auf sich. In derselben Breite wie die rechtwinklig an das Marktquadrat anschließenden Hauptstraßen angelegt, will sie einem fast wie eine an ihrer weiteren Fortführung verhinderte Hauptverkehrslinie bedünken. Wüßte man nicht genau aus vielen alten Urkunden, daß diese Straße schon vor länger als einem halben Jahrtausend bestanden hat und der Sitz einer der ältesten Apotheken Breslaus so manches Säkulum hindurch gewesen ist, und sähe man nicht in ihr eine Reihe recht alter Häuser, man wäre versucht, sie für das Produkt eines modernen Straßendurchbruches zu halten. Im Mittelalter waren aber derlei Durchbrüche und zumal in einer solchen Breite völlig ausgeschlossen. Man bedurfte bei der wachsenden Bevölkerung allzusehr des Raumes innerhalb des Mauergürtels, um sich solchen Luxus gestatten zu können. Es unterliegt keinem Zweifel — besagte Gasse war bereits in dem Entwurfe des herrlichen Marktquadrates und der angegliederten beiden Nebenplätze und der ersten Gassen vorgesehen — nach welchem die Stadtgründung von 1241/42 erfolgte. Aber — so darf man doch wohl fragen — welchen Zweck hatte die Ausparung einer solchen Straßenbreite allein in der Ostfront des Ringes?

Bekanntlich existierte im Anschlusse an die linksufrigen Niederlassungen an der Sandbrücke und an die herzoglichen Kurien (am Ritterplatze) bereits auf der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts eine deutsche Niederlassung, deren Häuserlinien dem Zuge der heutigen Albrechtsstraße von St. Adalbert bis zur Altbüßerstraße entsprochen haben dürften. Als 1226 der Bischof Laurentius die Pfarrkirche des linksufrigen Breslau dem eben eingeführten Konvente der Dominikaner übergab, ordnete er den Bau einer neuen Pfarrkirche, der zu St. Maria-Magdalena, auf dem Unger an, der sich im Westen der deutschen Kolonie erstreckte und vermutlich den Blick auf einen weiten Waldkranz frei ließ. Die neue Kirche dürfte noch nicht gar lange ihre Pforten den Gläubigen geöffnet gehabt haben, als der Mongolensturm über Schlesien hereinbrach und die Bewohner auch der deutschen Niederlassung, die bereits die Rechte einer civitas (Stadt) besaß, zu Ostern 1241 mit ihrem Hab und Gut hinter die Mauern der Domburg flohen, nachdem sie ihre hölzernen Häuser und Hütten den Flammen übergeben hatten. Es ist nun nichts natürlicher, als daß sie, da die Gefahr vorüber war, wiederum an den Aufbau ihrer Behausungen gingen. Doch da regte es sich auch in ihrer Nachbarschaft. Da, wo nur wüstes Heide- oder Waldland sich dehnte, waren viele Hände tätig, unter der Ägide eines von den reichen und einflußreichen Herren aus dem deutschen Kaufhause engagierten Austuungs-Kommissars eine deutsche Stadt zu errichten, die schon in dem Grundrisse ihres Marktquadrats ihre Bestimmung zum Handels-Emporium aussprach. Was lag nun für die Bewohner der älteren kleinen deutschen Gemeinde näher, als ein Anschluß an die neue Stadtgründung, die ihnen größere wirtschaftliche und rechtliche Vorteile in Aussicht stellte? Und dieser Anschluß ist ohne Zweifel auch sofort erfolgt, denn es ist nach 1241 von einer deutschen Gemeinde neben der neuen deutschen Stadt keine Rede mehr.

Keine Urkunde aber verrät auch nur ein Wort von einem solchen Abkommen, von dem Zusammenwachsen der älteren Niederlassung von St. Adalbert-Maria-Magdalena mit der jungen deutschen Stadt. Doch wo die Pergamente schweigen, da redet auch hier wieder einmal eine uralte Gasse stumm aber überzeugend. Die so breit in der Ostfront des Marktquadrates der jungen Stadtgründung ausgesparte Gassenöffnung sollte gewissermaßen die geräumige, immer offene Tür bilden zwischen jener älteren Kolonie und dieser jungen Stadt. Diese Gasse wurde, und zwar wahrscheinlich noch bevor die Strecke zwischen



Prophet der andern Evangelischen Haupt-Kirche zu Maria Magdalena in Breslau. 1878

der nordöstlichen Ringkreuzung und dem westlichen Ende der „Gasse von St. Adalbert“, des östlichen Abschnitts der Albrechtsstraße, völlig ausgebaut war, zum direkten und breit ausgeprägten Bindegliede zwischen den beiden zu einem Gemeinwesen verschmolzenen deutschen Niederlassungen. Da die Pfarrkirche der neuen Stadt, welche auf dem im Nordwesten erkerartig an den Marktplatz angeschlossenen kleineren Quadrat erbaut werden sollte, erst mehrere Jahre später vollendet wurde — nämlich die Elisabethkirche — waren die Bürger der neuen Stadt lange Zeit auf die Maria-Magdalenen-Kirche angewiesen, die von dem Brande möglicherweise garnicht gelitten hatte. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß die gedachte stattliche Gasse zunächst dem Zwecke dienen sollte, den Bürgern der jungen Stadt den Besuch des genannten Gotteshauses zu erleichtern. So wäre denn die innige Verbindung zwischen der älteren Gemeinde von St. Adalbert-Maria-Magdalena und der jungen Stadt zuerst in der Kirchengemeinschaft zum schönen Ausdruck gekommen. Und so würde denn die Gasse, welche gewissermaßen einen stattlichen Korridor zwischen dem Ringe und der Magdalenen-Kirche bildet, die Trägerin eines der bedeutsamsten Akte aus den ersten Jugendtagen der deutschen Stadt sein.

Bei dem für jene Zeiträume wunderbar raschen Aufschwunge derselben, gewann die gedachte Gasse auch bald die Bedeutung einer wichtigen Verkehrsader. Durch sie gelangte man auf dem kürzesten Wege aus dem östlichen Teile der Stadt in der Nachbarschaft der Magdalenenkirche nach den Tuchkammern, den Reichframen, den Brot- und Schuhbänken und nach dem Rathause. Schon frühzeitig wurde sie, da der durch allerlei Buden und Schragen vielbeengte Ring den gewaltigen Marktverkehr nicht mehr zu fassen vermochte, mit in das Marktgewühl hineingezogen. Sie trug schon im 14. Jahrhundert und wahrscheinlich damals schon seit langer Zeit die ihre Bestimmung verratende Bezeichnung „Hühnermarkt“ (Hunermarkt). Der Name blieb einige Säcula hindurch unangetastet, weil hier eben lange Zeit hindurch all’ das krähen- und piepsende und schnatternde Geflügel feilgeboten wurde. Eine spätere Marktordnung verwies dasselbe nach anderen Gegenden des Ringes, und gab den bisherigen „Hühnermarkt“ den Grünzeug-, Kräuter-, Blumen-, Kränze- und Singvögelhändlern preis. Noch bis in die neueste Zeit hinein drückten neben den Kränze- und Blumenhändlern die vielen Vogelbauer dieser Marktstraße ein eigenartig gemütliches Gepräge auf. Das Volk bürgerte die Benennung „Kränzelmarkt“ ein und kümmerte sich blutwenig

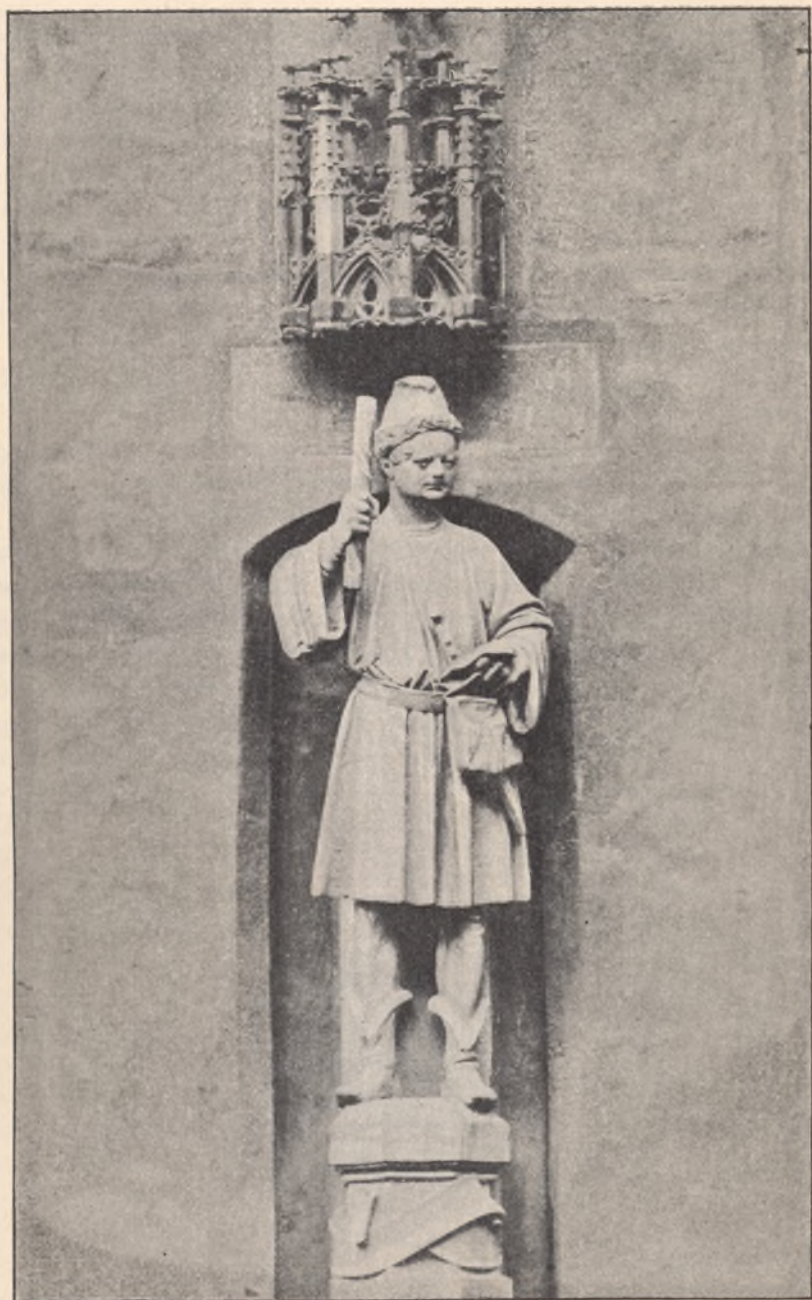
darum, daß im 18. Jahrhundert eine wohlweise Stadtobrigkeit in grober Unkenntnis der Stadtgeschichte den uralten Namen „Hühnermarkt“ in „Hintermarkt“ verhalhornt hatte. Wohl kam eine Zeit lang im Anfange dieses Jahrhunderts die volkstümliche Benennung „Kränzelmarkt“ auch amtlich zu Ehren, aber man zog dann wieder den nichts-sagenden Namen „Hintermarkt“ vor. Wie hübsch würde sich in Erinnerung an die urälteste Bestimmung dieser Straße und korrespondierend mit der gegenüber liegenden Elisabethstraße die Bezeichnung „Maria-Magdalenen-Straße“ machen!

Man könnte zweifelhaft sein, ob die beiden engen, als bloße Durchgänge beginnenden Gassen, welche die Nord- und Südseite des Ringes kaum wahrnehmbar unterbrechen, schon aus den Tagen der Stadtgründung stammen. Doch der auffällige Umstand, daß die besagten Gassen einander gerade gegenüber liegen und einigermaßen auch mit der nordsüdlichen Durchquerung der ehemaligen Bänke (Topf-*fram*), Reichframe (Eisen*fram*) und Tuchkammern (Elisabethstraße) korrespondieren, bildet einen nahezu zwingenden Hinweis darauf, daß diese Gäßchen bereits in der ältesten Anlage des Marktquadrats vorgesehen waren. Sie begannen eben einst nicht als Durchgänge unter Häusern, sondern waren nur von Schwibbogen überwölbt, wie alle kleineren Gassen. Über diese Schwibbogen sind erst später, als der Raum für die wachsende Bevölkerung innerhalb des Mauerngürtels immer spärlicher wurde, Häuser gebaut und auf diese Weise die Gasseneingänge in tunnelartige Durchgänge verwandelt worden. Bei dem Dorotheengäßchen war dies bereits vor 1475 geschehen, denn wir ersehen aus einer Signatur dieses Jahres, daß der reiche, hochangesehene und fromme Ratsherr Hans Crapff das Haus über dem einen der beiden Schwibbogen erbaut hatte, zu welchem er nun das über dem anderen Schwibbogen erbaute Haus hinzu erwarb. Die Stockgasse dagegen war noch 1491 nur durch einen Schwibbogen vom Ringe getrennt.

Aus der frappant an ein ausgezogenes Perspektiv erinnernden Verbreiterung der Stockgasse von Viertel zu Viertel ersieht man leicht ihre periodenweise Fortführung nach Maßgabe der übrigens sehr rasch vor sich gehenden Stadterweiterung in der Richtung nach dem Oderufer hin. Sie trug bereits vor 500 Jahren ihren heutigen Namen, den sie vom städtischen Gefängnis, dem sogenannten „Stoß“, erhalten hatte. Solche „Stöße“ gab es übrigens auch am Ohlauer Stadt- und am Fronleichnamstor (am Ende der Schweidnitzer-gasse).

Aber dieser im Mittelpunkte der Stadt gelegene „Stock“ scheint den „vornehmsten“ Rang unter dieser Art von Aufbewahrungsorten loser Buben, liederlicher Gesellen und schwerer Verbrecher eingenommen zu haben. Man war kein Freund vom langen Einsperren. Der „Stock“ bildete also nur einen Raum, wo sich heiße Köpfe abkühlen und gute Vorsätze für die ihnen bald wieder winkende Freiheit fassen konnten oder er war lediglich das Absteigequartier vor dem Gange nach dem Rabenstein. Einzelne Räume des „Stocks“ legten durch ihre Benennungen Zeugnis für den unverwüßlichen Volkshumor ab, der selbst dieses trübselige Institut nicht mied. Da war die „große“ und die „kleine Schuldkammer“, wahrscheinlich für hartnäckige Schuldner oder für große Verbrecher, das „Heu“, „die Kochanke“ (Geliebte), vielleicht für Frauenzimmer, „der alte Wolf“, „die Weiße“ und „das Mäuseloch“. Als man nach 1810 im alten Dorotheenkloster auf der Schweidnitzerstraße das sogenannte „Inquisitoriat“ einrichtete, wurde das alte Stockgebäude nach einander verschiedenen anderen Zwecken gewidmet. Der vorderste Teil der Stockgasse bis zum Nadlergäßchen diente dem Markttreiben und hieß im 17., 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts der „Kleienmarkt“, was in „Kleinemarkt“ verhunzt wurde.

Auch das Gäßchen, welches die Südfront des Ringes allerdings nach der Überbauung der alte Schwibbogen kaum bemerkbar unterbricht, verrät bei schärferem Hinschauen ebenfalls sofort seine allmähliche Entstehung. Das erste Viertel bis in die Junkernstraße markiert nach Süden die älteste Zone der deutschen Stadtgründung. Bei der Durchbrechung der Südseite der Junkernstraße, die wahrscheinlich erst erfolgte, als die 1291 geschaffene Stadt-Ohlau nicht mehr der schützende Stadtgraben war und an dieser Stelle eine direkte Verbindung des Ringes mit der jenseits der Ohlau entstandenen Vorstadt „Unter den Mälzern“ sich als nötig erwiesen hatte, folgte das „enge Gäßchen“, wie es im Mittelalter gewöhnlich genannt wurde, anfangs noch der alten Richtung, bis es zum flusse hin eine leichte Wendung nach links machte, welche es jenseits des Ohlausteges bis in die Gasse „Unter den Mälzern“ (Karlsstraße) beibehielt. Die Weiterführung des Gäßchens fand erst gelegentlich der Errichtung der Kirche und des Klosters zu St. Dorothea in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und offenbar nur aus Rücksicht auf diese Klosterstiftung statt. In der Tat trug ja auch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts nur dieser letzte Abschnitt die Bezeichnung „Dorotheen-Gasse“. Der



Figur am Rathaus über dem Schweidnitzer Keller,

mittlere Teil, der diesseits der Ohlau an den Schweidnitzer (später einzigen städtischen) Marstall grenzte —, da, wo heute die neue Königsstraße daherzieht —, deckte sich mit der Bezeichnung „Mönchesteg zu St. Dorotheen“ (Ende des 14. Jahrhunderts) oder später einfach „Dorotheensteg“. Der nördliche Abschnitt des Gäßchens führte bis in dieses Jahrhundert hinein die im Mittelalter unbekannte, historisch völlig unmotivierte und daher wohl aus einer mißverstandenen Überlieferung des Volksmundes hervorgegangene Benennung „Unterm alten Galgen“ oder „altes Galgengäßchen“. Ein Hochgericht war in dieser vornehmen Umgebung, wo stets die reichsten Patriziergeschlechter — die Banke, Trapff, Haunolt, Hornig, Monau u. a. — ihre Kauf- und Familienhäuser hatten, völlig undenkbar.

Weshalb weist nun die Westseite des Ringes keine Unterbrechung durch ein Gäßlein auf? Auch hierauf läßt sich eine Antwort geben. Hier wohnten in der ältesten Zeit die reichsten Kaufherren, sagen wir: die Stadtgründer. Ihre Grundstücke aber reichten wohl ausnahmslos bis in die Herren-gasse; und so besaß jeder dieser Kaufherren in dem langgestreckten Hofe seines Besitzes sein eigenes Privatgäßlein. Auch ist es wahrscheinlich, daß nach dieser Richtung die Erweiterung der Stadt, bevor die Handwerke ihren großen Aufschwung nahmen und sich den Westen eroberten, zunächst einen ländlichen Charakter trug.





Aus der Geschichte der Siebenkurfürstenseite.

Diese Bezeichnung der westlichen Ringsseite ist keineswegs alt. Sie lief lange Zeit, bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, parallel mit der Bezeichnung „Paradeplatz“, weil seit der preussischen Besitznahme Breslaus auf dieser Seite des Ringes die sogenannten Wachtparaden vor der Hauptwache abgehalten wurden. In früheren Zeiten hieß diese Ringsseite „An der Koie“ oder, was ungefähr dasselbe bedeutete, „An der Waage“. Diese Benennung wies darauf hin, daß sich hier das Zentrum des großen Marktverkehrs befand. Es liegt daher die Annahme sehr nahe, daß die Häuserfront dieser Seite wohl schon in der Jugend der deutschen Stadt die Handelsstuben und Warenlager, sowie die Wohnungen der vornehmsten Patrizier- oder Kaufherren-Geschlechter aufwies. Wenn auch die alten schönen Häuser der „Siebenkurfürstenseite“ in ihren westlichen Bestandteilen und namentlich in ihrem Giebelschmuck und sonstigen Ornamenten erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen und vielleicht höchstens hier und da in den Fundamenten, den Kellern bis ins Mittelalter zurückreichen, so spricht doch die Tiefe der Grundstücke, die zum größten Teil bis an die Herrenstraße reichen, für die sehr frühe Vornehmheit dieser Ringsfront, denn es ist doch anzunehmen, daß die Kurien (Höfe) als Besitztümer der ältesten Kaufherren-Geschlechter schon von Anfang an diese Ausdehnung hatten. Freilich müssen wir uns die Häuser des ersten Jahrhunderts auch auf dieser Seite des Ringes recht einfach vorstellen: etwa einstöckige Holzhäuser gotischen Gepräges mit einem Umgang vor der Türe und einem spitzen, hutähnlich darüber gestülpten Dache, das die einfachen Fenster in Schatten hielt; und daneben eine breite Einfahrt in den tiefen Hofraum, auf

dessen Grase Flügelvieh spazieren ging und die aus den Fruchtsäcken verstreuten Körner aufpickte, begrenzt von Vorratsräumen, Ställen und Scheunen. Denn nicht weit davon, jenseits der Ohlau, dehnten sich Gärten und Felder.

Das rasche Wachstum der Stadt und ihres Wohlstandes wird an Stelle dieser einfachen Holzhäuser, die vermutlich schon 1342 ein Opfer des großen Stadtbrandes wurden, vornehmere Bauten gestellt haben. In der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich bereits eine luxuriöse Bauart mit herrlich stilisierten Erkern eingebürgert.

Man darf wohl als Zeugnis für die frühe Vornehmheit gerade dieser Ringsseite den Umstand anführen, daß von König Johann von Böhmen, also von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an, die feierlichen Huldigungen des Breslauer Rates und der Bürgerschaft vor jedem neuen Herrscher unter freiem Himmel an der südwestlichen Ringecke stattfanden, bis man diese sehr bedeutungsvollen Akte, die stets erst der feierlichen Bestätigung der Stadtrechte durch den betreffenden Herrscher folgten, wohl auch vor die Quartiere der gekrönten Häupter verlegte, wo sich diese nämlich in der westlichen Häuserreihe, auf der „Siebenkurfürstenseite“, befanden. Auch erfolgten auf diesem Teile des Ringes die den fürstlichen Gästen zu Ehren veranstalteten Turniere, woraus zu schließen ist, daß besagte Gäste in den geräumigen und behaglich und verschwenderisch eingerichteten Patrizierhäusern der Westseite schon im ausgehenden Mittelalter zu wohnen pflegten.

Freilich haben wir über die Absteige-Quartiere der Herrscher des 14. und 15. Jahrhunderts nur unsichere Kunde. Die Fürsten aus dem Hause der Luxemburger, besonders Kaiser Karl IV., Wenzel und Sigismund, scheinen bei ihren wiederholten Besuchen, welche selbstverständlich auf Kosten der Stadt erfolgten, die oft ins Riesige gingen, stets in der königlichen oder kaiserlichen Burg am Ende der Schmiedebrücke gewohnt zu haben. Von einigen Königsbesuchen ist dies verbürgt.

Indessen waren die Räumlichkeiten der Burg nicht gerade wohnlich und eigneten sich mehr für Haupt- und Staatsaktionen oder für Bürozwcke. So nahm denn der König Wladislaus aus der luxemburgisch-jagellonischen Dynastie, als er vom 26. Januar bis zum 15. April 1511 in Breslau mit seinen Kindern weilte, um die Huldigung entgegen zu nehmen, seinen Aufenthalt im Hause des aus Krakau stammenden Kaufmannes Jakob Boner, d. h. in der jetzigen Nummer 7 des Ringes, also neben den „Sieben Kurfürsten“, während die königlichen Kinder in dem benachbarten Hause des verstorbenen Rats- und Kauf-

herrs Hans Bockwitz, der jetzigen Nummer 6 („Goldene Sonne“) untergebracht wurden.

Der nächste Herrscher, welcher Breslau besuchte, um sich huldigen zu lassen, war Ferdinand I., der erste Landesherr aus der jüngeren Linie der österreichischen Habsburger. Der gut katholische Herrscher



Alte Wage.

weilte während der ersten drei Maiwochen von 1527 in dem eben erst völlig dem lutherischen Glauben verfallenen Breslau. Der Rat hatte daher Grund, ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Man räumte ihm außer den oben erwähnten beiden Häusern noch ein drittes ein: die dem Ratsherrn Niclas Uthmann

auf Schmolz gehörigen „Sieben Kurfürsten“ (Nr. 8) und zwar in der Weise, daß der junge Monarch sein Gefolge in den Häusern Boners und Bockwitz' („Goldene Sonne“) aufschlug und die junge Königin im Uthmann'schen Hause („Sieben Kurfürsten“) wohnte. Des besseren Verkehrs wegen wurden die Wände der drei Häuser durchbrochen und Verbindungsthüren hergestellt. Vor dem Quartier des Königs huldigte am 11. Mai die Bürgerschaft. Der Rat besorgte diesen Akt von nun ab besonders in der Burg zusammen mit den fürstlichkeiten und der hohen Klerisei. Maximilian II. wohnte, als er schon 1563 hier zur Huldigung erschien, in der kaiserlichen Burg, aber das Gelöbniß der Bürgerschaft erfolgte doch am 9. Dezember unter freiem Himmel vor einer Tribüne, die für den Fürsten längs der Front des Uthmann'schen Hauses hergerichtet war.

Erst der finstere Kaiser Rudolf II., der in der Burg nicht wohnen wollte, nahm für die Vorfommer-Woche seines Breslauer Huldigungs-Besuches im Jahre 1577 wieder die Gastfreundschaft der bekannten drei Patrizier-Häuser in Anspruch. Das eine von ihnen, das bisher Boners'sche (Nr. 7), gehörte in diesen Zeitläuften dem Ratsgeschlechte der Sauer mann. Unter Aufsicht des Hoffouriers wurden die drei Häuser vom Ratsbaumeister in der Weise adaptiert, daß in den „Sieben Kurfürsten“ die Wohnräume, in der „Goldenen Sonne“ die Speisezimmer und im Sauer mann'schen Hause (Nr. 7) die Schlafräume und die Kanzlei eingerichtet wurden. Den Eingang zu den „Sieben Kurfürsten“ bezeichnete eine kleine Ehrenpforte mit dem Reichsadler und sämtlichen Länderwappen 2c. *) Damit noch nicht genug. Für die beiden Brüder des Kaisers nahm man noch die beiden Nachbarhäuser hinzu und richtete sie fürstlich ein. Das eine gehörte dem Ratsherrn Hieronymus Uthmann von Rathen († 1580) und das andere dem Ratsherrn Daniel Schilling, einem Schwager des gerade damals amtierenden Ratspräses und Landeshauptmanns Nikolaus Rehdiger. In allen fünf Häusern wurden die Wände durchbrochen, so daß die Majestät ungestört auch mit den Brüdern verkehren konnte. Dieser vornehme Besuch bedeutete denn auch eine sehr empfindliche Unterbrechung des bisherigen lärmenden Markttreibens. In der in der „Goldenen Sonne“ gelegenen Tafelstube huldigten am 31. Mai alle schlesischen geistlichen Stifter und die Ratsherren, während

*) Näheres hierüber ist in dem mit großem Fleiße zusammengestellten Buche „Geschichte der landesherrlichen Besuche in Breslau“ von Dr. Erich Fink nachzulesen.

sich drei Tage später die Huldigung der Bürgerschaft im freien vor dem Hause Sauermanns (Nr. 7) vollzog, wobei der Herrscher an einem Fenster der oberen Zimmer stand und der Vizekanzler aus dem Nebenfenster den Eid vorlas.



Die Siebenkurfürstenseite.

Mittlerweile erfuhr das Bockwitz'sche Haus zur „Goldenen Sonne“, in dem von 1503—17 ein Kontor des Welthandelshauses der Fugger gewesen sein soll, bis dieses sich zwei eigene Häuser am Ringe 21 und 20 erwarb, einen Besitzwechsel. Der letzte Ratsherr aus der Sippe Bockwitz war 1574 gestorben. Wir finden das Haus im Beginn des 17. Jahrhunderts im Besitze eines Kaufherrn Lorenz Köber.

Auch das Haus Nr. 7 ging in andere Hände über. Es war nach Boner an die Sauermanns gekommen, die damals längst dem Reichsritterstande angehörten. Dieses reiche Kauf- und Gutsherren-geschlecht hatte im Verlaufe von fast einem Säkulum von 1486 an im Rate fünf seiner Sprossen sitzen gehabt; eine richtige Ratsdynastie und ein guter Bestandteil der allgemeinen Ratschwägerschaft, deren Domäne die Herrschaft in der Breslauer Stadtrepublik war. Der letzte Ratsherr dieses Geschlechts, Sebald S., starb 1577, und die Sauermanns, denen als Hauptsitz Jeltsch schon damals gehörte, gingen völlig im Landadel auf (die heutigen Sauerma und Saurma). Wir sehen das schöne Haus mit der stolzen Front im Beginne des

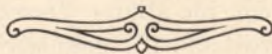
17. Jahrhunderts im Besitze des städtischen Syndikus und Notarius Dr. Henscher. Die Breslauer Syndici und Notarii der verwichenen Säcula verstanden es, aus ihrem Amtsgeschäft eine Goldgrube zu machen, und sie standen, was Geld und Gut betrifft, in jenen Zeitläufen in Reih' und Glied mit den hochmögenden und gestrengen Herren vom Räte.

Am längsten blieben wohl die „Sieben Kurfürsten“, die gleich den anderen Patrizierhäusern dieser Ringsseite unter der Herrschaft der seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch die Baukunst der „welschen Maurer“ emporkommenden Renaissance zu Zierden derselben neugebaut und dann auch mit der schönen und charakteristischen Wandmalerei versehen wurden, die dem Hause den Namen gesichert hat, in der Hand einer Familie, derjenigen der Uthmann von Schmolz, die wohl zu unterscheiden ist von der gleichzeitigen Breslauer Ratsfamilie der Uthmann von Rathen. Jene gelangten 1506 in den Rat; und wir sahen das genannte Haus 1527, wo es vermutlich noch nicht die heutigen Formen aufwies, im Besitze des zweiten Ratsherren aus dieser Familie, des Niclas Uthmann des Jüngeren, der 1550 starb. Nachher besaß es ein nicht dem Räte angehöriger Sebastian Uthmann und dann (1577) ein wiederum volle 35 Jahre dem Räte angehöriger Kilian Uthmann, der 1586 starb. Als der König und nachherige Kaiser Matthias bei seinem Huldigungsbesuche im Herbst von 1611 die Breslauer Gastfreundschaft in den bewußten drei Häusern genoß, gehörten die „Sieben Kurfürsten“ einem Gottfried Uthmann. Man machte zur Bequemlichkeit der Majestät tiefe Eingriffe in den Bauzustand des Hauses. Die Einfahrt z. B. mußte so groß sein, daß der königliche Wagen umdrehen konnte. Es mußten Räumlichkeiten für eine Anzahl von Beamten und Domestiken hergestellt werden. Die Räume wurden natürlich auf das Kostbarste — auf Kosten der Stadt — mit farbigem Sammet und Tuch geschmückt. Neben der außer Betrieb gesetzten Stadtwage wurde die Hoffküche für die hohen Herrschaften etabliert.

Später wohnten in diesen zu zeitweisen königlichen und kaiserlichen Residenzen auserwählten Häusern nur noch der zur vorläufigen Huldigung 1617 erschienene Erzherzog und später Kaiser Ferdinand II., der bekannte Refatholisierer der innerösterreichischen Länder, 1620 der reformierte König Friedrich von der Pfalz und 1642 ein Bruder des Kaisers Ferdinand III., der feldherr Erzherzog Leopold Wilhelm. Seitdem ist der königliche Glanz dieser Häuser verblichen.

Die „Sieben Kurfürsten“, die im 17. Jahrhundert das „Köber'sche Haus“ hießen, wurden als „Hellenfeld'sches Haus“ anno 1672 für 2000 Taler (!) an einen Hell v. Hellenfeld verkauft. Vermutlich dieser neue Besitzer ließ in demselben Jahre wahrscheinlich durch den italienischen Künstler Giacomo Scanci die Bilder der sieben Kurfürsten und des Kaisers Leopold I. an der Front des Hauses anbringen. Im 18. Jahrhundert gehörte dasselbe dem Grafen Hochberg auf Fürstenstein. Für 1733 finden wir darin acht Mietsparteien verzeichnet, darunter ein „Jude“ Alexander. Man glaubte dies damals besonders hervorheben zu sollen. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war der Besitzer des Hauses ein Kaufmann Gottlob Seyler. Nach einem weiteren Besitzwechsel erwarb es Kaufmann Grüttner, welcher 1865 das altehrwürdige Haus stilgemäß renovieren und vor allem die fast verblichene Freskomalerei auf der Fassade wieder herstellen ließ, samt der alten Inschrift: „Deme Gott und die höchste Obrigkeit wol viel, schadet kein Neyder noch Verleumder.“ Im Hofe links befindet sich noch eine Steinkanzel mit der Jahreszahl 1503. Das Haus Nr. 7, früher auch „Blaue Sonne“ genannt, gehörte im Anfange des 18. Jahrhunderts einem Joh. Aug. v. Riemer und Riemberg, nicht zu verwechseln mit dem Rats Herrn dieses Namens und dem seiner Witwe Maria Rosina. Es wohnte darin der Stadtvogt und Notarius Joh. Christoph Wolf, welcher bei Beginn der preussischen Herrschaft geadelt und zum Ratssyndikus ernannt wurde und nun auch als Eigentümer dieses Hauses erscheint. Am Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte es einem Kaufmann Gottfried Seyler. In der jüngsten Zeit ist es bekanntlich einem Umbau und einer Erhöhung durch ein Stockwerk unterworfen worden. Die „Goldene Sonne“ (6) besaß im Anfange des 18. Jahrhunderts eine Frau Margarete v. Seyler, vermutlich die Witwe des 1712 verstorbenen Rats Herrn Maximilian v. S. auf Prottsch, Weide und Lilienthal. Doch schon 1733 sehen wir das Haus im Besitz des Handelsmannes Karl Samuel Erner; es hieß fortan das Erner'sche Haus und kam dadurch zu einer gewissen Bedeutung, daß der General von der Marwitz, der erste preussische Kommandant, 1741 hier sein Quartier aufschlug und im Balkonzimmer die letzten Verhandlungen über den Breslauer Frieden von 1742 zwischen dem Lord Hynford, für Maria Theresia, und von Podewils, dem Bevollmächtigten Friedrich II., stattfanden. Im Beginn des 19. Jahrhunderts ward es der Besitz des Kaufmanns Lösch und blieb in den Händen der Erben desselben.

Die anderen Häuser dieser Ringsseite hatten im 18. Jahrhundert folgende Eigentümer: Nr. 1, das schöne Giebelhaus, besaß der Kaufmann Christian Friedrich Gerbhard. Im 19. Jahrhundert wechselte es wiederholt seine Besitzer. Das sogenannte „Stöckel'sche Legathaus“ (Nr. 2) vererbte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer Beamten-Familie v. Nimptsch. Nr. 3 gehörte einer Susanne Eleonore v. Jangin und dann der Witwe eines Kaufmanns Müller bis zum Ende des Jahrhunderts und kam auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in die Hände des Kaufmanns Frohöß, dessen Familie es noch heut besitzt. Nr. 4 gehörte im 18. Jahrhundert einem Apotheker Groß und im Anfang des 19. nacheinander einem Kaufmann Merkel und einem jüdischen Sensal Fraustädter; Nr. 5 zuerst dem 1729 verstorbenen Rats Herrn Carl Heinrich v. Haupt; dann 1733 einem Handelsmann Daniel Goldammer und später unter der preussischen Herrschaft einer Joh. Juliane v. Hubrig, der Witwe des Rats Herrn dieses Namens. In dem Hause wohnte 1733 ein Handelsmann Joh. Ludwig Eichhorn. Von dem Kaufmann Krafer, der es im Beginn des 19. Jahrhunderts besaß, heißt es noch heute das „Krafer'sche Haus“, obgleich es mehrfach seine Besitzer wechselte. Das Haus Nr. 9 besaß in der vorpreussischen Zeit ein Siegmund v. Ohl und Adlerscron und nachher ein Kaufmann Andreas Hermann, dem ein Kaufmann Adolph bis ins 19. Jahrhundert hinein als Besitzer folgte. Das Haus Nr. 10, das „Goldene Kreuz“, gehörte im Beginn des 18. Jahrhunderts einem Krause, dann einem Kaufmann Joh. Ferd. Scholtz, welcher im Beginn der preussischen Herrschaft Rats Herr und Kämmerer und Oberkämmerer wurde und 1763 starb. Er bewohnte sein Haus allein. Nr. 11 endlich gehörte im 18. Jahrhundert einem Zacharias Brieger. Beide Häuser wechselten später wiederholt ihre Eigentümer und wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts durch den Lotterie-Einnehmer Holschau in einem Neubau vereinigt, weshalb das Haus fortan die „Holschau-Ecke“ hieß und durch seinen Bierkeller einen guten Ruf genoß.





Von der goldenen Becherseite.

Was von der „Siebenkurfürsten-Seite“ des Breslauer Ringes gilt, das gilt auch von der die Südfront bildenden „Goldenen Becherseite“. Auf ihr errichteten schon in der ersten Jugend der deutschen Stadt ebenfalls die ältesten patrizischen Kaufherren ihre vor der Hand noch recht einfachen, einstöckigen Holzhäuser, deren tiefe Höfe bis an die lange Zeit namenlos gebliebene Gasse reichten, welche sozusagen an der südlichen Kehrseite des neuen „erweiterten Kaufhofes“ (des Ringes) hinlief entlang der Mauer am Ohlau-Graben. Vermutlich waren die meisten Häuser der späteren Junkern- (Jungherren-) Gasse geraume Zeit hindurch nur Hinterhäuser der Becherseite des Ringes. Dafür dürfte noch heute der Umstand sprechen, daß von den 17 Gebäuden 5 ein gemeinsames Grundstück mit den korrespondierenden Häusern der Junkernstraße bilden und einst durchweg sogenannte „Durchgeh-Häuser“ waren, welche das kundige Publikum mit Vorliebe benutzte. Hiervon ist in Form einer „Passage“ nur noch ein erlaubter „Durchgang“ vom Ring 20 zur Junkernstraße 32 übrig. *

Die Bezeichnungen dieser Ringsseite haben viel gewechselt. Es galten zeitweise verschiedene neben einander. In einem nur als Manuskript vorhandenen Verzeichnis der Häuser der Stadt Breslau von 1733 findet sich die Benennung „Am Ringe an der Kornecke“, in eben solchen Verzeichnissen aus 1742 und 1761: „Am großen Ringe“. Daneben taucht erst im 18. Jahrhundert die Bezeichnung auf: „Am alten Galgen in Verbindung mit dem „Galgengässel“, dem ersten Abschnitt des Dorotheengässchens. Wir finden weiter die Benennungen: „An Freyers Ecke“ für die ersten sieben Häuser vom Salzing (Blücherplatz) bis zu dem oben erwähnten Gässchen, dann „Hühnermarkt“, „Graupenmarkt“, weil hier während der Jahrmärkte die Graupenhändler ihre Verkaufsstätten aufschlugen, und endlich auch „Schweidnitzer Keller-Seite“. Neben allen diesen Bezeichnungen

behauptete sich schon immer „Goldene Becherseite“ und sie hat endgiltig den Sieg davongetragen.

Der Blick auf ihre Häuserfront bietet, wenn man von den modernen Neubauten absieht, noch eine Prachtschau von schönen, alten Häusern aus dem Ende des 16. und aus dem 17. Jahrhundert, so daß einem fast das Herz weh tun könnte, wenn eines nach dem andern an die Reihe kommt, abgebrochen zu werden. Welche Fülle von intimster Stadtgeschichte hat sich auch in dieser Häuserfront abgespielt von den Zeiten der Luxemburger bis in das 19. Jahrhundert hinein, wo dann allerdings die nivellierende und jede Individualität zernagende Flut des modernen Großstadtlebens mit seiner Unrast und seiner stumpfen Pietätslosigkeit für Utehrwürdiges in Bau und Zierat auch über dieses Stück Alt-Breslau hereinbrach!

Wir beginnen die Revue bei dem früheren schönen, alten Giebelhause am Blücherplatz. Es nennt sich „freyers Ecke“ nach seinem in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des 30jährigen Krieges lebenden Besitzer, dem Kaufmann George Freyer. Er stiftete 1651 ein Stipendium von 960 Rtlrn., dessen Zinsen einem „auf Akademien befindlichen Studiosus“ entweder aus der Verwandtschaft des Stifters oder einem unvermögenden Kaufmannssohne für drei Jahre zugute kommen sollten. Besagtes Haus gehörte nach Freyer einem Kaufmann David Höhne und dessen Erben, hierauf dem 1726 gestorbenen Reichrämer und Ratsherrn Gottfried Springer und dessen Witwe und Erben im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts, bis es im Anfange des 19. Jahrhunderts in den Besitz eines Weinkaufmannes Schilling gelangte. Es war dann Eigentum des ebenfalls im Zeichen des Weingottes marchandierenden Kommerzienrates Philippi. Jüngst ist es einem Neubau gewichen.

Das ebenfalls verschwundene benachbarte alte, ziemlich schmale Giebelhaus Nr. 13 florierte über anderthalb Jahrhunderte im Zeichen der Eisenwaren. Anno 1725 begründete der Kaufmann Friedrich Seydel, der Besitzer dieses Hauses, die Eisensirma und seine Witwe Johanna Dorothea setzte die „Nahrung“ fort und ist als Besitzerin in der Zeit verzeichnet, als die Preußen Breslau besetzten. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts tritt uns als Hausherr und Inhaber der Eisensirma jener wackere Andreas Krischke entgegen, welcher wegen seines herrlichen Bürgerfinnes einen Ehrenplatz in der Breslauer Stadtgeschichte einnimmt. Als Vorsteher des alten Kinderhospitals zum heiligen Grabe, das sich seit seiner dunklen Begründung im Mittel-



Haus Ecke Blücherplatz (abgebrochen).

alter in einem nahezu gefängnisartigen Gebäude, dem Eckhause der Nikolai- und Neuweltgasse befand, jammerte ihn des verfallenen Zustandes der Anstalt. So ließ er denn auf seine Kosten von 1789—91 ein neues Hospital erbauen, das durch den Zukauf von zwei benachbarten kleineren Häusern bedeutend erweitert werden konnte. Der-

gestalt wurde Krischke der Neubegründer des Kinderhospitals und als solcher gefeiert. Ein Jahrzehnt später erwies sich dieser Mann in Gemeinschaft mit dem Kaufmann und Ratsherrn Hickert, dem Neubegründer des neustädtischen Knabenhospitals, auch als hervorragender Wohltäter des Allerheiligen-Hospitals bei dessen Neubau 1799—1801, indem er die Hospital-Apotheke auf seine Kosten schuf und mit einem Betriebskapital von 6000 Tln. dotierte. Er erlebte das Insleben-treten der Stiftung (1800) nicht mehr. Erst sein Nefse Friedrich Gottlob Krischke, „der Erbe seines Vermögens und seiner Tugenden“, vollzog seinen Willen „mit großer Sorgfalt und Uneigennützigkeit“ und wirkte auch im Sinne seines Oheims als Kurator des Kinderhospitals zum heiligen Grabe bis zu seinem Tode 1825. Sein Nachfolger C. f. Bock erweiterte das bisherige Eisengeschäft 1843 zu einer Großhandlung für Eisen-, Stahl-, Metall- und Kurzwaren. Vor mehreren Jahren ist es wegen Raummangels aus dem alten Hause ausgezogen. Jetzt ist an seine Stelle der moderne Bau der Bankfirma Perls & Comp. (jetzt Schlesische Handelsbank A.-G.) getreten.

Das alte Haus, das auf der Stelle der jetzigen Nr. 14 steht, war ebenfalls ein altherwürdiger Kaufherrensitz. Vom 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts marchandierten in seinen Räumen die mercatores Christoph und Christian Gottfried von Krause und deren Erben. Vor hundert Jahren war ihr Nachfolger bis tief in das vorige Säkulum hinein ein Kaufmann v. Wolff.

Daneben (Nr. 15) stand das alte, schöne Giebelhaus, welches im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts dem 1713 zum Freiherrn erhobenen kaiserlichen Räte und Gutsbesitzer Ernst Ferdinand von Mudrach gehörte, dem Abkömmling eines vielgenannten Breslauer Ratzgeschlechts des 17. Jahrhunderts, dem auch eine Kapelle der Elisabethkirche zu eigen war. Die familie ging schon damals im Landadel auf und ist längst erloschen. Wir erblicken das erwähnte alte Haus aber in dem Moment, wo Preußens Friedrich Herr von Breslau wurde, im Besitz der mercatores (Großkaufleute) Johann Ludwig und Matthäus Eichborn, die 1728 das nach dem Pachtalyschen nächstälteste Breslauer Bankhaus begründet hatten. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts und nachher tauchen als Besitzer des Hauses, nachdem die firma Moriz-Eichborn ihr Kontor in das frühere Goldbach'sche Haus am Blücherplatz verlegt hatte, die Kaufleute Rummel und Louis Bernhard auf, bis es im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in die Hände des Kaufmanns

Wentzel gelangte, nach welchem heute noch das neue Gebäude das „Wentzel'sche Haus“ heißt.

Das benachbarte Haus (Nr. 16) gehörte im Anfang des 18. Jahrhunderts „Ihro Gestrengen“ Herrn Daniel von Riemberg, einem Verwandten des Rats Herrn dieses Namens und damaligen Besitzers des Riembergshofes, ging aber schon vor dem Einmarsch der Preußen in den Besitz des mercators Hans Sigismund Berger



Der Woll Markt zu Breslau.

über, der hier seine Handlung betrieb. Einer seiner Nachfolger war im 19. Jahrhundert ein Kaufmann Walter.

Das daneben seinen Giebel hochemporstreckende Haus war bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Besitz der Herren von Fürst und Kupferberg, der Nachkommen des Ratsgeschlechts derer von Fürst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Seine Besitzer wohnten nicht darin. Es war ein „Mietshaus“, aber im bescheidenen Sinne jener verklungenen Tage. Es wohnten nur drei Parteien darin anno 1733, darunter ein Kapitän der städtischen Bürgermiliz. Auch

in den anderen Häusern dieser Ringsseite gab es Mieter, aber ihre Zahl stieg in den größten Häusern auf höchstens 5—6 Parteien und diese gehörten zumeist der guten Gesellschaft von Breslau an, es waren Herren vom Adel, die in der Stadt wohnen wollten, z. B. ein Graf v. Nimptsch in Nr. 19, Beamte, Reichfrämer, Advokaten etc. Im Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte das genannte Haus einem Kaufmann Ludwig.

Das an das Dorotheengäßchen anstoßende Haus Nr. 18 mit dem hoch emporragenden Giebelschmuck ging aus den Händen eines adligen Geschlechts in der Mitte des 18. Jahrhunderts in das Eigentum des wohlakkreditierten Breslauer Kaufherrn (mercator) Carl Abraham Scholz über, der unter seinen Mietern den Reichfrämer Joh. Ferdinand Günther, einen Advokaten Waltsgott und einen Wagherrn hatte.

Mietswohnungen pflegte man lebenslanglich inne zu



Die Hahnenkrähe bei Pöpelwitz.

haben und so verlohnt es sich schon, einzelne Mieter aus jenen „langsamem“ Zeiten namhaft zu machen. Der gewichtigen Firma Scholz folgten im Besitz u. a. die Kaufleute Pohl und Relke und Friedenthal.

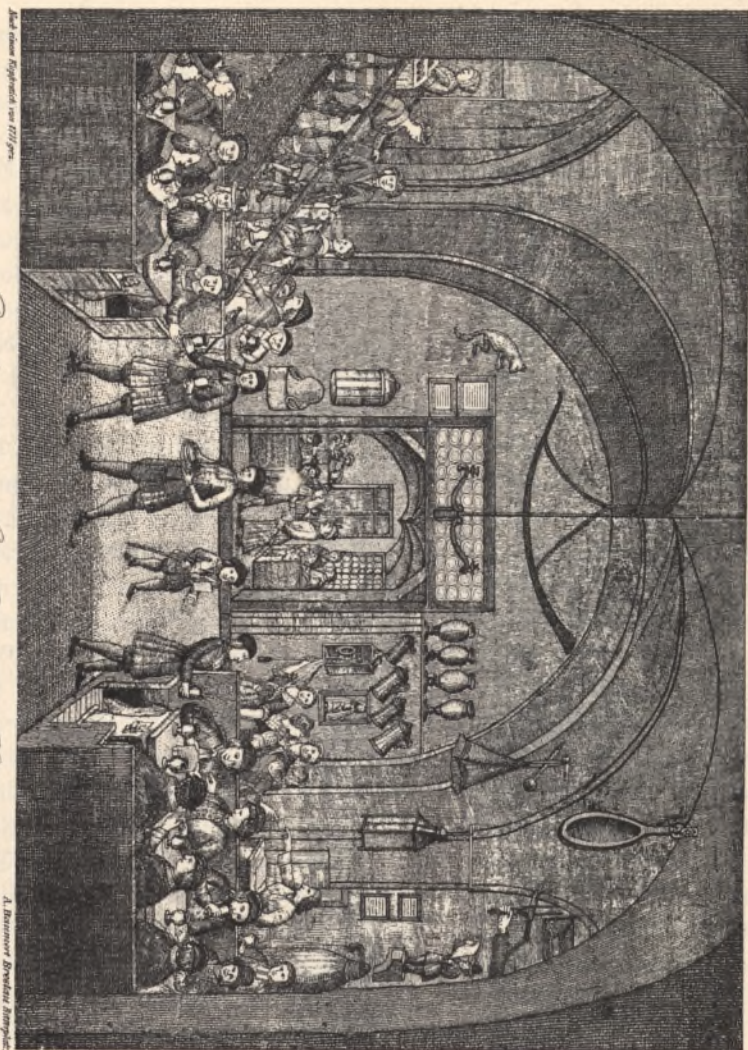
Hier gelangen wir zu dem Punkte, den der Volksmund ohne jeden erkennbaren historischen Anhalt mit dem Namen „Der alte Galgen“ belegte und damit vermutlich das Haus Nr. 19 oder wenigstens den Durchgang zum Dorotheengäßchen meinte. Ein Galgen oder ein Hochgericht wäre an dieser Stelle unmöglich gewesen. Auch stammt die Bezeichnung erst aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Wichtiger ist es, darauf hinzuweisen, daß die Überbauung der beiden Schwibbögen erst am Ende des 15. Jahrhunderts erfolgt ist und daß 1475 der vielgenannte reiche Kauf- und Rathsherr Hans

Crapff den einen Schwibbogen mit dem von ihm darauf erbauten Gebäude als Eigentum erwarb. Vermutlich war der Genannte damals Besitzer des alten Hauses, auf dessen Stelle das jedem eingeborenen Breslauer geläufige „Immerwahr'sche Haus (Nr. 19) steht. Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war das alte Haus im Besitze der freiherrn von Riedel, die nicht darin wohnten und es lediglich an „schöne“ Parteien vermieteten. Dann gehörte es nacheinander den Kaufleuten Deutschmann und Marschel. In seinen Tiefen florierte einst vor Jahrzehnten der „Breslauer Keller“ als eine beliebte Bierquelle, wo sich „schöne Seelen“ trafen. Jetzt mußte es einem modernen Geschäftshause weichen.

Das benachbarte Haus Nr. 20 war im Verlaufe des 18. Jahrhunderts im Besitze der Frau M. M. von Giesche und des Kaufherrn (mercator) Friedrich Wilhelm v. G., weshalb es denn im Munde der Bevölkerung als das „Giesche'sche Haus“ lebte. In seinen unteren Räumen befand sich zur Zeit der Besetzung Breslaus durch die Preußen die Buchhandlung von Johann Jakob Korn, der hier die bis 1793 bei Graß gedruckte „Schlesische Zeitung“ herausgab.

Das daneben sich wie ein Zwerg ausnehmende niedliche Giebelhaus von zwei Fenster front (Nr. 21) gelangte allerdings in seiner älteren, vermutlich gotischen Gestalt im Jahre 1517 in den Besitz des damals weltberühmten Bankhauses der Augsburger Fugger, die es wegen ihrer Beziehungen zum schlesischen und ungarischen Bergbau und zur osteuropäischen Politik für wichtig hielten, ein eigenes Kontor in Breslau zu besitzen. Standen doch damals die Familien Turzo, welcher der damalige Breslauer Bischof angehörte, und Mehler in naher Verbindung mit den Fuggers. Auch das vorgenannte „Giesche'sche Haus“ kauften sie nach einigen Jahren. Besagtes Giebelhaus (Nr. 21) gehörte im Anfange des 18. Jahrhunderts der Kaufherrenfamilie Morgenroth, war aber bei Beginn der preussischen Herrschaft schon im Besitze des Großkaufmanns Christian Gottlieb Müller. Später gehörte es einem reichen Kürschner Schmidt und hierauf einer Majorswitwe v. Folgersberg. Sein Wahrzeichen seit vielen Jahrzehnten ist die alte Brade'sche Papierhandlung.

Nun gelangte man zu dem mittlerweile durch einen modernen Neubau ersetzten alten Ringhause zum „Goldenen Krug“ (Nr. 22). Das behäbig dreinschauende, nur mäßig hohe Haus war vor Zeiten das städtische Brauhaus, wo das Bier für den Schweidnitzer Keller gebraut wurde. Um den beschwerlichen Transport der Bierfässer über



Nach einem Kupferstich von 1717.

Breslauer
Schweidnitzer Keller
im Jahre 1717.

A. Bismarck Breslau 1894.

die stets durch das Markttreiben äußerst belebte Straße zu vermeiden, baute man 1519 einen Kellerartigen unterirdischen Gang aus dem Schweidnitzer Keller nach dem Brauhause. Später, als man diesen Gang nicht mehr brauchte und deshalb verfallen ließ, bemächtigte sich die Legende desselben und braute etwas von femgericht u. dergl. zusammen und dichtete hinzu, daß sich der Gang bis ins freie hinaus erstreckte. Daran ist kein wahres Wort. Es ist möglich, daß besagter Gang in Verbindung mit einem anderen stand, der zu dem späteren

Stadtbrauhaus auf der Schweidnitzerstraße („Stadt Berlin“) geführt haben soll. Das Haus war Eigentum des 1714 verstorbenen Reichkrämers und Rats Herrn Gottfried Linke, welche Firma sich bis gegen Ende des Jahrhunderts darin behauptete. Später gehörte es einem Kaufmann Krug, der ihm vermutlich erst in gleichzeitigem Hinweis auf die frühere Bedeutung den Namen gegeben hat; denn in älteren Quellen kommt er nicht vor.

Das alte Giebelhaus daneben, der „Goldene oder Grüne Kürbis“ (Nr. 23) beherbergte im Laufe des 18. Jahrhunderts nach einander die „Handlung“ seiner Besitzer, des Kaufmanns Augustus Müller (1726) und des Georg Fossati, welcher Firma im 19. Jahrhundert die des Kaufmanns Wolfgang folgte. Zur Zeit der Ankunft der Preußen (1741) war es ein Gasthaus von bestem Ruf. Auch die benachbarte Nr. 24 war ein altes Kaufherrsheim. Es gehörte im 18. Jahrhundert dem Kaufmanns-Ältesten Hielscher, dann einem Kaufmann Korn und einem Albrecht. An der Stelle des alten Hauses erhebt sich ein moderner Neubau. Dagegen steht schlicht und stattlich zugleich die „Alte Accise“ (Nr. 25) oder wie es, als 1702 die „Accise“ eingeführt wurde, genannt ward, das „Kaiserliche Zollamts Haus“, im Anfang des 19. Jahrhunderts das „Königliche Ober-Accisamt“. Es wohnten nur Beamte darin.

Das Schmuckstück älterer Herkunft der Ringsseite, von dem sie endgültig den Namen erhielt, ist das prächtige Renaissance-Haus zum „Goldenen Becher“. Möge ein guter Stern dieses Juwel mit seiner reichen Zierat uns noch lange erhalten. Es befand sich im Mittelalter und später im Besitze des alten und mächtigen Patrizier- und Ratsgeschlecht der Banke, welche vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis 1569 nicht weniger als acht Sprossen, und meist lebenslänglich, im Räte sitzen hatten. Für die hohe Bedeutung dieser Familie spricht es, daß Kaiser Albrecht II., als er nach Breslau kam, um hier wieder „neue Ordnung“ zu machen, da es die ausschließliche Patrizierherrschaft zu arg getrieben, im „Goldenen Becher“ Gast des Kaufherrn Merius Banke wurde, der auch in Venedig sein Kontor hatte. Der Monarch lebte Monate in diesen Räumen, weil er hier einen bösen Fall tat, wovon er sein Lebtag lahm blieb. Es war auch in diesem Hause, wo eines Tages 1464 der tschechische Breslauer Bischof Jodous von Rosenberg, ein diskreter Parteigänger des böhmischen Königs Georg Podiebrad, und der päpstliche Legat Lando, der im Sinne der Breslauer den Krieg gegen den König schürte,

handgreiflich an einander gerieten, so daß sie gewaltsam getrennt werden mußten. Im 17. Jahrhundert war das Haus ein Gasthof. Im Anfang des 18. gehörte es einer Rosina von Flachsenfeld, dann einem Joh. Gottfried von Riemer und Riemberg, hierauf dessen Töchter, weiter einem Major von Lindner, und endlich kam es in den Besitz der hochangesehenen Kaufmannsfamilie Grund, in deren Händen es nunmehr ein Jahrhundert sein dürfte.

Das benachbarte Haus (Nr. 27) kam nach einigen Besitzwechseln am Anfange des vorigen Säkulums in die Hände eines Kaufmanns Zahn. Das letzte Haus dieser Ringsseite (Nr. 28) war in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Sitz der Kaufmannsfamilie Polenius, bis es um 1740 in das Eigentum eines Hufschmied-Ältesten Hoffmann überging und sich am Anfang des 19. Jahrhunderts in den Händen eines Kaufmanns Müller, ehemals Terboni geheißen, befand. Auf der Stelle dieses hohen Giebelhauses erstand in neuester Zeit der moderne Prachtbau der Wechsel-Bank, welcher hier diese Ringsseite in der denkbar wirkungsvollsten Weise abschließt.





Eingang zum Schweidnitzer Keller.
(Vor der letzten Renovierung.)



Vom alten Fischmarkt.

Tausende von Breslauern haben keine blasse Ahnung mehr, daß auf der Stelle, wo sich das Standbild des Königs Friedrich Wilhelm III. erhebt, das vormittags von einem lauten Markttreiben umschwirrt und umduftet ist, sich mehrere Säkula hindurch der Fischmarkt befand. Und doch ist erst ein gutes halbes Jahrhundert verflossen, seit die „Fischtröge“, und nicht ohne lebhaften und zungengewandten Protest der Fischhändler, auf den westlichen Teil der Burgstraße, an die Oder verwiesen wurden.

Die Alt-Breslauer waren, zuerst um aus Frömmigkeit die Fastengebote der katholischen Kirche zu halten, und dann aus alter Tradition, eifrige Fischesser, so eifrige, daß der Rat sogar zuweilen „freie Fischmärkte“ ansetzte, damit zugunsten der ärmeren Bürger die Konkurrenz der fremden Fischhändler die Preise verbilligen sollte. Die Hausbezeichnung „zum goldenen Lachs“, „zum grünen Lachs“, „zum blauen“ und „zum goldenen Hecht“, „zu den drei Hechten“, „zum goldenen Karpfen“, „zu den drei Karpfen“, „zu den drei Barben“ und „Störhof“ deuten die Fischliebhaberei der Breslauer verflungener Tage klar genug an.

Sicher ist verbürgt, daß bereits im 14. Jahrhundert die „Fischbänke“ oder „Fischbuden“ ihren Standplatz auf dem Raume hatten, den im Osten das Rathaus und im Norden die Tuchkammern begrenzten, an die sich erst im 16. Jahrhundert das Leinwandhaus anfügte. Offenbar verkauften von Alters her die Mitglieder der Fischerzunft, der wir zum ersten Male urkundlich anno 1389 im Schutz- und Trutzbündnis der Zünfte gegen den Rat und die Patrizier begegnen, die Nusbeute ihres Fanges auf diesem Markte. Später bildete sich aus den Fischern, deren Hauptquartier bis vor die Schwelle der Neuzeit der Bürgerwerder war, eine Zunft der Fischhändler heraus.

Ob nun die 43 Mitglieder des Fischermittels und die 43 Fisch- und Karpfenhändler, welche Zimmermann in seinem vor hundert Jahren erschienenen Buche aufführt, dieselben Leute sind, ist nicht klar. Im Mittelalter und zum Teil noch später waren an verschiedenen Orten Breslaus und seiner unter geistlicher Herrschaft stehenden Vorstädte Fischer ansässig. So weist die Bezeichnung Fischergasse ursprünglich für den kurzen Abschnitt zwischen der Nikolaikirche und der Längegasse auf das uralte slawische Fischerdörflein Rabinin zurück, dessen Bevölkerung weder ausstarb noch vertrieben wurde, sondern sich der deutschen Tschepine angliederte und germanisiert wurde. Dasselbe dürfte der Fall gewesen sein mit der ursprünglichen Fischerbevölkerung, die an der Oderseite der Neustadt-Insel saß und an welche noch lange eine „Fischergasse“ erinnerte, die wahrscheinlich in der „Polnischen“ oder Basteigasse zu suchen ist. War doch vor Zeiten das im vorigen Jahrhundert verschwundene Clemens-Kirchlein auf der Stelle der ehemaligen Clemens-Kaserne und jetzigen Armenhaus-Krankenabteilung ein Gotteshaus für die polnischen Fischer. Endlich hieß auch ein Teil des im Mittelalter viel breiteren Uferlandes jenseits der „Fischerpforte“ am Ende der Stockgasse und hinter der kaiserlichen Burg „Fischergasse“ oder „unter den Fischern“. Sie wohnten hier in der Nachbarschaft von „Gräsern“ oder „Kräutern“, die längs des Stromes hier ihre Gärten hatten.

Der Fischmarkt an der Westseite des Rathauses aber war das Zentrum des Fischverkaufs, und es war streng verboten, irgendwo anders in und im einseitigen Umkreise der Stadt Fische an die Bevölkerung zu verkaufen. Die Zunft der Fischer genoß also wie jede andere städtische Zunft die Vorteile des altverbrieften Meilenrechts, soweit dasselbe aber nicht durch die Fischerei-Privilegien der außerhalb der Stadt gebietenden Stifts-Geistlichkeit durchbrochen wurde.

Wie überhaupt in der alten Stadtrepublik nach den das mittelalterliche Bürgerwesen beherrschenden Prinzipien Handel und Wandel auf das Peinlichste geregelt und überwacht war, damit keine Korporation der andern ins Gehege kam, niemand ungerufen eine Nahrung trieb und auch keiner sich beim Geldverdienen übernahm resp. die Konjunkturen ausbeutete, so überwachte auch ein städtisches „Fischamt“ den Marktverkehr bei den Trögen. Es hatte seinen Sitz in einem an den Rats-turm angebauten Hause neben dem schon bei der Gründung der Stadt angelegten süd-nördlichen Durchgange durch das die Tuchkammern, die Reichkrone, Bänke 2c. in sich fassende Geschäfts-Geviert. Wie sehr

ins einzelne die Bestimmungen des Rates gingen, lehrt eine Verordnung von 1365, wonach Konsuln, Geschworene (Zunftälteste) und Älteste „mit Rat der Fischermeister“ (das heißt auf deren Vorschlag) bestimmten u. a., daß „des gemeinen Nutzens wegen“ niemand forthin kein engeres Garn stricken soll, als das gegenwärtige, das mit der Stadt Zeichen gemerkt ist. Auch sollten die Fischer den Sonntag feiern bis zur Vesperzeit. Wer „das bricht“ (dagegen handelt), „dem soll man das Wasser versagen (das fischen verbieten) ein Vierteljahr“ — eine harte Strafe! . . . In den Jahren 1523 und 1526 wurde neuerdings eingeschärft, daß die Fischer, so in dem Breslauer Fürstentum, über welches der Rat die königliche Landeshauptmannschaft ausübte, die Oder und Wasser in Miete haben, keine engen Garne, Netze und Hamen gebrauchen sollten. „Welcher von ihnen kleinen heurigen Strich verkaufen würde, dem sollten die Garne und Hamen genommen, er an seinem Leibe gestraft und die fische in die Hospitäler gegeben werden.“ Der Rat war also scharf auf den Fischschutz bedacht. Es scheint auch, daß er einen ganz besonderen Fang anzukaufen pflegte, denn wir finden in den Stadtausgaben für 1468 für einen Stör 25 Groschen 6 Denar verzeichnet. Wir können bei dem früh entwickelten Sinn der Alt-Breslauer für ein gutes Essen getrost annehmen, daß die Herren Konsuln, Schöffen und Ältesten auf dem Gange von und nach dem Rathause — man tagte vor Zeiten nämlich schon sehr früh — den Weg über den so nahegelegenen Fischmarkt mit Vorliebe wählten, um prüfende Blicke in die Tröge zu werfen und im Vorgeschmack der leckeren Karpfen, Aale und Hechte zu schwelgen.

Schon in der Jugend der deutschen Stadt stand auf besagtem Fischmarkte und zwar neben dem Rathause ein für den Handelsverkehr gar wichtiges Häuschen mit verschnörkeltem Spitzdach, nämlich die Smelczhotte (Schmelzhütte) oder Burnegaden (Brenngaden). Hier wurde, wie der Name andeutet, Gold und Silber geschmolzen, gereinigt, in Barrenform gegossen oder in anderer Weise für die Ausmünzung zurecht gemacht. Im Handelsverkehr wurde in jenen Zeiten, wo es mit der Münze noch recht bedenklich und schwach bestellt war, noch vielfach in Barren Zahlung geleistet. Dies erklärt die Lage des Brenngadens, wo der Kaufmann auch Gold und Silber prüfen und abwiegen und sich Gewicht und Gehalt amtlich bescheinigen ließ, in der nächsten Nähe der Tuchkammern und Reichframe. Des Brenngadens geschieht zum ersten Male im ersten städtischen Rechenbuch, dem Henricus pauper, zum Jahre 1299 Erwähnung. Damals gehörte das „Brenn-

gaden-Haus", wo besagtes Monopol ausgeübt wurde, noch dem Herzoge und befand sich nur pachtweise in den Händen des Rates. Der Herzog Heinrich VI. überließ den „Brenngaden“ 1318 den reichen Goldschmiedsbrüdern Berthold und Jakob Tilo, bei denen er tief in der Kreide war, gegen eine Zuzahlung. Im Jahre 1334 erwarb ihn die Stadt, um auch dieses wichtige Monopol fest in den Händen zu haben. An Versuchen, es zu umgehen, mag es im Laufe der Zeit nicht gefehlt haben. So ließen die Ratmannen auch wieder einmal 1495 öffentlich bekannt machen, daß „forthin niemand Silber brennen noch scheiden soll, denn allein in der Stadt Brennegaden. Wer dawider tun wird, dem werden sie das Silber nehmen lassen ohne alles Widergeld und dazu hart strafen“.

Am westlichen Rande des Fischmarktes, gegenüber dem „Brenngaden“, stand eine der drei „Scheergaden“, wo die Begutachtung und Beglaubigung der Schur jedes Stückes Tuches, das zum Verkauf kommen sollte, erfolgte. Auch das Privilegium des Scheergadens gehörte ursprünglich dem Herzoge. Heinrich VI. verlieh wahrscheinlich auch aus Geldnot den Scheergaden dem reichen Tuchscherer Nikolaus anno 1332, der auch sein Haus am Fischmarkt an der Rückseite der Tuchkammern hatte. Wir begegnen ihm unter dem Namen „Scheerer“ später im Ratsmitglieder-Verzeichnisse des Stadtbuches. Wir haben hier auch einen augenfälligen Beleg dafür, wie im Mittelalter die Familiennamen sich bildeten. Auch der Scheergaden kam später in die Hände der Stadt, deren Behörde von Zeit zu Zeit die obligatorische Inanspruchnahme des Scheergadens teils für die Ausführung des Scheerens der Tuche, teils für die Begutachtung der anderweitig geschorenen Tuche einschärfte, widrigenfalls die Tuche konfisziert und deren Eigentümer außerdem bestraft wurden.

Den Süd- und Westrand des Fischmarktes garnierten im Laufe der Zeit immer dichter Buden verschiedener Geschäftsleute, Korbmacher, Kraftmehler, Gräupner, Heringer und Sälzer. Nun mag in der Mitte des 16. Jahrhunderts der den hoch aufgepflasterten Fischmarkt umgebende Budenring doch allzudicht geworden sein. So verlegte denn der Rat anno 1569 die 30 Heringsbuden auf die Ostseite des Neumarktes und die 12 Salzbuden auf die Nordseite des Salzringes (späteren Blücherplatzes). Damit es aber nicht zu „leer“ hier werde, setzte der Rat 1575 zu Nutz und Frommen der Moralität und Sittsamkeit der Breslauer auf die südwestliche Ecke des Fischmarktes das „Narrenhäuslein“ oder „Narregatterl“. Das war ein riesiges

Vogelbauer mit starkem Eisengitter und einem Kupferdach, in welchem Nachtschwärmer, Trunkenbolde, gottlose Spieler zc. zur Strafe dem Volke zum Spott ausgestellt wurden. Das mag zuweilen einen derben Jokus abgegeben haben. Es wird berichtet, daß die ersten, die das Narrenhäuschen zierten, ein Bäcker und ein Feuermauerklehrer gewesen seien, die unter der hohen Messe Sonntags Karten gespielt hatten und darüber in Zank geraten waren.

Als mit dem wachsenden Wohlstande die Portechaisen oder Sänften Mode wurden, die vielfach und namentlich abends und bei schlechtem Wetter von vornehmen Damen, älteren Herren und höheren Geistlichen und Würdenträgern benutzt wurden, richtete man auf dem Fischmarkte vor dem Fischamte einen Schuppen dafür ein, der also die Bedeutung eines heutigen Droschkenstandplatzes hatte. Im unteren Raume des Fischamtes hielten sich die Portechaisen-Träger auf.

Nach der preussischen Besitznahme ging hier eine umfassende Änderung vor, die ein ganz neues Bild dieses Teiles des Ringes schuf. Da die im Osteingange des Rathauses eingerichtete preussische Hauptwache wegen der Steintreppe sehr unbequem war und auch die Rathauslokalitäten beengte, so beschloß man den Bau eines besonderen Hauptwachhauses neben dem Einwandhause. Zu diesem Zwecke mußte die westliche Hälfte des Fischmarktes geräumt werden. Das „Narrenhäuslein“ wurde abgebrochen. Noch im Jahre 1740 mußte — so berichtet Steinberger in seinem Tagebuche — am 24. November von 9 bis 11 Uhr vormittags ein Hochstapler darin stehen, der sich für einen schwedischen Oberstleutnant ausgegeben und daraufhin allerlei Bettelbriefe mit falschen Angaben an vornehme Personen gerichtet hatte. Man hing ihm eine Tafel um mit der Aufschrift: „Also strafet man diejenigen, so auf falsche Briefe betteln gehen“. Vielleicht wäre so ein Narrengatterl nicht ganz ohne.

Die Fischtröge wurden auf den östlichen Teil näher ans Rathaus verlegt. Auch die Buden mußten weiter nach Osten rücken. Im Sommer 1746 wurde die Hauptwache, ein bescheidenes Gebäude aus Bindewerk und Ziegeln, auf dem freigewordenen Platze eröffnet. Von jetzt ab war der einst so umfangreiche Fischmarkt nur noch ein von der Westseite des Ringes fast ganz abgesperrter Miniatur-Platz.

An Stelle der schon nach wenigen Jahrzehnten baufällig gewordenen Hauptwache errichtete der ältere Langhins 1789 ein größeres gemauertes Gebäude von zwei Stockwerken. Es war 96 Fuß lang und mit den beiden Flügeln, welche rückwärts in den Fischmarkt vorsprangen und einen

kleinen Hof bildeten, 47 Fuß breit. Der sehr geräumige Vorraum für die freie Bewegung der Mannschaft war von Pfeilern umgeben, die durch schwankende Ketten mit einander verbunden waren. Dieser von mächtigen Baumkronen tief beschattete Vorraum, in welchem der militärische Charakter des Ganzen wie in ein Stück Poesie getaucht erschien, und das braune, über das Ganze emporragende Pultdach, das mit dem nebenan etwas zurückstehenden, altehrwürdigen Einwandhause ein behagliches Ensemble bildete, gehörte für die Breslauer der älteren Generation notwendig in das Bild dieser inneren Ringseite.

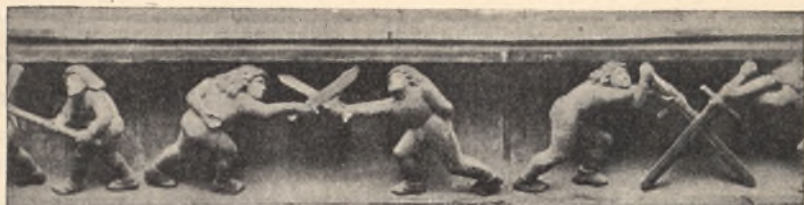
Der Fischmarkt, der durch das Hauptwachtgebäude ein wenig eingedunkelt schien, bildete eine kleine Welt für sich. Die Fischtröge standen in vier ostwestlichen Reihen. Zwischen der mittellsten und außerhalb der äußersten standen Bäume. Den Südrand bildeten im Anfange des 19. Jahrhunderts Gräupner- und später Korbmacherbuden. Ein ziemlich schmaler Zugang führte vom Paradeplatze zwischen der Schmalseite der Wache und dem Einwandhause, an welches hier noch mehrere Buden angeklebt waren, eine sogar innerhalb des schmalen Ganges, auf den Fischmarkt, wo es aber stets sehr laut herging. Innerhalb des erwähnten Zuganges hatten Zitronen- und Apfelsinenhändlerinnen ihre Stände, die durch die auf Holzkreuzchen aufgeringelten Zitronen- und Apfelsinenschalen ein charakteristisches Aussehen erhielten.

Bis 1820 hatte — wie wir aus Markgrafs Angaben ersehen — das Fisch- und Aalhändlermittel den Fischmarkt unentgeltlich innegehabt und zwar besonders aus Rücksicht darauf, daß die Torakzise für von außerhalb kommende Fische 6 Sgr. auf die Tonne betrug. Als nun diese Abgabe wegfiel, forderte der Magistrat von den Fischhändlern eine Miete von 180 Reichstalern jährlich. Um die freie Verfügung über den Fischmarkt in den Händen zu behalten, vermietete ihn der Magistrat nur von drei zu drei Jahren. Als er 1838 von seinem Kündigungsrechte Gebrauch machen wollte, setzten sich die Fischhändler zur Wehre, weil sie ein altes, durch den Brauch erworbenes Recht auf den Platz zu besitzen glaubten. Es war dies eine von jenen Angelegenheiten, wo der Wandel der Zeiten die Grenzen zwischen Recht und Nicht-Recht völlig verwischt hat. Die Fischhändler prozessierten hartnäckig durch alle Instanzen, zogen aber den Kürzeren. Sie hatten es eben versäumt, sich schon vor Zeiten dieselben Rechte auf ihre „Fischbänke“ und deren Raum zu sichern, die z. B. an den Salzbauden, den Geisler-Schragen, den Krambäudeln 2c. hafteten und abgelöst werden mußten. Im Jahre 1846 wurde die Verlegung der

fischtröge nach der Burgstraße an die sogenannte „Wasserkläre“ beschloffen und 1847 wurde sie durchgeführt. Auf dem bisherigen Fischmarfte waren noch 28 Stände gewesen. Auf dem neuen Platze wurden nur 20 eröffnet; und auch diese Zahl ist zusammengeschmolzen. Im Laufe der Zeit hat eben der Fischhandel ganz andere Formen angenommen, sodaß der „Fischmarkt“ an der Oder nur noch ein Schatten seiner früheren Bedeutung war und bloß zur Weihnachtszeit wieder frisches Leben bekam.

Der Platz hinter der Wache, der „alte Fischmarkt“, lag nun viele Jahre still. Bloß die Buden auf der Südseite vermittelten noch einiges Leben. Dann kamen wiederum große bauliche Veränderungen. Erst fiel das alte Leinwandhaus (1859/60) und der Bau des Stadthauses wurde in Angriff genommen. Mittlerweile war auch das Projekt der Errichtung eines Denkmals für den König Friedrich Wilhelm III. zur Reife gekommen. Es sollte auf dem „alten Fischmarkt“ errichtet werden. Zu diesem Zwecke mußte der Stand der Dinge, wie er vor 1746 gewesen, wieder hergestellt werden. Die Hauptwache, welche die Stadt für 19000 Rtlr. ankaufen mußte, fiel der Spitzhacke im Herbst 1861 zum Opfer. Die Buden wurden beseitigt, was der Stadt wiederum 22000 Rtlr. kostete. Die letzte fiel erst am Morgen des 12. November 1861, kurz vor der Enthüllung des Denkmals, weil sich der Besitzer nicht hatte mit dem Magistrat vorher einigen können. Jetzt ist der Platz wieder ganz frei wie vor Zeiten und vormittags ein Schauplatz lauten Markttreibens — und abermals nach 20 oder 30 Jahren ist er vielleicht verparft wie der Tauentzienplatz.





Vom Salzring und seiner Nachbarschaft.

I.

Als die deutschen Kaufleute nach dem Mongolensturm von 1241 mit Meßschnur und Winkelmaß den Plan ihrer neuen Gründung feststellen ließen, wurden an das große Marktquadrat, den „Ring“, sofort im Nordwesten und Südwesten zwei kleinere Quadrate erkerartig angefügt, das eine für die zu erbauende Stadtpfarrkirche (St. Elisabeth), das andere für den Handelsverkehr mit den polnischen und reußischen (russischen) Händlern. Denn die projektierte Handelsmetropole war ja hauptsächlich eine Konsequenz des ungemein regen Handels der deutschen Kaufleute mit dem slawischen Osten. Die Händler desselben brachten hierher ihre Rohprodukte: Pelzwerk, Häute, Talg und ganz besonders auch Steinsalz von Wieliczka, um dafür die Handelsprodukte des Westens und Südens (Tuch, Gewürze etc.) einzutauschen. Dieser kleinere Marktplatz trug daher schon in der ältesten Zeit die Bezeichnung „polnischer Markt“. Nebenher aber nannte man ihn auch „Salzmarkt“ und „Salzring“, welche Benennung bis ins vorige Jahrhundert herein an ihm haftete. Er trug die Bezeichnung „Ring“, weil auf ihm Gericht gehalten werden konnte. Es herrschte auf ihm in jenen entlegenen Zeiten ein gar eigenartiges, funterbuntes Leben, das sicher dem modernen Maler die schönsten Motive geboten haben würde. Hier lagerten zur Sommerzeit unter freiem Himmel die halbbarbarischen Fremdlinge aus dem Osten mit ihren Kibitzken in ungebundenster Natürlichkeit. Diesen Gästen waren die Begriffe von deutscher Gesittung und bürgerlicher Ordnung noch

wenig geläufig. Da aber Vogt und Schöffen des jungen deutschen Gemeinwesens ein leicht begreifliches Interesse hatten, jenen den Aufenthalt nicht durch polizeiliche Zumutungen unendlich zu machen, so sorgten sie lieber für eine wohlthätige Abschließung des „Salzringes“. Derselbe ward durch die sogenannten „Salzpforten“ vom Ringe, dem erweiterten „deutschen Kaufhause“ und von der „Jungherrngasse“ getrennt, welche des Nachts geschlossen wurden.

Nun muß man sich den „Salzring“ der ältesten Zeit möglichst primitiv vorstellen, etwa als eine Art Anger, um welchen sich erst nach und nach einzelne Häuser erhoben. Er grenzte im Süden und Südwesten an den Parchen (Pfahlwerk), das längs eines Grabens hinlief, wo sich erst später eine ordentliche Stadtmauer erhob.

Im Westen hatte der Salzring seinen Ausgang in einer sicherlich im alten Stadtplan bereits vorgezeichneten, rechtwinklig abgehenden Gasse. Diese stellte gewissermaßen eine Fortsetzung des slawischen Markt- und Handelslebens vor. Denn hier dürften schon früh die Herbergen für die slawischen Fremden, namentlich für die aus den reußischen (russischen) Ländern, entstanden sein. Und so ist es begreiflich, daß diese Gasse, die sich allmählich westwärts bis zum Mauergraben fortsetzte, den seit 1291 die um die Stadt geleitete Ohlau vorstellte, schon frühzeitig unter dem Namen „Rosische“ (russische) und „Reußische Gasse“ erscheint, was die Zungenfaulheit des Volkes später in das unverständliche Wort „Reusche-Gasse“ verstümmelte. Auch von ihrer Jugend wird man sich eine möglichst unscheinbare Vorstellung in baulicher Beziehung machen und sie sich als einen Tummelplatz eines zwar äußerst regen, aber auch sehr ungekämmtten, urwüchsigen Treibens vorstellen müssen.

Wenn auch der Salzring bei dem raschen Aufblühen der jungen deutschen Stadt im Osten und Norden bald geschlossene Häuserfronten aufgewiesen haben wird, so lehnte er sich doch im Süden und teilweise auch im Westen an die längs der Ohlau hinziehende Stadtmauer. Zur Verbindung zwischen dem Salzringe und der am Ohlaugraben flappernden Siebenrademühle diente ein im Südwesten des ersteren die Mauer durchbrechendes Pförtlein. Dasselbe wurde allerdings nach dem allmählichen Verfall der überflüssig gewordenen inneren Stadtmauer, als sich auch im Süden des Salzringes Häuserfronten erhoben, überbaut. Es entstand das stattliche Gehöft des später sogenannten „Riembergshofes“, von dem weiter hin noch besonders in Verbindung mit der Siebenrademühle und dem Roßmarkt die Rede sein wird.

Die Vermehrung des handeltreibenden Patriziates, dessen Kurien und Kontore sich nun nicht mehr bloß auf den Ring beschränkten, und der wachsende Reichtum der einzelnen Geschlechter hatten vermutlich schon am Ende des 14. Jahrhunderts auch dem Salzringe einen vornehmeren baulichen Charakter gegeben. Als der gewaltige Bußprediger Johannes von Capistrano am Fasching von 1453 unter großem Zulauf des Volkes und hohem Pomp in Breslau eintraf, um hier ein geistiges und politisches Hauptquartier für seinen Feldzug gegen Sünde und Weltlust und gegen Hussiten, Juden und Türken zu errichten, nahm das Haus des Kaufherrn Joh. Glas auf der Westseite des Salzringes (jetzt Nr. 9 und „Schwarzes Kreuz“ — vermutlich auf Grund jener düsteren Tradition — genannt) den „Heiligen“ als Gast auf. Der Erker dieses „begnadigten“ Hauses war die vornehmste Kanzel, von welcher der fanatische Minorit seine von den lebhaftesten Gesten begleiteten lateinischen Reden an die von religiösem Rausche erfüllte Menge hielt, welche der Redner förmlich hypnotisierte. Der Salzring machte „Geschichte“. Am 18. März verzehrte das bekannte stadtgeschichtliche Autodafé alle Insignien Breslauer Eitelkeit und Weltlust: Kämme, Schleier, Masken, Würfel, Brettspiele, Karten etc. Und an einem Sommertage um Johanni, als die ganze Breslauer Atmosphäre vollends von glühendem Keßerhaß und grausamer, mordhungriger Glaubensraserei angefüllt war, verzehrte ein anderes entsetzlicheres Autodafé die lebendigen Leiber von 41 jüdischen Männern, Jünglingen und Greisen, deren einziges Verbrechen war, daß sie Juden waren. Sie erlitten heldenhaft den Tod, obwohl ihnen die Verleugnung ihrer Religion das Leben gerettet haben würde. Es hat sich kein Ratschreiber gefunden, der den „Mut“ besessen hätte, dieses Ereignis in ein Stadtbuch einzutragen.

Als dann die Breslauer Stadtrepublik wenige Jahre später den bei weitem ehrenvolleren Kampf gegen den Böhmenkönig Georg Podiebrad aufgenommen und in ihrer Vereinsamung nur in der päpstlichen Kurie eine Bundesgenossin gefunden hatte, war der Salzring wiederum der Brennpunkt der mit dieser kühnen Stadtpolitik zusammenhängenden diplomatischen Tätigkeit. Denn der vom Papste gesandte Cavanter Bischof Rudolf von Rudisheim, welcher in seiner Person die Schirmherrlichkeit des heil. Vaters über die Stadtrepublik zum Ausdruck brachte und deshalb am 9. November 1465 wie ein König in die Stadt eingeholt worden war, nahm seine Wohnung im Hause des Kaufherrn Stanislaus Bottener am Salzringe. In

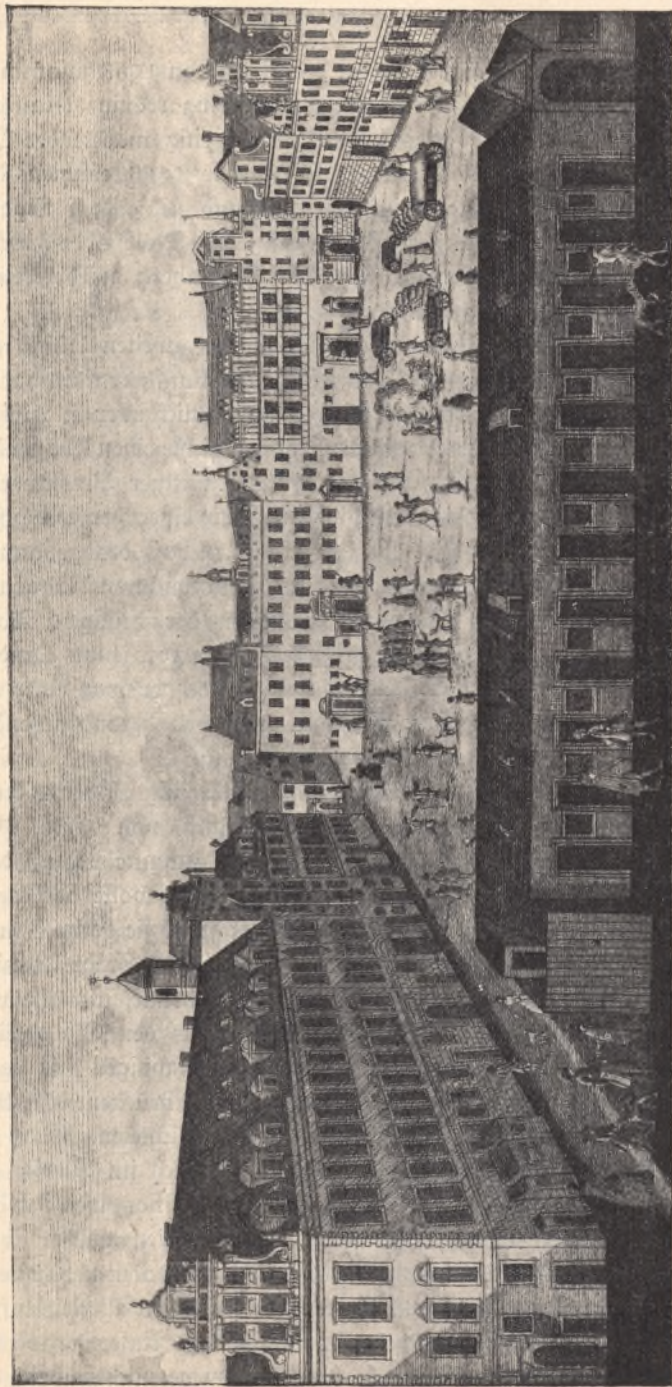


Abbildung des Salz-Kings gegenüber der Börse in Breslau 1720.

diesen Räumen liefen alle Fäden zu der Koalition von 1467 zusammen, die später unter Führung des militärkräftigen Ungarkönigs Matthias Corvinus die Macht Podiebrads brach. Gleichzeitig machte der Tod den Breslauer Bischofsitz frei. Am 21. Januar 1468 erschien das gesamte Domkapitel im Bottenerschen Hause und zeigte dem Legaten die auf ihn gefallene Wahl zum Bischof an. Das Volk aber jubelte, nach dem verhassten Tschechen Jost von Rosenberg wieder einen Deutschen zum Bischof zu haben.

Den Südosten des Salzringes nahm in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Haus der Patrizier- und Kaufherrenfamilie der Reh diger ein, deren Einfluß in politischer, namentlich aber in geistiger Beziehung jenem Abschnitt der Breslauer Stadtgeschichte einen leuchtenden Stempel aufgedrückt hat. Es war die Zeit, in welcher Breslau eine der berühmtesten Warten des Humanismus und einer der Hauptsitze der feinen Geistesbildung war. In der Nachbarschaft des genannten Hauses stand auch dasjenige der Jenkewitz. Dem wackeren Nicolaus Reh diger, dessen Bruder Thomas den Kern der heutigen Stadt-Bibliothek geschaffen hat, folgte 1587 der letzte Jenkewitz als Landeshauptmann in der Leitung der Stadtrepublik. Auch er war einer der Repräsentanten jener glänzenden Zeit, die unter den heranbrausenden Sturmstößen des dreißigjährigen Krieges schwand.

Es kamen traurige Zeiten. Der tiefen Demütigung Breslaus durch den Prager Frieden folgte der Soldatenaufstand von 1636. Es hatte sich nämlich unter den Stadtsoldaten, die nunmehr auch dem Kaiser schwören sollten, das Gerücht verbreitet, man wolle sie Nachts entwaffnen und unter die Kaiserlichen stecken, während sie doch — meist Breslauer und durchgängig Lutherische — „bei der Stadt Breslau leben und sterben“ wollten. Es war am 13. Februar, als alle vier Kompagnien, auch die blaue und gelbe, die bereits den Eid geleistet hatten, ihn aber nun bereuten, vom Schweidnitzer Zwinger aus eigenmächtig unter großem Tumult nach dem Salzringe abrückten, denselben besetzten und ein ordentliches Kriegslager darauf einrichteten. Trotz der Versicherungen des Rates, daß die Soldaten lediglich im Dienste der Stadt stehen sollten, blieben die Verhandlungen fruchtlos, weil der Rat sich nicht entschließen konnte, die beiden Kompagnien wieder ihres dem Kaiser geleisteten Eides zu entbinden. Die Soldaten behaupteten ihre kriegerische Haltung auf dem Salzringe und verübten allerlei Unfug. Breslau erlebte zwei bange Nächte. Es blieb dem Rate, der wiederholt von den Soldaten im Rathause blockiert wurde, nichts übrig, als

am 15. februar nachzugeben und auch die frage des rückständigen Soldes zu regeln. Während die bewaffnete Bürgerschaft die Nachbarschaft des Ringes und Salzringes besetzt hielt, vollzogen sich die formalitäten unter vielem Lärm und Tumult. Doch zogen sich die Wirren noch vier Wochen hin und fanden nach der Bluttat im „Großen Christoph“ (Ohlauerstraße) ihren Abschluß durch den Henker. . . .

Das damals schöngegiebelte Haus neben dem Riembergshof auf der Südseite gehörte einem Ratsherrn aus den letzten Zeiten der österreichischen Herrschaft, dem Bankier v. Goldbach und dann dessen Erben, bis es Ende des 18. Jahrhunderts in den Besitz der Bankiersfamilie Moriz-Eichborn gelangte. Daran grenzte das der Stadt gehörige Haus des Stadtkommandanten, ein schöner mächtiger Renaissancebau (jetzt Nr. 14). Der letzte Kommandant der Stadtruppen, der es bewohnte, war der Oberst freiherr v. Rampusch. In der Mittagsstunde jenes denkwürdigen 10. August 1741, der die Stadt durch einen glücklichen Handstreich in die Hände der Preußen geliefert hatte, ward vor diesem Hause die Breslauer Militärmacht, 750 Mann stark, durch den feldmarschall Schwerin für den König von Preußen in Eid und Pflicht genommen. Diesmal gab es keine Revolte. Das schmale Giebelhaus neben der Kommandantur gehörte damals einem Gliede der großen Patriziersippe der Sebisch. Daran stieß „der Kaufmannschaft Haus“, d. h. die Börse, ein Renaissancebau mit einem Barocktürmchen. Im oberen Teile hatte sich einst der „Bürger Trinkstube“ befunden. Ob das Haus noch von den Rehdigers stammte, ist zweifelhaft. In der preussischen Zeit beherbergte es auf der Roßmarktseite u. a. auch das „Judenamt“. In dem benachbarten düstern Eckhause mit dem steilen Dache, das einst der familie Kickpusch gehört hatte, war seit 1654 das „Oberamt“ — die schlesische Provinzial-Regierung — untergebracht. Der letzte Vertreter der österreichischen Oberherrschaft, der darin residierte, der hochbetagte Oberamtsdirektor Graf Schaffgotsch, räumte das Haus Anfang Januar 1741. Vorübergehend richtete sich, allerdings auf kurze Zeit, im Dezember 1757 ein österreichischer Kommandant darin ein, weshalb denn auch damals das alte Haus von den preussischen Belagerern übel zugerichtet ward. Wenige Jahre später — am 11. Mai 1762 — wurde vor dem Oberamts Hause eine merkwürdige Prozedur durchgeführt, nämlich die bildliche Hinrichtung der vom Oberamtsgerichte zum Tode verurteilten, aber glücklich entronnenen

Verräter Baron Markotsch zu Woiselwitz und Kuratus Schmidt zu Schönbrunn, die bekanntlich den großen König in die Hände der Feinde hatten liefern wollen. Eine letzte Haupt- und Staatsaktion vollzog sich vor dem alten Oberamt am 15. Oktober 1786, als im Angesichte desselben die Vertreter der schlesischen Ritterschaft, der geistlichen Stifter, der Städte und speziell der Stadt Breslau dem Könige Friedrich Wilhelm II. huldigten, für den eine schöne Tribüne errichtet worden war. — Die meisten anderen Häuser auf der West-, Nord- und Ostfront gehörten im 18. Jahrhundert Mitgliedern des kaufmännischen oder Beamten-Patriziats. Von den beiden noch vorhandenen Giebelhäusern Nr. 11 und Nr. 10 soll beim Riembergshof die Rede sein. An den „Goldenen Anker“ (Nr. 8) knüpfen sich die Namen Kracker v. Schwarzenfeld und v. Walther. Das Eckhaus an der Junkernstraße gehörte einem Freiherrn v. Köbel. Dann — im Anfang des vorigen Jahrhunderts — war es ein vielbesuchtes Kaffeehaus, kam dann später in den Besitz des Kommerzienrats Ruffer, um in der Gegenwart dem Augustinerbräu als Stätte zu dienen. Das Eckhaus der Reuschestraße, der „Weiße Löwe“, war das einzige Kretschamhaus des patrizischen Salzringes. Im Anfange dieses Jahrhunderts werden die Besitzer der Häuser Nr. 4 und Nr. 19, Oppenheimer und Philippsohn, ausdrücklich als „jüdische“ Kaufleute aufgeführt. Die beiden Eckhäuser „Zum goldenen Kreuz“ — auch lange die „Holzschau-Ecke“ genannt — und „Freyers Ecke“ zählen zum Ringe.

Im Markt-Charakter des Salzringes waren allmählich tiefgreifende Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen. Erst waren die reußischen und im 16. Jahrhundert die polnischen Händler fortgeblieben. Allein er blieb der Mittelpunkt des Salzgeschäftes bis zur Schwelle der Neuzeit. Zu den älteren Salzbauden, welche ursprünglich in der Mitte standen, kamen 1569 die 12 durch Ratsbefehl vom alten Fischmarkt beseitigten Salzbauden. Sie standen nunmehr auf der Nordseite mit dem Blick auf die Häuserfront derselben und zwar Rücken an Rücken mit den Seiler- und einigen anderen Bauden, welche nach Süden schauten. Am Ende des 18. Jahrhunderts war diese Doppelreihe in hölzernen mit Ziegeln ausgeflochtenen Häuschen untergebracht. Die Steinsälzer oder Salzverkäufer, eine Innung für sich bildend, besaßen 13 sogenannte „Gerechtigkeiten“, welche nicht verkauft werden konnten. Sie durften ihre Salztonne nur zu gleicher Zeit öffnen; keiner von ihnen durfte eine neue Tonne eher aufschlagen, bis die anderen ihren Vorrat verkauft hatten. Die Seiler hatten

12 „Gerechtigkeiten“; doch waren ihnen ihre Bauden nur mietweise vom Magistrat überlassen, während die Sälzer die ihrigen als Eigentum erworben hatten. Die drei „besten“ Seilerbuden wurden alle Vierteljahre verlost. Doch konnte ein Seiler innerhalb dreier Jahre nur einmal eine solche „beste“ Bude erhalten. Auch ein Sozialismus.

Auf dieses Treiben schaute schon seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die „Mohren-Apotheke“, welche in der Breslauer Apotheken-Ordnung von 1489 als die vierte und jüngste der hiesigen „Küchen des Aesculap“ aufgeführt wird. Bildeten schon die genannten ständigen Bauden täglich den Mittelpunkt eines steten Handelsverkehrs, so füllte lautes Markttreiben den Salzring, wenn Montags und Donnerstags die Landbäcker ihre Waren, und gar Sonnabends, wenn die Geisler ihr Fleisch in Schranken feil hielten. Mit der Aufhebung der Zunft-Privilegien (1811) fielen zunächst die Salz- und Seilerbuden. Gleichzeitig wurden die Märkte verlegt. Mit den halbtausendjährigen Traditionen des Salzringes war es zu Ende, er wurde in „Ruhestand“ versetzt. Freilich ersah man den Platz für das projektierte Blücherdenkmal. Doch es vergingen zwölf Jahre, ehe 1827 am Sonntag, den 26. August, die auf schlesischem Marmor-Postament stehende Erststatue des Marschalls Vorwärts von Rauch feierlich enthüllt wurde. Von nun an hieß der alte „Salzring“ — Blücherplatz.

Eine bedeutende bauliche Veränderung hatte sich bereits auf der Südseite vollzogen. Nachdem das Oberamtsgericht als Oberlandesgericht in die Räume des aufgehobenen Vincenzklosters verlegt worden war, erwarb nämlich die Breslauer Kaufmannschaft 1822 das alte baufällige Haus, um es samt der alten Börse abtragen zu lassen. Auf der freigewordenen Stätte wurde von 1822—1824 nach einem Plane des jüngeren Langhans ein imposantes neues Börsengebäude errichtet, das zu den schönsten Bauwerken aus der ersten Zeit nach der Erlösung Breslaus aus den Banden des Militarismus und des Bureaukratismus durch die Entfestigung und die Städteordnung gehört. Jetzt ist auch dieses Bauwerk schon längst wieder die „Alte Börse“, hat aber, nachdem sie Kommunal-Eigentum geworden ist, einen Verjüngungsprozeß durchgemacht und beherbergt nunmehr seit einigen Jahren die städtische Bank, die Stadthauptkasse und andere städtische Ämter.

Während der jüngsten Jahrzehnte hat die Herrschaft der modernen Renaissance stark unter den alten Barock- und Spätrenaissance-Bauten aufgeräumt. Nur noch auf der West- und Nordseite haben sich einige

alte Giebelhäuser erhalten. Und wie zum Hohn auf die grausamen Capistrano'schen Traditionen dieses Platzes befindet sich so manches schöne Haus in Händen von Juden. Den schönsten Anblick aber — wie ihn die Vorzeit hier nie kannte — gewährt der ehemalige „Salzring“ in den Tagen vor Weihnachten, wo er schier in einen duftenden Wald von Christbäumen verwandelt erscheint. Und auch sie halten eine Predigt — aber es ist eine Botschaft der Menschenliebe, welche alle Epigonen des düsteren Minoriten mit allen ihren Phasen des Religions- und Rassenhasses nicht zu überschreien vermögen.

II.

Schon bei Ablauf des 13. Jahrhunderts strebte das deutsche Breslau mit seiner gewerblichen Regsamkeit über den engen Mauer- ring hinaus. Jenseits des Salzringes war am äußeren Ufer der Stadthlau, angesichts der grünen Aue, eine Reihe von Malzhäusern entstanden, woraus im Laufe der Zeit im Zuge der heutigen Karls- straße und Hummerei die Vorstadtgasse „Unter den Mälzern“ sich entwickelte. Auch war gleichzeitig mit der Umleitung des Ohlau-Armes um die Stadt zum Ersatz für die an dem nunmehr trockenen Ohlau- bett bei der Neustadt eingegangene, dem Sandstift gehörige Mühle ungefähr in der Mitte des neuen Ohlauufers eine neue Mühle erbaut worden, und zwar am äußeren Ufer und just in der Linie, welche vom Ringe in der Diagonale über den Salzring durch dessen südwest- lichen Winkel und über die eben angelegte Holzbrücke lief. Es war die „Mühlstatt zu den sieben Raden“ oder die „Siebenrademühle“ auch „Niedermühle“ geheißen, zum Unterschied von der „Ober-“ oder „Kekermühle“. Die „Siebenrademühle“, welche theils Privatbesitz, theils Besitz des Sandstiftes war, wurde nach und nach durch Ablösung der Besitztitel Eigentum der Stadtkämmerei. Es verstand sich nun ganz von selbst, daß schon um jener Malzhäuser und dieser Mühle wegen im südwestlichen Winkel des Salzringes eine Pforte die Stadtmauer durchbrach.

Die Stadtmauer, welche hinter der Westseite des Salzringes in der Bodensenkung dicht am flusse hinlief, und zwischen sich und den Rückseiten der Salzring-Kurien einen sogenannten „Wehrgang“ für die Verteidiger frei ließ — der heutige Gassenzug der Hinterhäuser mit deren Fortsätzen bis zum alten Schlachthof — fletterte eben außerhalb des südwestlichen Winkels des Salzringes auf die Boden-Erhebung

hinauf, auf welcher die älteste Stadtgründung lag — wie man eben besonders hier und bei der Pfnurpforte am Ausgang der Altbüßerstraße noch heute sehr deutlich sehen kann.

Die Mauer ließ nun von der angedeuteten Pforte an links vor der Brücke zur Mühle einen breiten Raum zwischen sich und dem Ohlaugraben frei, welcher unzweifelhaft einen alten „Zwinger“ bildete, mit einer niederen Vormauer am Ufer, dessen Kunde verschollen ist und der dann im Laufe des 14. Jahrhunderts als „Roßmarkt“ auf-



ZEICHNUNG: H. LÖTSCHE

AUFNAHME: KOL. MESSBILDANSTALT

Durchgang Burgfeld-Weißgerbergasse.

tauchte, wo die deutschen und slawischen Roßkämme damaliger Zeiten in bequemer Nachbarschaft des Salz- und des großen Ringes ihren Handel trieben.

Es bleibe dahingestellt, wann besagte Pforte, ob schon bei der ersten Stadtanlage oder erst als Mühle Malzhäuser und Brücke sie zum Bedürfnis machten, hergestellt wurde. Doch war sie wahrscheinlich lange vor der Erbauung des Gehöftes vorhanden, das uns als „Riembergshof“ eine geläufige, altherkömmliche Fußpassage ist. Bekanntlich wurde nach Errichtung der äußeren Stadtmauer die alte innere Stadtmauer an der Ohlau dem langsamen Verfall preisgegeben.

Auf ihren Fundamenten entstanden Häuser. So auch in der Gegend, die hier in Frage steht, die hinteren Erweiterungsbauten der patrizischen Kurien auf der Südseite des Salzringes gegen den Roßmarkt, wie es denn heißt, daß der Teil des „Riembergshofes“ auf der Roßmarkseite auf Fundamenten der alten Stadtmauer errichtet wurde.

Am Ende des 16. Jahrhunderts erscheint das weitläufige stattliche Gehöft als Familienbesitz des Geschlechtes der jüngeren Haunolt, dessen Verwandtschaft mit den älteren Haunolts noch nicht festgestellt ist. Die genannte jüngere Sippe stammte aus der Liegnitzer Kaufmannschaft und gelangte 1596 mit Johann H. in den Breslauer Rat. Bald nach seinem 1617 erfolgten Tode ward die Kurie offenbar vom Sohn und Erben einem Umbau im Barockstil unterzogen und vor allem das schöne, schlicht gehaltene, von Quadern umrahmte, rundbogige Portal auf der Roßmarkseite geschaffen, welches jedem, der von Süden kommt, schon in der Ferne bedeutsam ins Auge fällt. Der Aufsatz zeigt Puten mit den Wappenschildern der Familie Haunolt und Jessenski; an den Ecken stehen Krieger als Hochreliefs. Das Portal enthält in Form eines Chronogramms, d. h. einer lateinischen Inschrift, in deren großen Buchstaben die Jahreszahl versteckt ist — in diesem Falle 1619 — die bedeutsamen Worte: „anno in quo magno vicissitudo“ (Im Jahre der großen Veränderung), womit offenbar die Genugtuung eines gut lutherischen Breslauer Patrizier über die Vorgänge jener Zeit, die Erhebung der mit den Böhmen verbündeten Schlesier gegen den Träger und Vorkämpfer der gewalttätigen römisch-katholischen Gegen-Reformation, den Kaiser Ferdinand II., ausgesprochen ist. Auch die beigefügte sehr verschnörkelte Inschrift: „fürchte Gott, Thue Recht und Scheue Niemand“, sowie die Inschrift über dem Eingang vom Salzring: *Nunquam Vidi Justum Derelictum* (Niemand habe ich den Gerechten verlassen gesehen), beziehen sich offenbar auf die Zeisläufe. Der wahrscheinliche Urheber dieser Worte, Johann Haunolt, hat allerdings in seiner Ratslaufbahn von 1625—55, zuletzt abwechselnd als Schöffen-Ältester und Stellvertreter des Ratspräses, sowohl die selbständige Politik der noch immer kräftigen Stadtrepublik im Bunde mit Schweden und Sachsen und in offener Auflehnung gegen den Kaiser, als auch die nachfolgenden Demütigungen und die zähe Opposition gegen die Einschmuggelung der Jesuiten in das trotzig-lutherische Breslau mitgemacht. Sein Sohn Johann Sigismund wurde bereits vom Kaiser geädelt und schrieb sich „von Haunolt und Rumberg“. Das Breslauer Patriziat wurde hofzahn und wollte vom

alten Kaufherren-Kontor nichts mehr wissen. So diente sich denn besagter letzter Haunolt in langer Rats-Karrièrè (1660 bis 1711) bis zum Ratspräses (Oberbürgermeister) im Jahre 1691 empor. Unter seiner Amtsführung vollzog sich der Ansturm der Bürgerschaft gegen die Errichtung einer Jesuiten-Hochschule. Er verblieh im Alter von 78 Jahren im Frühling von 1711 eines sanften Todes und wurde mit höchstem Pomp in der Elisabethkirche, diesem Mausoleum des Breslauer Patriziates, beigesetzt.



Riembergshof (Eingang vom Roßmarkt).

Wir finden das Familienhaus der Haunolt im Jahre 1726 im Besitze eines Herrn Joh. Tobias v. Taborski, doch schon kurz darauf (1733) weist eine Liste der Hausbesitzer den Kaufherren Christian Gottlieb v. Riemer und Riemberg als Eigentümer des umfangreichen Grundstückes auf, welches nunmehr die Bezeichnung „Riembergshof“ erhielt. Es war ein vornehmes Haus, denn es wohnten damals außer dem Besitzer noch die mercatores (Kaufherren) Caspar Mickasch und David Schmieder darin. Die Riemer waren ursprünglich Reichfrämer, stammten also aus den Zünften; und als Reichfrämer war noch Gottfried Riemer 1686 in den Rat gelangt. Sein gleichnamiger Sohn, der 1709 Ratsherr wurde, ward geadelt, gehörte zu

den Kaufherren, war also ins Patriziat emporgestiegen und schrieb sich von Riemer und Riemberg und dürfte bereits Guts herr von Pöpelwitz und Pilsnitz gewesen sein, als welcher uns der oben erwähnte Besitzer des Riembergshofes entgegentritt. Christian Gottlieb von R. und R. war 1730 in den Rat aufgenommen worden und war Mitglied des letzten Rats-Kollegiums, das sich auf Grund der 500 jährigen Stadtverfassung gewählt hatte. Als der junge Preußenkönig Friedrich am 30. Dezember 1740 in der Nachbarschaft Breslaus erschien, speiste er, wie Steinbergers Tagebuch berichtet, zu Mittag auf dem Riemerschen Schlosse zu Pilsnitz „und ward bestmöglichst bewirtet“. Riemer galt denn auch in der Zeit während der letzten Breslauer Neutralität als ein Zugehöriger der preußischen Partei. Als nach der preußischen Überrumpelung am 10. August 1741 König Friedrich einen neuen Magistrat einsetzte, allerdings nur als vaterstädtische Dekoration des neuen polizei-bureaukratischen Regimentes, ernannte er besagten Herrn zum Unter-Kämmerer, in welchem Amte er bis 1750 verblieb. Vermutlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschwand die Riemersche Familie aus Breslau und zog sich aufs Land.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte der Riembergshof einer Frau Sechting. Während der Beschießung Breslaus durch die Rheinbundstruppen und Franzosen im Dezember 1806 machte das Gehöft böse Tage durch; sechs der größten Bomben und über 40 große und kleine Granaten und andere Geschosse verwandelten die Gebäude des Riembergshofes nahezu in eine große Ruine. Nur um ein Haar entging er der völligen Verwüstung, als das Haus neben der Siebenrademühle brannte. Da es an Wasser zum Löschen fehlte, eilte der Lohnkutscher Biewald im ärgsten Granaten-Regen zum Kunstmeister, um Wasser zu besorgen. Es war höchste Zeit; denn das ganze Reusche-Viertel stand in Gefahr, eingäschert zu werden. In den nächsten Jahrzehnten erscheint ein Maurermeister Dob als Eigentümer des wieder renovierten Riembergshofes, in dessen Gehöft nun vorwiegend jüdische Händler ihre Verkaufsstätten (alte Kleider etc.) einrichteten. Auch in der jüngsten Zeit birgt es allerlei Geschäftstreiben, so u. a. auch die „Eisflitsche“.

Das Schicksal des Riembergshofes, nämlich seine Benützung behufs Durchlegung einer Passage, sollen nun auch die benachbarten Grundstücke: die kurzgiebelige Nr. 10 und die hochgiebelige Nr. 11 teilen. Sie können sich an Raum nicht mit jenem messen aber die Vergangenheit beider verknüpft sich ebenfalls mit dem alten Breslauer Patriziat.



Der Riembergshof (Innenansicht).

Das Haus Nr. 11 gehörte der im diplomatischen Dienst der Stadtrepublik viel genannten, gepriesenen und gehassten Familie Pein. Heinrich Marcus und Sigismund Reinhard von Pein saßen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Räte. Bedeutender war aber sicherlich jener Syndikus Dr. Joh. Pein, welcher erst zusammen mit dem

Syndikus Dr. Rosa und dann mit dem berühmten Syndikus und Historiker Henel v. Hennenfeld mit großer Umsicht während des 30 jährigen Krieges für die Sache des Protestantismus tätig war, die Breslauer Aktion von 1632 bis 1635 leitete und mit dem schwedischen Kanzler Örenstjerna über einen endgültigen Anschluß Breslaus und Schlesiens an Schweden verhandelte, leider zu spät, um der Demütigung unter dem Kaiser zu entgehen. Im Jahre 1726 befand sich das Haus im Besitze des Rats Herrn Ernst Leopold von Pein. Diese Sippe verschwindet mit dem Anbruch der preussischen Zeit. Wir begegnen als Besitzer des Hauses 1742 einem zum Rats Herrn ernannten Heinrich Wilhelm von Herford, dessen Erbe es noch 1761 besaß. Vor hundert Jahren gehörte das Haus einem Kaufmann Müller. Nach wiederholtem Besitzwechsel kam es in die Hände der Familie Sachs. Das kleinere Nachbarhaus Nr. 10 gehörte im 18. Jahrhundert dem angeblich aus der Mohren-Apotheke stammenden Kaufmann Heinrich Gottlieb von Tizzenhofer, welcher ebenfalls ein Mitglied des letzten Rates der Stadt vor der preussischen Besitznahme war und noch unter König Friedrich als Ratsmann bis zu seinem Tode (1745) wirkte. Auf seinen gleichnamigen Sohn folgte ein Kaufmann Scultetus im Besitze und diesem im Laufe des 19. Jahrhunderts die Kaufmannsfamilie Franck, zu deren schönen Traditionen von jeher die Wohltätigkeit gehörte.

Ein halbes Jahrtausend hindurch hatten die Räder der Siebenrademühle, welche zwischen zwei hölzernen Häusern mit hohen und steilen Dächern, von denen eines die Ecke des Clausgrabens (Goldene Radegasse) bildete, emsig gerauscht und Mehl und Malz produziert. Sie hatten den Wandel der Zeiten gesehen von dem Tage an, wo man auf dem nahen Felde die Grillen zirpen hören konnte bis in die Zeiten, wo hohe Mauern und Wachttürme den Blick ins freie sperrten und alte Systeme der alten Festungsbaukunst sich erschöpften und preussische Grenadiere die Stadtfoldaten auf den Wällen ablösten. Die alte Mühle hatte die entsetzliche Pulver-Explosion von 1749 überstanden, welche fast den ganzen Stadtteil in Trümmer gelegt hatte, ebenso die drei Bombardements von 1757, 1760 und 1806/7, wo sie „nur“ zwei Bomben trafen.

In einem niemals klargestellten Verhältnis zur Mühle stand unter der Bezeichnung „Eines gestrengen Rats drei Mühlhäuser“ von Alters her ein Gehöft diesseits der Brücke am Rossmarkt. Innerhalb dieses Komplexes von drei Bindewerkhäusern, in deren

einem sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine jüdische Fleischerei an der Flußseite befand, gründete im 16. Jahrhundert ein Gärtlein. Die Kammerei, welche eine kostspielige Reparatur der baufälligen Kaluppen scheute, zog es 1751 vor, wie Markgraf berichtet, das Gehöft für 8000 Taler schlesisch an die Alt- und Neubäckerfleischer zu verkaufen und glaubte wohl noch damit ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Die beiden Mittel führten bald darauf einen Neubau auf, welcher bis zu seinem Abbruch „der Mühlhof“ hieß und im Laufe der Zeiten den verschiedensten Gewerben Unterkunft bot, auch eine Zeitlang jenen Massen-Quartieren, welche Gustav Freytag in der Veitel Jzig-Episode von „Soll und Haben“ schildert, wiewohl er die Flußzenerie der Katastrophe einer anderen Ohle-Gegend entnahm. Während der Belagerung hatte das Haus dem Angriff von 80 Bomben widerstanden.

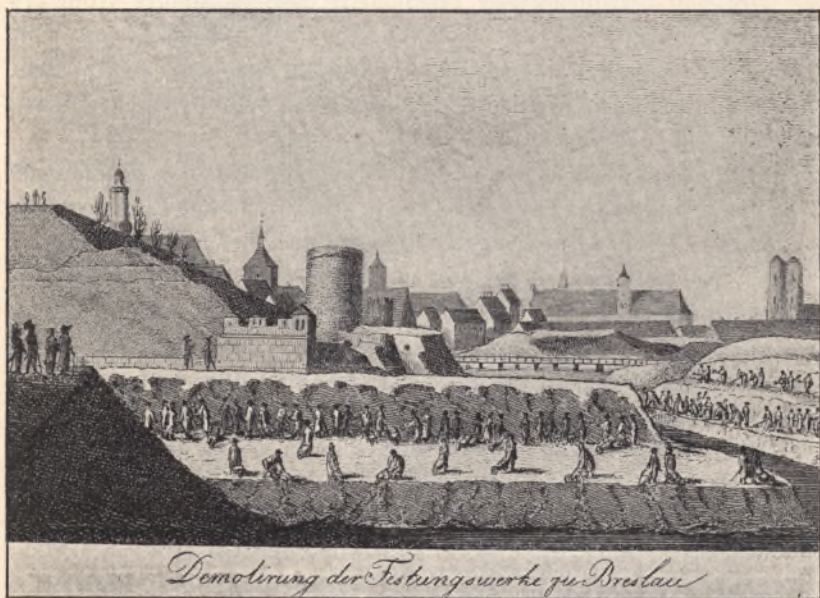
In Folge der Verunreinigung und Wasserabnahme des flusses, der schon längst keine Schiffe mehr trug, kämpfte auch die Siebenrademühle mühsam um ihr Dasein. Schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts war ihr Abbruch in Aussicht genommen. Aber durch das Widerstreben der Kammerei, die auf die Pacht nicht verzichten wollte, rettete sie ihre Existenz noch auf einige Jahrzehnte. Als aber 1811 ein Teil abbrannte, bestand die Polizeibehörde auf den Abbruch auch des anderen Teiles aus Sicherheits- und Verkehrsrücksichten. Es war eben eine neue Zeit im Anbrechen begriffen. Viele Jahrhunderte durch hatte seit der Errichtung der äußeren Mauer im 14. Jahrhundert dieser Stadtteil eine „Existenz im Winkel“ geführt. Durch einen Engpaß bei der Mühle gelangte man auf den „Judenplatz“ (Carlsplatz), den vielzipfligen, aus welchem zwar vier enge Gassen hinausführten, von denen aber zwei: die aus einer Hofstatt hervorgegangene Graupengasse und die Antoniengasse, sackartig am Walle ihr Ende fanden. Es war da jenseits des Riembergshofes, der gleich einem engen Trichter die direkte Verbindung dieser Kleinwelt mit dem Zentrum der Stadt vermittelte, ein seltsames Nebeneinander: das Treiben des Mühlhofes neben dem schönen Pachalyschen Palais, das alte Kaufherrentum neben dem Trödelkram des Judenplatzes, patrizische Prunkwohnungen in der Nachbarschaft der Massenquartiere des Pokoyhofes, des „Hirschels“ und der „Fechtschule“ . . . Der Roßmarkt war schon im Anfang des 18. Jahrhunderts keine Stätte des Pferdeshachters mehr und hieß demgemäß der „alte Roßmarkt“, und kurz vor Ablauf des genannten Jahrhunderts wurde hier durch den be-



Hof der Fechtschule.

rühmten Architekten Karl Gotthardt Langhans im Stile seiner Meisterbauten das Pachaly'sche Haus errichtet, welches man damals unter die „besten Häuser“ Breslaus rechnete. Zimmermann lobt besonders seine „schöne Fassade“ und seine „vortreffliche Stiege, Säle und Zimmer“ 2c. . . . Die Kaufherrenfamilie Pachaly existierte schon

im 17. Jahrhundert in Breslau. Gideon P. wurde 1725 in den Rat gewählt, 1731 aus diesem Grunde geadelt, weil alle Ratsherren, ausgenommen die vier aus den Zünften der Reichkrämer, Kretschmer, Großbank-fleischer und neustädtischen Tuchmacher, von Adel waren. Sein gleichnamiger Sohn ließ auf der Stelle des alten Hauses das neue, schöne Haus bauen. Durch Verheirathung mit einer Cousine v. Pachaly erwarb er Maria-Höfchen bei Breslau, während er durch Verheirathung seiner Schwester mit einem Karl Anton Gotthardt



Ducius von Wallenberg, Justizrat in Breslau und Herrn von Groß- und Klein-Masselwitz, mit diesem Hause in verwandtschaftliche Verbindung trat.

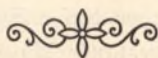
Die Ducius stammten aus Mailand und hatten sich zunächst in Tarnowitz als Kaufleute angesiedelt. Ende des 17. Jahrhunderts begegnen wir einem bürgerlichen Kaufherrn und Bürgerkapitän Christian Ducius in Breslau, dessen Bruder als Schaffgotschischer Hauptmann bereits auf den Namen „von Wallenberg“ in den Adel erhoben worden war. Da aber dieser Zweig bald erlosch, so wurde der Sohn des genannten Breslauer Kaufherrn 1736 geadelt. Dies war der Vater des oben erwähnten Wallenberg, der in Schwägerschaft mit den Pachaly trat. Im Jahre 1797 starb der letzte Pachaly.

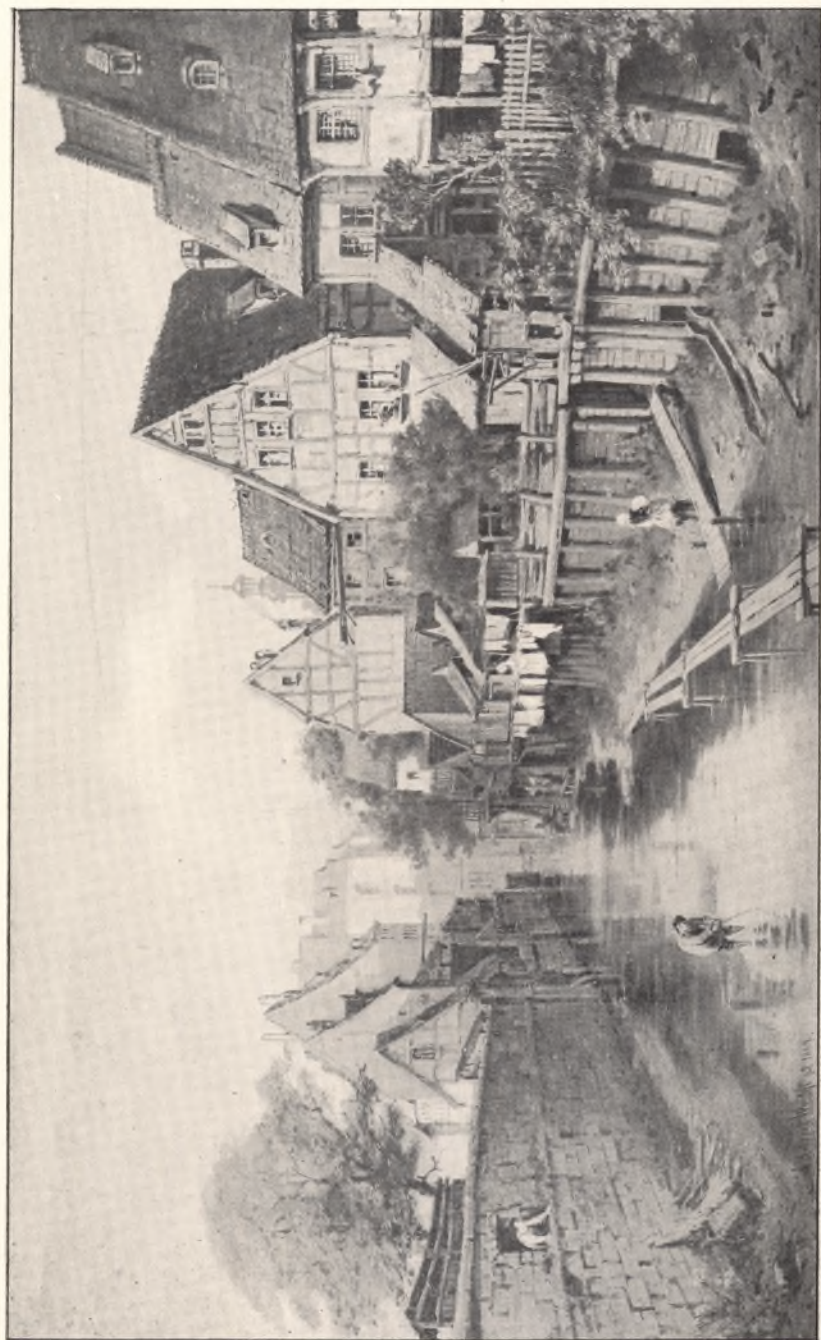
Seine Tochter, die Erbin von Maria-Höfchen, hatte wiederum einen Gotthardt v. Wallenberg, Kommerzienrat und Besitzer von Schmiedefeld 1c., geheiratet. Der Sproß aus dieser Ehe, Karl Gotthardt Gideon v. Wallenberg, erhielt als Erbe und Chef des Bankhauses Pachaly 1841 die Erlaubnis zur Vereinigung des Namens Pachaly mit dem seinigen. In diesem Jahre war nämlich die letzte Trägerin jenes Namens, seine Mutter, gestorben. Seitdem datiert also die Firma Wallenberg-Pachaly, jetzt Pachaly's Enkel.

Der Bau der alten Börse verschönerte auch die andere Front des Roßmarktes, der auch sonst durch den Bau stattlicher Häuser ein vornehm-reserviertes Gepräge angenommen hatte und mit seiner Stille selbst mit dem lauten Treiben der benachbarten Stadtviertel kontrastierte, was übrigens noch heute der Fall ist.

Mit der Niederlegung der Festungswerke war für diese Stadtgegend auf einmal eine neue Bahn gebrochen. Graupen- und Antoniengasse sollten auf die neue Promenade ausmünden und die direkte Verbindung mit der Vorstadt vermitteln. Da fiel denn auch, nicht ohne Widerstreben seitens des Magistrats, der Rest der Mühle 1813. Einige Räder hat der Verfasser dieser Zeilen noch in seinen Knabenjahren geschaut. Die Passage wurde verbreitert und auf dem Reste des Grundstücks wurden die Häuser Carlsplatz 2 und Roßmarkt 6 gebaut.

Und abermals nach fast 80 Jahren wurde die Gegend noch lichter und freier. Die Stadt erwarb den alten Mühlhof, in dessen Räumen vor mehr als drei Dezennien lange Zeit die Breslauer Dichterei zu Hause gewesen war, für 234 000 Mark und erbaute auf seiner Stätte das Sparkassen-Palais mit der Stadtbibliothek. Die Ohlau war schon längst vorher samt der Brücke verschwunden. Wer von den Alten erkennt die Gegend noch wieder? Und nun soll es noch besser kommen — nun soll eine Verkehrsstraße über die Stätte des alten Riembergshofes und seine Nachbarhäuser, über die Stätte des uralten Stadtmauer-Pförtleins vom Zentrum der Altstadt in die südlichen Vorstädte führen. . . „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit; doch neues Leben blüht aus den Ruinen!“





Whimsicht.



Aus den Erinnerungen der Schweidnitzerstraße.

I.

Das deutsche Breslau des 13. Jahrhunderts hatte seine geringste Ausdehnung in südlicher Richtung. Die dorthin vom Marktplatz auslaufende Hauptstraße des ältesten Stadtplanes war von allen anderen die kürzeste. Sie fand ihr Ende schon ungefähr in der Gegend der heutigen Königstraße, wo das zwischen 1260 und 1274 erbaute älteste Schweidnitzer Tor vor der Ohlau oder dem Mauergraben die Gasse sperrte. Ob dieselbe, wie andere Gassen in der frühesten Zeit, der Sitz eines bestimmten Gewerbes war, ist unbekannt. Sie trägt urkundlich schon 1345 die Bezeichnung „Swidnische d. h. Schweidnitzer Gasse“ und dürfte schon lange vorher diesen Namen gehabt haben. Derselbe deutet auf den regen Verkehr mit dem mächtig aufblühenden und in seiner Bedeutung mit Breslau wetteifernden Schweidnitz hin. Von dorthier kamen die Wagenzüge mit dem vielbegehrten köstlichen Schweidnitzer Biere in die Stadt herein. Offenbar dieser feuchten Anregung folgend und weil mit dem gewerblichen und Handelsaufschwung und dem stetig anwachsenden Verkehr auch der Durst in Breslau immer größere Dimensionen annahm, siedelten sich „draußen vorm Tore“ jenseits des Ohlau- oder Mauergrabens die Mälzer an und erbauten längs des Angers, sich nach Osten und Westen ausbreitend und auch der Landstraße nach Süden folgend, ein Malzhaus ums andere. Wahrscheinlich war dies der erste Impuls zum weiteren Hinauswachsen der Gasse in der Richtung auf die geistliche Ritterkommende zum hl. Leichnam, die draußen im Freien lag, und von welcher später die Rede sein wird.

Die Ausdehnung der Vorstädte machte bekanntlich unter den beiden ersten Lützenburgern Johann und Karl IV. im 14. Jahrhundert die Erbauung einer neuen äußeren Stadtmauer notwendig. Die Ohlau hörte auf, Stadtgraben zu sein. Gleich den anderen alten Toren diente das nun „innere“ Schweidnitzer Tor bloß noch polizeilichen und friedlichen Zwecken. Doch galt die erweiterte „Schweidnitzische Gasse“ noch lange als Vorstadt und hieß selbst noch im Anfange dieses Jahrhunderts die „äußere“ oder „kleine“.

Im Laufe des 14. und im Beginn des 15. Jahrhunderts tritt die Schweidnitzer Gasse, die übrigens keineswegs ein vornehmes oder patrizisches Gepräge trug, wie der große Ring und die Albrechtsgasse, schon etwas bestimmter aus dem Zeitendunkel hervor. An das innere Tor stießen die offenbar sehr weitläufigen Gebäude der Münze, die bis zur vorderen Pfnurgasse (Schuhbrücke) reichten. Nur durch ein enges Gäßlein außerhalb der Mauer von der Ohlau getrennt lag diesseits derselben die Stadtschmiede (auf der Stelle der Häuser 44, 45, 46). Ihr gegenüber auf der anderen Seite der Gasse befand sich Jahrhunderte hindurch eine „Badstube“ an der Ohlau. Jenseits des flusses wurde auf beiden Seiten der Gasse das für den Handels- und Gewerbeverkehr, sowie für den Krieg wichtige Pech in zwei „Pechhütten“ produziert. Das Andenken der letzten, die noch am Ende des 15. Jahrhunderts an dieser Stelle existierte, hat sich in dem Namen eines Hauses bis in die Gegenwart erhalten. Außer der „Pechhütte“ tritt uns als ältestes der benannten Häuser der Schweidnitzer Gasse schon anno 1417 die „Gersten-Ecke“ entgegen, die ohne Zweifel schon damals ein stark besuchtes Kretschamhaus war. Wir zweifeln indessen keinen Augenblick, daß gleichzeitig auch bereits die „Kornecke“ und manche andere alte Bierburg existiert hat. Man hielt es bloß nicht für nötig, „so 'was Selbstverständliches“ den Nachkommen schriftlich zu überliefern. Zu Ende des 15. Jahrhunderts lag auf der „äußeren“ Schweidnitzer Gasse auch der eine der beiden städtischen Markställe, wo die Pferde für den städtischen Bedarf gehalten wurden.

Einen schönen, architektonischen Abschluß erhielt die Schweidnitzer Gasse im Süden hart vor der äußeren Mauer durch die Erbauung der schönen gotischen Dorotheenkirche und des Klosters der Augustiner-Eremiten in der zweiten Hälfte des 14. Säkulums. Die Grundlegung war 1351 durch den frommen Kaiser Karl IV. erfolgt. Das neue Gotteshaus überragte stolz seine Umgebung und die nahe Mauer, und das weithin sichtbare, steile Kirchendach verlieh der Süd-

seite der Stadt einen hervorstechenden, selbst noch heute sich geltend machenden Charakterzug. — Auch auf der gegenüberliegenden Seite erhielt die Gasse im Laufe des 15. Jahrhunderts einen annehmbaren architektonischen Abschluß durch den allmählichen Auf- und Ausbau des Hieronymus-Hospitals für arme Schüler und der damit verbundenen Kirche. Im Jahre 1410 hatte der Bürger Scheiteler sein Grundstück diesem wohlthätigen Zwecke gewidmet, aber erst 1465 vollendete die Stadt, welche Besitzerin des Hospitals, das unter der kirchlichen Aufsicht der Dorotheen-Mönche stand, geworden war, den Bau. Es herrschte überhaupt über ein Jahrhundert hindurch in dieser Gegend eine rege, wohl nur zuweilen stockende Bautätigkeit. Denn ungefähr gleichzeitig mit der Dorotheenkirche ward hart daneben das äußere Schweidnitzer Thor gebaut, dessen zuerst 1380 Erwähnung geschieht.

II.

Aber auch jenseits der äußeren Stadtmauer regte sich frühzeitig neues Leben. Wenn der Breslauer Bürger anno 1300 das fallgatter des Schweidnitzischen Tores, die hölzerne Aufziehbrücke über den Ohlau-graben und die längs des jenseitigen Ufers desselben hinstreichende Vorstadtgasse „Unter den Mälzern“ (spätere Hummerei und Carlsstraße) hinter sich hatte, wanderte er bereits im Staub oder Kot der gen Schweidnitz führenden Landstraße zwischen Gärten, Acker- und Wiesenstücken und einzelnen Gehöften. Mitten in der Flur draußen zur rechten Seite der Landstraße erhob sich ein weitläufiges und stattliches Gehöft, umgeben von einer Mauer, durch welche ein hochragendes Thor führte. Es war die Kommende oder Komturei eines der während der Kreuzzüge entstandenen geistlichen Ritterorden. Ihr gegenüber an der vorderen Seite der Straße lag das dazu gehörige Kirchlein. Darüber hinaus schweifte der Blick in eine zwar von den Kräutern des Angers und der nächsten Dörfer wohlbebaute, aber auch noch viel von Wald durchsetzte Landschaft. Der Sage nach gehörte die einsam daliegende Kommende samt dem Kirchlein dem mächtigen und reichen Orden der Tempelherren. Und es wird dann weiter berichtet, daß der Papst nach der Katastrophe, welche diesen Orden im Anfange des 14. Jahrhunderts ereilte, besagte Kommende dem Johanniter-Orden überließ. Urkundlich wird die „Johanniter-Kommende zum h. Leichnam (Corpus Christi)“ zum ersten Male 1328 erwähnt. Man nannte den Orden auch den der

„Kreuziger“ (Kreuzträger) oder „Hospitaliter“ und die Kommende schon im 14. Jahrhundert *domus hospitalis* (Hospitalhaus), später „Leichnamskloster“ und „Kreuzhof“. Seltsamerweise aber ist niemals von einem von den Johannitern geleiteten Hospital für kranke oder alte Leute weder innerhalb noch außerhalb der Kommende im Laufe der Zeiten die Rede. Auch wird keiner Stiftung zu Gunsten eines derartigen Hospitals gedacht, und als 1392 ein Dorf den Johannitern zufällt, geschieht es „zur Notdurft und täglichen Ertragung der Brüder des Gotteshauses zum h. Leichnam“.



Schweidnitzerstraße.

Dagegen erscheint während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart neben dem Leichnamskirchlein ein „neues Hospital“ mit einem der h. Dreifaltigkeit (Trinitas) geweihten Gotteshause. Doch ist dies eine Stiftung des Rates der Stadt, hervorgegangen aus dem wachsenden Bedürfnisse der sich rasch vergrößernden Stadt. Denn mittlerweile hatten sich die einzelnen Häuschen an der Landstraße zur „äußeren Schweidnitzischen Gasse“ zusammengeschlossen. Doch blieb beim Bau der äußeren Stadtmauer sowohl die Kommende der Johanniter mit ihrer Kirche, als auch das benachbarte „neue Hospital“

noch „draußen“ liegen. Mit der Zeit nahm das letztere infolge seiner Lage hart an der Leichnamskirche die volksmäßige Gewohnheitsbezeichnung „Leichnams-Hospital“ an. Diese Benennung hat später nicht nur zu der irrtümlichen Annahme geführt, besagtes Hospital sei ein Besitz der Kommende, sondern hat sogar zur Unterlage für Ansprüche der letzteren auf das Hospital geführt. Indessen ist der Charakter des Trinitas- oder „reichen Spittels“ als eine städtische Stiftung durch eine Reihe von Urkunden nachgewiesen. Wie hätten z. B. 1354 die Konsuln der Stadt „Namens des Hospitals zum heil. Leichnam und der dort logierenden armen Kranken“ Äcker an die Kreuzbrüder zum heiligen Johannes für ihre Kirche zc. verkaufen können? Wie hätte ferner 1377 Kaiser Karl IV. bei seiner Genehmigung des Ankaufs von Schwoitsch zc. für das Hospital bestimmen können, daß die zu erkaufenden Güter niemals in geistliche Hände übergehen dürften, „es seiend Pfaffen, Kreuziger oder Mönche“?

Die neue Stadtmauer lief hinter den Gehöften der Groschengasse und hart an dem eben errichteten Kloster der Augustiner-Eremiten zur heil. Dorothea — späterem Minoritenkloster — hin. Der neue Schweidnizertor-Turm schloß massig und imposant die Vorstadt ab. Und wenn auch die Johanniter-Kommende und das Dreifaltigkeits-Hospital „draußen“ lagen, so standen sie doch unter dem Schutze der Stadtmauer und ihrer Türme.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts geriet auch die Kommende der Johanniter gleich vielen anderen geistlichen Stiften, wohl vornehmlich in Folge des Wohllebens der Kloster-Klerisei, in einen so schmählischen Verfall, daß die meisten Güter und Zinsen (Einkünfte) verpfändet werden mußten. Selbst die Gebäude der Kommende konnten nicht in dem gehörigen wohnlichen Zustande erhalten werden. Die Leichnams- (Corpus-Christi-)Kirche war so baufällig geworden, daß sie zum größten Teil niedergerissen und in schönem gotischen Stile neu aufgeführt wurde. Eine Inschrift über der Türe der „Sibrerey“ (Bibliothek) gibt als Zeitpunkt dieses Um- und Neubaus das Jahr 1447 an. Erst von 1477 datiert ein neuer Aufschwung der Kommende durch eine Reform auf Grund der Straßburger Observanz. Damals ward sie auch unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl gestellt.

Während der sich stets erneuernden Konflikte mit Georg Podiebrad verwendete der Rat besondere Sorgfalt auf die Stärke und Widerstandsfähigkeit der Mauern, Türme und des Tores auf dieser Seite, weil hier zunächst ein böhmischer Angriff auf die Stadt drohte. Vor dem

Hieronymus-Hospital stand ein sehr fester Torturm. Die Schweidnitzer Gasse sah in jenen bewegten Zeiten manch' Stück Geschichte an sich vorüber ziehen. Sie sah die siegesgewissen Breslauer Scharen, die keine Ahnung von der sie erwartenden Katastrophe hatten, am 15. Mai 1467 mit ihren Donnerbüchsen, umwogt von einer fanatisch-begeisterten Volksmenge, gen Münsterberg und Frankenstein ziehen, um die böhmischen Ketzer zu demütigen. Sie sah am 14. Dezember desselben Jahres die rechtgläubigen böhmischen Herren mit ihrem Gefolge unter Trompetenschall einreiten, um mit dem Breslauer Räte das Bündnis wider Podiebrad zu schließen.

Zwei Menschenalter später blies gar vernehmlich der Frühlingssturm der Reformation in die Schweidnitzer Gasse herein. Das Dorotheenkloster, von dem noch später besonders die Rede sein soll, verödete in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts völlig, als die letzten dort einquartierten Minoriten von St. Jakob gleich den letzten Augustiner-Eremiten, die ins Hieronymus-Hospital hinüber gezogen waren, sich nach und nach verkrümelt hatten. Die Dorotheenkirche blieb, da man sie den Lutherischen nicht gönnte, 80 Jahre ihrem Zwecke entzogen. Das gegenüberliegende Hieronymus-Hospital wurde in der Reformationszeit der aus den evangelischen Mönchen hervorgegangenen Choralisten-Sozietät und armen alten Leuten überwiesen. In seiner wie in der Kirche des Trinitas-Hospitals wurde natürlich von nun an, da sie dem städtischen Patronat unterstanden, nur lutherischer Gottesdienst abgehalten.

Auch in der Johanniter-Kommende wehte Frühlingsluft. Anno 1536 mußte sich der gesamte Konvent vor dem Könige Ferdinand I., dem neuen gutkatholischen Landesherrn aus dem Hause Österreich, bezüglich der Anklage rechtfertigen, daß seine Mitglieder vom römisch-katholischen Glauben abgefallen seien.

Schon vorher hatte die schreckhaft von Ungarn her drohende Türkengefahr den Breslauer Rat genötigt, an eine Verstärkung der Stadtbefestigung, namentlich auf der Südseite zu denken. So kam es denn am 24. April 1526 zwischen dem Räte der Stadt und dem Konvent der Johanniter zu einem Abkommen, wonach dieser auf eine ihm zustehende Stadtrente zu Gunsten der Stadtbefestigung verzichtete, wogegen der Rat die Kirche zum h. Leichnam in die neue Verteidigungslinie einzubeziehen versprach, was denn auch dem benachbarten „reichen Spittel“ zugute kam. Die Kommende selbst blieb außerhalb der neuen Befestigung. Man beeilte sich mit dem Schütten der Wälle

und den neuen Bauten über die Mäßen. Alles ward noch im Sommer desselben Jahres vollendet. Einer der alten Tortürme, vermutlich am Eingang zum Zwinger, fiel. Der beim Dorotheenkloster blieb. Ein zweites Tor wurde weiter draußen ungefähr auf der Stelle des heutigen Wachhauses angelegt. Dergestalt ward hier zwischen dem Kreuzhofe der Kommende und dem Zwinger hart am Stadtgraben (der damals tiefer hineinreichte) ein Befestigungs-Dreieck vorgeschoben, welches die Corpus-Christi-Kirche und das reiche Spittel in sich schloß. Während die alte Stadtmauer, welche hinter dem Zwinger und dem Dorotheenkloster hinlief, blieb, wurde die neue Befestigung rund um die Stadt aus hochgeschütteten Wällen hergestellt.

Der stets geldbedürftige König Ferdinand sah sich gezwungen, im Januar 1540 die gesamte Kommende der Johanniter mit der Corpus-Christi-Kirche und den Kommende-Gütern an den geldkräftigen Rat der Stadt Breslau gegen eine Summe von 4000 beziehungsweise 5000 ungarische Dukaten zu verpfänden — vorläufig auf 8 Jahre. Allerdings mußte der Rat schriftlich versprechen, von jedem Eingriff in den Orden und den Gottesdienst Abstand zu nehmen. Doch bald löste sich der Konvent nahezu auf. Als der letzte Kommende-Prior Ambrosius Coradus 1548 starb, war man „fertig“. Schon von 1544—48 unterhielt ein Magister Pausius im halb verwüsteten „Kreuzhofe“ eine Knaben- und Mädchenschule und soll auch in der Kirche lutherisch gepredigt haben. Da der Rat aber vergebens die Kirche dauernd für den evangelischen Gottesdienst zu erwerben suchte, so verfiel sie, da sich die Johanniter nicht um sie kümmerten, vollständig. Sie ward vorübergehend als Salzmagazin und Viehstall (wahrscheinlich im 30 jährigen Kriege) benutzt, und auf den ruinenhaften Mauern wucherten Gras und Sträucher. Der Kreuzhof diente städtischen Zwecken; man buk z. B. Brot darin in Zeiten der Not. Ein Abgesandter des Ordens-Großmeisters auf Malta, welcher die Kommende 1562 visitierte, suchte den König Ferdinand zu bestimmen, er sollte die Kommende dem Rate ohne jede Geldzahlung abnehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Breslauer Rat zum ersten Male beschuldigt, er habe das an der Kirche gelegene und dem Orden gehörige Hospital zum heiligen Leichnam (d. h. das Dreifaltigkeits-Hospital) verschwiegen. Der Rat konnte ja sehr leicht diesen groben Abschwindlungs-Versuch durch gute Urkunden zurückweisen. Kaiser Ferdinand ging auf die Vorschläge des „frommen“ Mannes nicht ein. Er konnte aber auch die Kommende nicht einlösen. Im Gegenteil

verpfändete sie Maximilian II. unter Entleihung weiterer Summen auf neue 12 Jahre. Dies wiederholte sich. Dergestalt verblieben die Kommende und die Corpus-Christi-Kirche über 150 Jahre als Pfandbesitz in den Händen des Rates. Wiederholt hatte sich dieser bemüht, die Kirche für den lutherischen Gottesdienst zu erhalten. Aber die katholischen Oberen ließen sie lieber zur Ruine werden, ehe sie dies zugestanden. Wurde doch auch 1612 das verödete Dorotheenkloster wieder mit Mönchen (Minoriten) besetzt, trotzdem der Katholizismus in Stadt und Land fast völlig zusammengeschwunden war . . . Als er aber im Laufe des 17. Jahrhunderts mit Hilfe von Dragonaden und massenhafter Wegnahme der evangelischen Kirchen wieder einigermaßen Herr im Lande geworden war, dachte man auch endlich an die Auslösung der Kommende. Die Verhandlungen kamen erst 1692 zum völligen Abschluß. Der tief gedemütigte Rat konnte ja eigentlich froh sein, daß er überhaupt noch 30000 Tlr. erhielt. Er berechnete bei diesem Handel seinen Verlust auf 35000 Tlr. Zugleich aber mußte er sich verpflichten, nun auch den Kreuzhof mit in die Befestigungen einzubeziehen. Das geschah 1693, als hier abermals die Festungswerke nach Süden vorgeschoben wurden und ein neues, drittes Schweidnitzer Tor nahezu gegenüber der alten Salvatorkirche gebaut ward. Die gründliche Renovation der Corpus-Christi-Kirche, die nunmehr wieder dem katholischen Gottesdienste dienen sollte, erfolgte von 1696—1700. Auch ließen die Herren vom Johanniterstift zu ihrer Bequemlichkeit einen gemauerten Gang aus ihrem Kreuzhofe zur Kirche über die Gasse hinweg bauen.

Bereits 1593 war die Verteidigungskraft der Wälle auf dieser Seite durch die Aufschüttung einer Bastei, der „Schweidnitzer“ oder „Neuwerk-Bastei“, an der Westseite des Tores von 1526 verstärkt worden. Das also ein Säkulum später vom 6. Mai bis 19. Dezember 1693 unter Leitung des städtischen Ingenieurhauptmanns David Tschape in Barockstil erbaute dritte Schweidnitzer Tor galt als das schönste aller Breslauer Tore, da man für die ernste Hoheit des gotischen Nikolaitores kein Verständnis besaß. Allerdings machte das nahezu zierliche Portal einen fesselnden Eindruck. Die Außenseite war reich an steinbildnerischem Schmuck. Das Feld des obersten Bogens überragte eine Sonne mit dem Jesu-Namen. Darunter hielt ein kaiserlicher Doppeladler, zwischen dessen Köpfen eine Krone schwebte, ein Band mit der von verlogenen Byzantinismus triefenden Inschrift: „Felix sub Jove Caesar sub Caesare Bresla“ (Glücklich unter Jupiter

ist der Kaiser, unter dem Kaiser Breslau). Es war die Zeit, in der man dem lutherischen Breslau die Jesuiten aufzwang. Unter den Seitenpforten waren Marken und Armaturenschmuck angebracht. Die Hauptpforte hatte eine Breite von 14 Fuß. Das Tor stand südlich der Corpus-Christi-Kirche auf einer Stelle der heutigen Promenade, fast gegenüber dem heutigen Salvatorplatze. Kein österreichischer Herrscher hat das Tor mit seiner überschwänglichen Inschrift zu Gesichte gekriegt. Der letzte, der durch das zweite Tor unter größter Entfaltung der städtischen Wehrkraft eingezogen war, war Maximilian II. 1563, bei welcher Gelegenheit die arg verschwärzten Häuser der gar nicht vornehmen Gasse hatten frisch abgeputzt werden müssen.

Erst 177 Jahre später, am 3. Januar 1741, 303, vorläufig nur als Gast, der junge Preußenkönig Friedrich II. durch die Schweidnitzer Gasse ein. Nur wenige ahnten, daß unsichtbar mit ihm eine neue Zeit ihren Einzug in die Stadt gehalten hatte. Am 4. November hielt König Friedrich abermals seinen Einzug durch das Schweidnitzer Tor, diesmal als Landesherr, um die Huldigung zu empfangen. Als aber am 9. Juni 1745 — ein nie gesehenes Schauspiel! — die Trophäen von Hohenfriedeberg — 92 Fahnen und Standarten und 17 Pauken — die 72 eroberten Geschütze und die 17 000 Gefangenen durch die Schweidnitzer Gasse hereingeführt wurden unter Trompetengeschmetter und Trommelschlag, da wußten die Breslauer, daß sie einen „großen König“ besaßen. Sie sahen ihn später noch viele Male als „Vater des Vaterlandes“ in ihrer Mitte, nicht als geldgierigen gestrengen Herrn, wie es alle anderen Herrscher vor ihm gewesen waren, und ohne jeglichen Empfangsprunk!

Freilich waren es traurige Tage auch für die Schweidnitzer Gasse, als während der kurzen österreichischen Okkupation vom November zum Dezember 1757 die Panduren mit Plünderung drohten und den Zwinger einäscherten, und die Geschosse der preussischen Belagerer zerstörend ins Trinitas-Hospital, in die Hieronymus-, Dorotheen- und Corpus-Christi-Kirche einschlugen, und abermals Anfang August 1760 die belagernden Österreicher einen Eisenhagel über die Stadt sandten.

III.

Unternehmen wir eine Wanderung durch die Schweidnitzer Gasse des 18. und des Beginnes des 19. Jahrhunderts. Sie glich in ihren vielen hochgegiebelten, teilweise recht schmalen Häusern auf ein Haar der Schmiedebrücke, Nikolaigasse, Reuschengasse etc. Das erste Viertel

vom Ringe aus stand völlig unter der Herrschaft des Gerstenjafteſ. Da war zunächſt das uralte, namentlich viel von Bauern und Gutſbeſitzern beſuchte Kretſchamhaus zur „Kornecke“ (Nr. 55), das ſeinen Namen von dem Jahrhunderte hindurch auf dieſer Seite des Ringes gehaltenen Kornmarkte hatte. Einige Schritte weiter ſtand man vor dem breiten Eingange des alten, beliebten „Kretſchmerjunſt-Schenk- und Bitterbierhauſes“ zum „Goldenen Stern“ (Nr. 53), von welchem weiterhin beſonders die Rede ſein wird. Daneben befand ſich das Kretſchamhaus zu den „Drei Kirſchbäumen“ (Nr. 52). Daſſelbe hatte zum Nachbar „Gemeiner Stadt Weißbier- und Keller-Untſhaus“ (d. h. die Stadtbrauerei), ſpäter genannt „Neu Berlin“ (Nr. 51), zum Unterſchiede von einer verſchollenen „Stadt Berlin“ auf der Kupferſchmiedestraße, dann einfach „Stadt Berlin“. Aus derſelben ſoll das Bier einſt in einem unterirdiſchen, unter der Straße und den Häuſern hinlaufenden Gange in den Schweidnitzer Keller gefahren worden ſein. — Auf der anderen Seite bildete das Eckhaus zur Junkerngaſſe das Kretſchamhaus zum „Grünen Adler“ (Nr. 4), das zur Zeit der preußiſchen Beſitznahme den „Schmiedeknechten“ als Herberge diente.

Im nächſten Viertel lagen links wiederum zwei alte Bierburgen: der „Weiße Hirsch“, das Eckhaus zur Junkerngaſſe (Nr. 50) und ein anderes (Nr. 48), das wahrſcheinlich „Königskrone“ hieß. An dieſes grenzte der ſogenannte „Schröterhof“, ein altes ſtädtiſches Gehöft, in welchem der „Karrenvogt“ und die Schrotmeiſter (Aufſeher der Wagemänner) wohnten. Dieſes Gehöft ſtieß im „Flederwiſchgäßchen“ (Marſtallgaſſe) an die „Alte Münze“, welche biſ in die Schuhbrücke reichte. Auf der Stelle dieſer beiden ſehr alten Bauwerke baute gegen Ende des 18. Jahrhunderts der zweite Stadt- und Polizeidirektor Werner ein neues ſtättliches Haus mit Balkon. Während der ſogenannten Schneider-Revolte von 1793 richtete ſich die Wut der rafenden Menge am 29. April, als der Sturm auf das Rathauſ durch Militär abgeſchlagen worden war, gegen das Haus des verhaßten Direktors. Es wurde erſtürmt und ſeine ganze koſtbare Einrichtung kurz und klein geſchlagen und vernichtet. Im Anfange des 19. Jahrhunderts ſehen wir dieſes damals ſchönſte und neueſte Gebäude (Nr. 47) bereits im Beſitz der Verlags- und Druckereiſirma Korn, die nun hier ihre privilegierte „Schleſiſche Zeitung“ herausgab.

Hier ſpannten ſich an Stelle des beſeitigten alten, inneren Tores, welches mit dem Flederwiſch-(Marſtall-)Gäßchen abſchnitt, zwei

Schwibbogen über die Gasse, von denen der eine 1750, der andere 1792 abgebrochen wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite entspricht ungefähr Nr. 7 der alten Bezeichnung „über dem Schweidnitzer Schwibbogen“. Dort stand nach innen das alte Kaufmannshaus zum „Löwen mit der goldenen Kugel“ oder zur „Verklärung Christi“ (5, „Gold. Löwe“). „Hintern“ auch „unterm Schwibbogen“ lag „Gemeiner Stadt Marstall“ bereits im 16. Jahrhundert. Er erstreckte sich bekanntlich bis ans Dorotheengäßchen und beherbergte außer den städtischen Rossen die Kärner, den „Hafervogt“ und „Bauschreiber“, die Stadtschmiede und den Stadtschmied. Es gab einen zweiten, den „Reußischen Marstall“ in der Reußengasse (Ecke des Töpfergäßchens); später wurde im „Schweidnitzer Marstall“ die gesamte bezügliche



Die Hahnenkrähe,
nach einer Radierung von E. v. Stoweroffsky.

Verwaltung vereinigt. Daneben, „vor der Schweidnitzer Brücke“, hatte auf der Stelle des mittelalterlichen „Badhauses“ der Baderälteste und Chirurgus sein Häuschen. — Im Übrigen gab es auf der „inneren“ Schweidnitzer Gasse außer drei alten Bäckerhäusern 54 (der „Johannesbäcker“), 49, 2, d. h. solchen, die wohl seit Jahrhunderten bis vor die Schwelle der Neuzeit aus einer Bäckergeneration in die andere vererbt worden waren, nur alte, enge Handwerkerhäuser, so Nr. 1 und namentlich auf dem Terrain der mittelalterlichen Stadtschmiede zwischen dem „Flederwischgäßchen“ und der Ohlau (46, 45, 44), wo noch auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eine Huf- und Waffenschmiede ihr schwarzes Tor öffnete.

Die nun folgende Ohlaubrücke ruhte auf einem gemauerten Bogen und stammte aus den Jahren

1520—1526, hieß damals auch besonders die „steinerne Brücke“. — Die „äußere“ oder „kleine“ Schweidnitzergasse wies als Neuheit die 1763 begründete Apotheke zum „fliegenden Roß“ auf. Doch auch hier erhoben sich auf der linken Seite nicht weniger als fünf altehrwürdige Bierburgen. Zuerst die „Goldene Kugel“ (38), welche in neuerer Zeit mit dem Hause der angesehenen, 1880 begründeten Kaufmannsfirma Tize, dem „Silbernen Krebs“ (39), vereinigt wurde. Dann folgte das schmale „Grüne Meerschiff“ (37), dessen Kretschmersippe Klose einst sogar ratsfähig war. Daran stieß die „Goldene Krone“ (36), die sich als ein Münchener Bräu in die moderne Gegenwart herüber gerettet hat. Den Abschluß der Bierherrlichkeit auf dieser Seite bildete der „Pfeifferhof“ (31), welcher seine Bezeichnung von einem Kretschmer Pfeiffer im Anfang des 19. Jahrhunderts hatte, und der ehemalige „Schimmel“, im Besitz des Kretschmer-Ältesten Petschka, heute der Scholtz'sche Brauereiauschanf. Zwischen diesen Bierburgen der Ostseite fanden sich ein altes Pfefferküchlerhaus (43) und zwei altangestammte Bäckerstze (40 und 32); ferner eine altehrwürdige Destillation (33), vereinigt mit dem „Grünen Dammhirsch“ (34), wovon noch später die Rede ist; daran der in neuerer Zeit mit demselben Hause verbundene ehemalige Reichkrämersitz zum „Rothen Krebs“ (35). Den Abschluß auf dieser Seite bildeten die Gebäude des Hieronymus-Hospitals. An einem benachbarten Bäckerhause war in alter Zeit eine Baude angeklebt, bei der die Vorübergehenden durch eine Klingel an das Spenden milder Gaben für das Hospital erinnert wurden. Man nannte daher den Hausbesitzer den „Klingelbäcker“. Die Baude wurde später an die Mauer vor dem heutigen Zwingerplatz versetzt und bei deren Abtragung im Jahre 1801 abgebrochen, da sich der Ertrag des „Klingelns“ nicht lohnte. — Die Westfront der „kleinen“ Schweidnitzer Gasse wies nur ein Kretschmerhaus, die schon erwähnte uralte „Gerstecke“ (9), die 1740 dem Kretschmer-Ältesten Joh. Christoph Keyl, Mitglied des Rates von 1753—57, gehörte und gegen Ende das später in den Besitz der Kretschmer-Innung übergegangene Thomas'sche Malzhaus zum „Goldenen Strauß“ (16, jetzt mit 17 und 18 vereinigt) auf. Zu erwähnen sind noch die „Pechhütte“, damals eine Schmiede und wie heute zur Carlsstraße gerechnet, der „Goldne Haken“ (12), einst von einem Seiler so benannt, die „Weide“ (15, jetzt mit 14 und 13 vereinigt), der „Ochs“, der „Blaue Bär“, der „Fuchs“, die „Goldne Prekel“ (natürlich ein altes Bäckerhaus) — die vier letzten verschollen. Auf dieser Seite der

Gasse gab es vier Bäcker- (10, 11, 19, 22) und einige andere alte schmale Handwerkerhäuser.

IV.

Von dem Gebiete der alten und neuen Festungswerke im Zuge der Schweidnitzer Gasse und auf dem Boden der Johanniter-Kommende, welches sich allmählich vom Minoritenkloster von St. Dorothea und vom Hieronymus-Hospital an bis auf den vorderen Teil des heutigen Tauenzienplatzes erstreckte, kann man nur schwer eine kleine Vorstellung geben. Der Raum war verdunkelt und verwickelt durch alte Mauern, Tortürme und Schwibbogen. Zunächst dem Minoritenkloster standen drei noch aus der ältesten Stadtbefestigung stammende Türme, die allerdings nur noch Ruinen waren und 1761 als „Baracken“ bezeichnet wurden; dann folgte der Schweidnitzer „Festungsturm“, in welchem ein Gerichtsdienner wohnte. Hierauf gelangte man zu den weitläufigen Baulichkeiten der Johanniter- oder Malteser-Ordens-Kommende. Man dehnte die Bezeichnung „Kreuzhof“ aber auch auf einen zwischen dem Schweidnitzer Torturm und dem Schwibbogen rechts befindlichen Platz aus, der unter der Gerichtsbarkeit des Domes stand, aber zu militärischen Übungen benutzt wurde, also auf den nordöstlichen Zipfel des jetzigen Palais-Platzes. Neben dem Kreuzhof-Gebäude lag zur Zeit der preussischen Besitzergreifung gegen den Wall ein Gärtchen. Auf dieser Seite wohnten dicht am Walle der Torsteher und der „Küchenseker“.

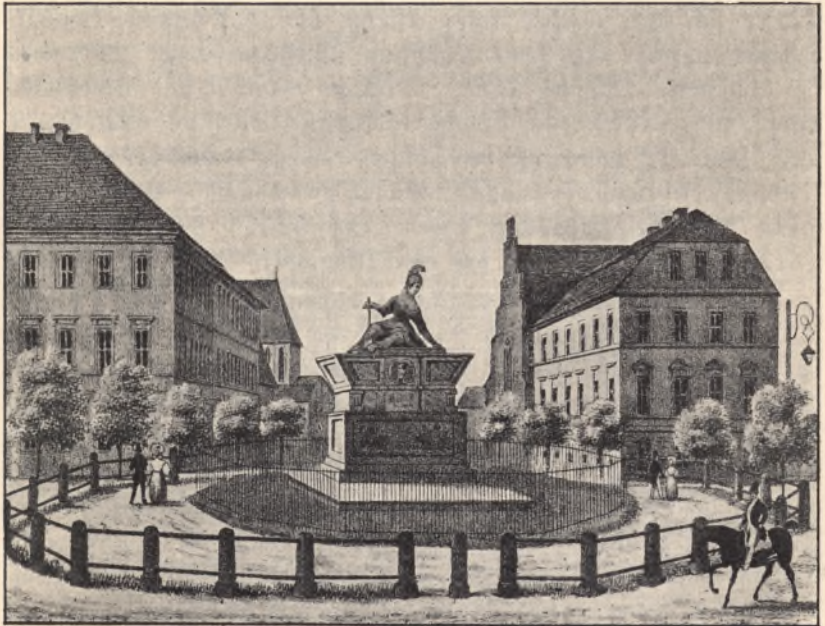
„An der Stadtmauer“, d. h. diesseits derselben, stand beim Hieronymus-Hospital noch ein Wohnhaus; daneben standen zwei alte Stadtmauer-Türme, in welchen der Totengräber von Magdalena, die Baudenseker und der Tuchhaus-Wärter wohnten. „Zwischen dem Schweidnitzer Tor und dem Wall“, wie man sich ausdrückte, war der Zugang zu „der Kaufmannschaft Schießzwinger“. Vom alten Torturm bis zum neueren Tore passierte man einen Schwibbogen. Es ist nun hier 1761 von einem Turm „über den Schwibbogen des Schweidnitzer Tors“ die Rede, „davon der Zwingerkönig die Nutzung hat“. — In einem Hofe zusammen mit dem „reichen Hospital“ und dem Trinitas-Kirchlein befand sich die 1775 von dem Kaufmann Joh. Gottfr. Selenke ins Leben gerufene „Selenke'sche Stiftung“ für verarmte Kaufleute, die am 17. Juli 1777 eingeweiht wurde. Am Walle standen noch einige Häuser der Kommende und die Amtswohnung des Zöllners. Durch die Krümmung des Tores gelangte man auf

einem Brückenzug über den breiten Stadtgraben, nahe an der Salvatorkirche vorüber, zu welcher von der Hauptbrücke aus eine Seitenbrücke hinüberführte. Die Hauptbrücke lief, sich etwas links wendend, auf den Schlagbaum zu, der auf dem späteren Tauentzienplatz stand.

Die Belagerung von 1806—7 ging für die Schweidnitzerstraße glimpflich vorüber, wenn auch kaum ein Haus ohne einige eiserne Denkfzettel blieb. Eine Zeitlang bestand für sie eine drohende Gefahr; denn die Hieronymus-Kirche war trotz der dringendsten Vorstellungen des Magistrats und der Nachbarschaft in ein Pulver-Magazin verwandelt worden. Erst am 22. und 23. Dezember wurde das Pulver anderswohin geschafft, worauf obdachlos gewordene Familien darin für den Rest der Belagerung untergebracht wurden.

Als nach der Kapitulation Breslaus im Januar 1807 die Demolierung der Festungswerke begann, brach allmählich für die Schweidnitzerstraße ein neuer Tag an. Die Wälle und Mauern sanken in Staub und Schutt. Luft und Licht drangen hinein. Von den verschiedenen alten Stadttürmen, die teilweise ruinenhaft hier herum standen, war 1816 blos noch der alte Schweidnitzer Torturm am Minoritenkloster übrig. Er war 1802 noch einmal renoviert und mit gemalter, gotischer Zierrat versehen worden, während ein zweiter Bogen des alten Tores zwischen dem Zwinger und dem reichen Spittel bereits abgebrochen war. Der genannte Torturm erstahlte noch einmal im Lichterglanz zur Feier des Friedensfestes von 1816. Er war das letzte Stück der Schweidnitzer Tor-Befestigung, welches bald darauf fiel. Das schöne Tor von 1693 hatte 1813 im August noch den Einmarsch der 20 000 französischen Gefangenen der Katzbachschlacht gesehen. Am 9. August desselben Jahres hatte bereits der Bau einer massiven Brücke über den regulierten ehemaligen Stadtgraben nach einem Entwurf des städtischen Baurates Knorr, des Schöpfers der Promenade auf dem eingeebneten Wallterrain, begonnen in Verbindung mit Geradelegung der Straße nach dem neu geschaffenen Tauentzienplatz. Bis zur Vollendung der Brücke am 27. September 1815 hatte man sich noch der alten hölzernen Brücke und des bisherigen Tores bedient, welches allmählich demoliert wurde und dessen Abbruch endgiltig in der Nacht vom 6. zum 7. August 1815 erfolgte. Kurz vorher war auch der auf gewölbten Bogen ruhende gedeckte Gang zwischen der Corpus-Christi-Kirche und dem Kreuzhofe abgebrochen und die enge Passage zwischen dem Alzisehause und der Wache durch Niederreißung beider beseitigt worden, worauf ein neues Wachhaus

aufgeführt wurde. An der neuen Brücke errichtete man zum Zweck der „Sperre“, die für gewisse Tageszeiten als Abgabe eingeführt wurde („Sperrsechser“), ein einfaches hölzernes Säulentor mit Gatter, das nach Aufhebung der „Sperre“ 1829 fiel. Übrig geblieben aus früheren Tagen waren bloß noch die alte, nun schon längst von den Johannitern verlassene Kommende, der „Kreuzhof“, der den verschiedensten Zwecken, auch einmal einer Kunstreiter-Gesellschaft und einer Gastwirtschaft, diente, das „reiche Spittel“ mit seinem Kirchlein,



Denkmal des Generals Tanenhausen.

die altehrwürdige Leichnams-Kirche, das Hieronymus-Hospital und das Dorotheenkloster mit seiner altehrwürdigen Kirche. Ohne besonderes Aufsehen hatten 1810 die Minoriten ihre Kloster verlassen. Nun schlug auch die letzte Stunde des Hieronymus-Hospitals und seiner Kirche. Die baufälligen Gebäude wurden 1822 eingerissen, nachdem die Inquilinen mit denen des Elftausend Jungfrauen-Hospitals vereinigt worden waren. Auf dem großen Bauplatze wurde das Eckhaus zu St. Hieronymus (28) und 1825 die Zwinger-Realschule erbaut.

V.

Im übrigen änderte sich in der Schweidnitzer Gasse in dem Menschenalter nach der Entfestigung nur wenig. „In der „Pechhütte“ — so berichtet eine Darstellung aus dem Jahre 1835 — hat seit Jahren Kaufmann K. eine Punschbräuerei eingerichtet, und es sitzt sich im engen, traulichen Hinterstübchen mit vernünftigen Leuten besonders im Winter recht gemütlich bei dem nordischen Nektar.“ Gleichzeitig florierte damals Roland's Eiskörfabrik in dem alten Bäckerhause Nr. 11, — wie denn überhaupt damals Breslau in feinen Eiskören sich eines großen Rufes erfreute und „das deutsche Kognat“ genannt wurde. Das feine Publikum schwärmte außer für Punsch für Ananas-, Vanille-, Rosen-, Veilchen-, Kaffee- und Schokolade-Eisköre und für die von Roland fabrizierte „doppelte vollkommene Liebe“ (parfait d'amour) und den „sanften Heinrich“. Auch der literarische Verkehr gedieh ganz vorzüglich bei Punsch und Vanille. Wie bescheiden waren doch diese Menschen, denen „eine Halbe“ Doppelbier in der „Krone“ dasselbe war wie uns eine Münchener!

In den „Drei Kirschbäumen“ hatten die „Geisler“, die das Haus gekauft hatten, feil; es fiel Ende der 40er Jahre einem furchtbaren Brande zum Opfer. Die einstige Stadtbrauerei zur „Stadt Berlin“ hatte sich in ein städtisches Kaffeehaus verwandelt. Manches Bierhaus aber war eingegangen. Aus dem Hofe des „reichen Spittels“ war das Selenke'sche Institut (1832) in sein neues Heim am Stadtgraben übergesiedelt. (Sein gegenwärtiges ist in der Kl. Fürstenstraße.) Ein Menschenalter später (1869) siedelten auch die Insassen des Trinitas-Hospitals, das also über ein halbes Jahrtausend hier gestanden, nach einem neuen, schönen Hause im äußersten Südwesten über.

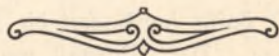
Im Jahre 1837 fiel auch der alte „Kreuzhof“, nachdem er unter mannigfachen Veränderungen wohl gut sechs Säkula an dieser Stelle gestanden hatte, der Spitzhacke zum Opfer. Es folgte die stil- und stimmungsvolle Einleitung einer modernen, großstädtischen Epoche für die Schweidnitzerstraße; zunächst durch den Bau des neuen Stadt-Theaters (1839—1845) an der Seite und auf dem Territorium des ehemaligen „Kreuzhofes“. Wenige Jahre darauf (1844—1845) wurde das schöne Gouvernementsgebäude auf demselben alten Johanniter-Grunde und gegenüber die neue Wache errichtet. Ersteres ist noch heute ein architektonisches Schmuckstück der Schweidnitzerstraße, die gerade hier, wo sie in der Festungszeit den düstersten und nüchternsten

Eindruck machte, in imposanter Breite ein ebenso freundliches als vornehmes Straßenbild zeigt, wahrhaft großstädtisch und doch nicht allzu modern insofern, als die ehrwürdigen gotischen Kirchenbauten von Corpus-Christi und St. Dorothea einen großen historischen Zug in das ganze Bild dieser Gegend bringen. Der erste Bewohner des neuen schönen Gouvernementsgebäudes war Graf Brandenburg, seit 1839 Kommandierender des 6. Armeekorps, ein illegitimer Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. Die stattliche Persönlichkeit des Generals, besonders kenntlich an der weißen Kürassiermütze mit dem roten Rändchen, war ebenso bekannt als populär. Er genoß den Ruf eines mild und bürgerfreundlich denkenden Mannes trotz seiner sehr konservativen Überzeugungen. Er verließ Breslau im Herbst von 1848, um als Ministerpräsident an die Spitze der Regierung zu treten.

Die Schweidnitzerstraße, die durch die Eröffnung der Eisenbahnen an Verkehr erheblich gewonnen hatte und durch die Errichtung eines schönen, damals vielbewunderten Neubaus auf der Stelle des alten, häßlichen Kretschamhauses zur „Kornecke“ in hervorragender Weise von der neuen Bauperiode der 40er Jahre gestreift worden war, entwickelte sich nunmehr rasch zur vornehmsten Straße der inneren Stadt und lief der Albrechtsstraße den Rang ab. Während der unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 tummelte sich in ihr stets eine bunte Volksmenge. Hier schlug hauptsächlich der Pulsschlag der Volksbewegung. Hier schrie man am lautesten und häufigsten die Extrablätter aus. . . Der alte Marstall sah in seinem Schoße 1859 die Feuerwehr entstehen, eine der segensreichsten und vollkommensten städtischen Einrichtungen. Sie konnte allerdings nicht verhindern, daß das Stadttheater zweimal — am 19. Juli 1865 und am 13. Juni 1871 — ein Raub der flammen wurde. Die Schweidnitzerstraße, der man bereitwillig den ersten Rang zugestand, wurde nun die Straße der Monarchen- und Siegesinzüge, so bereits 1741, dann 1861, als König Wilhelm I. hierher zur Huldigung kam, und am 18. September 1866 und 3. November 1871, als die siegreichen Truppen hier einzogen.

Im Laufe von nahezu 40 Jahren ist die Schweidnitzerstraße eine völlig andere geworden. Die Ohlau verschwand mit ihrer alten Brücke (1866 bis 1868), dafür durchquert die Straße an dieser Stelle eine schöne Ohle-Passage. Der Marstall wurde beseitigt und über sein Terrain eine funkelnagelneue Straße — die Königsstraße — mit modernen Hochbauten gelegt. Ein altes Giebelhaus ums andere sank dahin, um prächtigen, modernen Neubauten Platz zu machen.

Die letzten alten Häuser, unter ihnen auch das oben erwähnte, das Roland'sche Spirituosen-Geschäft, sanken hin oder fielen durchgreifenden Umbauten zum Opfer. Von den zehn „Bierburgen“, die noch im Anfang des 19. Jahrhunderts hier ragten, sind bloß noch zwei übrig: der „Pfeifferhof“ und die „Goldene Krone“, die sich indessen in einen Königspalast des Gambrinus verwandelt hat. Mehrere von den alten Giebelhäusern sind in neuerer Zeit in einem großen modernen Bau aufgegangen; so z. B. 13—15 (E. u. C. Schneider), 16—18, der „Goldene Strauß“ (Hansen's Wein-Großhandlung). Dann erhob sich 1891 auf dem Platze und Vorhofe des dahingesunkenen alten Minoritenklosters oder „alten Inquisitoriums“ ein Neubau, der dem Straßenbilde einen neuen schönen Zug verlieh. Wo einst nur Bier verzapft ward und Brote und Semmeln verkauft wurden, wo es nach Käse und Sauerkraut roch und schlichte Handwerkshantierungen sich hören ließen, bieten Wechsel- und Bankgeschäfte ihre Dienste an, breiten Blumenfabriken und Blumenhandlungen ihre bunten und duftigen Schätze aus, laden allerlei elegante Warenhallen die Kauf- lustigen ein, um unter den Erzeugnissen der verschiedensten Industrien der Gegenwart das Schönste und Kostbarste, das Praktischste und das Wohlfeilste auszuwählen. Wo einst nur das hausbackene, prosaische Leben seine Lösung ausgab, da herrscht heut die Schönheit in Formen und Gestalten, in Farben und Duft. Wer denkt noch daran, daß da, wo Hainauers Kunsthandlung ihre musikalischen und literarischen Schätze bietet, einst die Geisler-Fleischer ihre Bänke hatten! Wer kann sich vorstellen, daß auf der Stelle, wo heut das Prachtgebäude der Breslauer Wechselbank prangt, ein graues Kupferschmiede-Häuschen stand? — — Keine einzige der Hauptstraßen von Alt-Breslau hat so grundstürzende Veränderungen durchgemacht, wie die Schweidnitzerstraße. Sie ist zu einem Korso für die schöne Welt geworden, die sich mit Vorliebe auf der sogenannten „unverheirateten“, d. h. der Ostseite der Straße bewegt.





Aus der Geschichte der Albrechtsstraße.

I.

An der Nachbarschaft der St. Adalbertkirche haften die ältesten Erinnerungen des Breslauer Deutschtums. Sie reichen wahrscheinlich tief ins 12. Jahrhundert zurück, und knüpfen sich an die Niederlassung, die in unbekannter Zeit in Anlehnung an einen uralten Handelsverkehr in leichten Buden und Schragen entstand. Die Errichtung der St. Adalbertkirche in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts durch den mächtigen Statthalter Peter Wlast beweist, daß dort die Stadt damals bereits eine namhafte Ausdehnung erlangt hatte, um den Bau einer Pfarrkirche zu rechtfertigen. Sie stand auf grünem Plane, den unweit im Süden und Westen der ungeheure Wald begrenzte, unter dessen grüner Hülle eine ungeahnte Zukunft schlummerte.

Mit dem Anfange der deutschen Kolonisation in Schlesien unter dem schlesischen Herzoge Boleslaus dem Langen fällt schon ein breiterer Lichtstrahl auf die Geschichte der linksufrigen Niederlassung. Deutsche Kaufleute besitzen hier bereits eine dauernde Stätte, einen Kaufhof mit Kammern und Kramen. Und im Beginn der Regierungszeit Heinrichs I., den man seiner deutschen Mutter und seiner deutschen Sinnesrichtung wegen schon als germanisierten Pfaffen betrachten kann, und an dessen Seite die fränkische Grafentochter Hedwig für deutsche Kultur tätig ist, erfahren wir schon den Namen eines deutschen Grundbesizers, des Gerung, der neben der Adalbertkirche eine Kurie (Gehöft) besaß.

Das deutsche Dorf entwickelt sich stetig weiter von der Kirche an in westlicher Richtung, wie es nicht anders sein konnte. Denn dort hinaus über Unger und durch Wald läuft die Handelsstraße an dem unlängst gegründeten deutschen Flecken Tschepin vorüber. Aus dem

Jahre 1226 erfahren wir urkundlich, daß die linksufrige Niederlassung eine civitas, d. h. eine „Stadt“ ist, eine Bezeichnung, die eben nur eine mit deutschem Recht ausgestattete deutsche Kolonie haben konnte. Als in demselben Jahre ihre bisherige Pfarrkirche zu St. Adalbert dem neugegründeten Konvente der Dominikaner übergeben wurde, die sich unter Leitung des Priors Ceslaus hinten an der Ohlau ihr Kloster bauten, wurde zum Platze der neuen Pfarrkirche, der bald nachher erbauten Maria Magdalenen-Kirche, ein von Ulmen und Rüstern beschatteter Wiesenplan bestimmt, der offenbar am westlichen Ende der bescheidenen Hüttenreihen lag, in denen die Bürger der jungen „Stadt“ wohnten. So sehen wir im Geiste vor uns den ersten Teil der heutigen Albrechtsstraße, der hier, wo die Werkleute an der neuen Pfarrkirche bauten, in die grüne Einöde ausmündete.

Wie würde sich wohl das Bild dieser älteren deutschen „Stadt Breslau“ gestaltet haben, wenn sich die bisherige Entwicklung der Niederlassung fortgesetzt hätte? Von einer Symmetrie, wie sie der Kern der alten Stadt noch heute dem Blicke bietet, wäre keine Rede gewesen. Denn der geschäftliche Mittelpunkt, der Marktplatz, lag an der Sandbrücke und reichte bis zum Hause der Trebnitzer Nonnen — dem „Trebnitzer Hause“ — herüber. Eine Zeile von hölzernen Hütten zog sich — im Rücken das neugegründete Heilige Geist-Hospitalstift und Niederlassungen auf der von den Ohlauarmen gebildeten Insel — bis zur St. Adalbert-Kirche, wo sich, wie wir sahen, die Kolonie hakenförmig nach Westen umbog. Zwischen dieser westlich laufenden Gasse bei St. Albrecht oder Adalbert und dem erwähnten Marktplatze aber lag, im Süden und Osten von einzelnen Gebäuden flankiert, ein weiter Ager für das Vieh der Bürger, die Aue, auf der ein Menschenalter später ein „neuer Markt“ improvisiert wurde.

Die unmittelbaren Folgen des Einfalles der Mongolen in Schlesien gaben der Entwicklung des deutschen Breslaus eine völlig andere Wendung. Die ganze linksufrige Niederlassung ging beim Herannahen der asiatischen Horden im Frühling 1241 in Flammen auf. Doch das wäre nicht von Belang für die weitere Entwicklung gewesen. Jeder Besitzer hat sicherlich sein hölzernes Haus — Holz war ja spottwohlfeil — nach dem Verschwinden der Unholde wieder auf dem alten Flecke aufgebaut. Aber es geschah noch etwas anderes. Die deutschen Kaufleute, die bisher ihre Verkaufsstätten, an die ihr kommerzieller Verkehr gesetzlich gebunden war, an der Sandbrücke gehabt hatten, trafen — die näheren Beweggründe seien dahingestellt — mit der

Herzogin Anna, der Witwe des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs Heinrich II., das hochwichtige Abkommen, auf Grund dessen sie in der Einöde westlich der Maria Magdalenen-Kirche einen erweiterten Kaufhof (Ring) anlegten, der zugleich den Kern einer neuen deutschen Stadtanlage bildete. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß die Gründer ihren Stadtplan der älteren deutschen Niederlassung insofern anpaßten, als einer der neuen, den Ring rechtwinklig verlassenden Straßenzüge der Richtung der älteren Gasse bei St. Albrecht (Adalbert) entsprach und gegenüber der Maria Magdalenen-Kirche der Raum einer breiten Zufahrtsstraße in der östlichen Ringsfront ausgespart wurde.

Wir erfahren aus dem ersten Jahrhundert der neuen deutschen Stadt wenig über ihr bauliches Werden. Aber das während dieser Zeit tatsächlich Gewordene gibt uns genügenden Aufschluß über jenen interessanten Werdeprozeß. Unzweifelhaft vollzog die bisher von Schultheißen verwaltete ältere deutsche Niederlassung von St. Adalbert bald ihre Vereinigung mit der neuen rasch emporwachsenden Gründung im Westen. Noch lange markierten Namen der einander entgegen rückenden Gassen die verschiedene Urbkunft. Der östliche Teil von der Adalbertkirche bis zu der neu entstandenen Gasse der Schuhflicker und Althändler (Altbüßergasse) hieß nach alter Tradition die platea sancti Adalberti oder saute Albrechtisgasse, Albrechtsgasse. Die ihr vom Ringe her in baulicher Entwicklung entgegengekommene Gasse hieß indessen noch im Anfang des 15. Jahrhunderts bis zur Altbüßergasse „Goldschmiedegasse“ oder „unter den Goldschmieden“. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts verlor sich die letztere Bezeichnung und der ganze Gassenzug vom Ringe bis zur Adalbert- oder Dominikaner-Kirche wurde Albrechtsgasse genannt.

Aus der obigen Bezeichnung geht hervor, daß, wie auch in anderen Gassen ursprünglich bestimmte Zünfte sich niedergelassen hatten, in der vom Ringe aus in der Richtung auf St. Adalbert geplanten Gasse zuerst die Goldschmiede, eine reiche und angesehene Zunft, ihre schlichten Häuser mit dem hölzernen Umgange und dem steil und spitz zulaufenden, unten vorstehenden Dache erbauten, wie sie das 13. Jahrhundert in allen deutschen Städten kannte, bis der wachsende Wohlstand zu massiven Bauten mit schönen Erkern und Giebeln in gotischem Stile überging.

Eine besondere Bedeutung in kulturhistorischer Beziehung erhielt der vordere Teil des Gassenzuges, die an der Kirche von St. Maria Magdalena vorüberstreichende Goldschmiedegasse, schon in seiner

Jugend durch die auf Grund der Stiftung von 1267 erfolgte Errichtung der ersten Stadtschule, der Mutter des Magdalensäums. Fast vier und ein halbes Säculum, bis 1710, stand das wohl wiederholt umgebaute altehrwürdige Schulgebäude hier auf der Nordseite der Kirche an der Straße, auf der Stelle des jetzigen umfangreichen Gebäude Nr. 11.

Auf derselben Goldschmiedegasse, und zwar der Schule gegenüber, wird in den Jahren 1428 und 1415 eine Apotheke erwähnt. Sie ist, wie sich aus besonderen Gründen vermuten läßt, gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach der Nordseite des Ringes verlegt worden, wo wir ihr bereits in der Breslauer Apotheker-Ordnung von 1489 als „Naschmarkt-Apotheke“ begegnen. Mittlerweile war nämlich im älteren Teile der Albrechtsgasse und möglicher Weise schon damals im „Goldenen Männel“ an der Ecke der Altbüßergasse, wo sie sich später befand, anno 1484 eine neue Apotheke von einem Magister Nikolaus Rohn, dem bisherigen Besitzer der Hühnermarkt-(Kränzelmarkt-)Apotheke, mit Bewilligung des Rates eingerichtet worden. Sie erscheint in der erwähnten Apotheker-Ordnung als „Adler-Apotheke“. Offenbar errang sie sich nach und nach durch ihre geschmackvolle Einrichtung den ersten Rang in Breslau. Denn sie trug im 16. Jahrhundert die ehrende Bezeichnung „Die schöne Apotheke“ und gehörte damals dem Dr. med. Fabian Kindler, der zu den Zierden der Breslauer Gesellschaft jener Tage zählte. Später befand sich dieselbe Apotheke im Hause „Zu den drei Karpfen“ (Nr. 57), bis sie 1828 in das Haus Nr. 59 auf dem Ringe verlegt wurde, wo sie noch jetzt unter der Bezeichnung „Zum schwarzen Adler“ existiert.

Schon im Laufe des Mittelalters wurde die Albrechtsgasse einer der Sitze des Patriziats. An die einstigen Ackerbürger, welche in der Jugend der Stadt hier gesiedelt hatten, erinnerten bloß noch die Bezeichnungen der zum Neuen Markte, der ehemaligen Hütung, führenden zwei engen Gäßchen: Ziegen- und Kuh-(Langeholz-)Gasse. Auch die Zünfte waren in den Hintergrund gedrängt worden. Die stattlichen Gebäude der platea sancti Adalberti beherbergten zum großen Teile vornehme Sippen. So wohnte z. B. hier der in der Breslauer Stadt- und Handelsgeschichte nach 1420 eine Zeitlang einflußreiche florentiner Bankier und Unternehmer Antonius der Wale; ebenso der Stadtschreiber Nicolaus aus dem Beginne des 15. Jahrhunderts. Doch besonders ein Breslauer Patriziergeschlecht, dessen Name eine tragische Bedeutung in der Stadtgeschichte erlangt hat, hatte in der Albrechtsgasse sein stolzes Heim, nämlich das der Dompnig, welches sich im

Anfange des 14. Jahrhunderts aus der vornehmen Kürschnerzunft in die Reihen der einflußreichen und gebietenden Ratsgeschlechter durch die Macht des Geldes emporgeschwungen hatte. Der Grundbesitz der Dompnig nahm den Platz des gegenwärtigen Oberpräsidial-Gebäudes ein. Schon der Sohn des Kürschners Dominicus, welcher als erster seiner Sippe 1322 in den Rat gelangt war, der einflußreiche Hanco Dompnig, verkaufte eines seiner Gehöfte, das an der Ecke der Albrechts- und Kuh-(Langeholz-)Gasse lag, 1364 an den Herzog Ludwig von Brieg, der gleich anderen vornehmen weltlichen und geistlichen Leuten ein eigenes Absteigequartier in Breslau besitzen wollte. „Herzog Ludwigs Hof“ aber geriet, da es den Fürsten aus dem Hause Piast immer am Gelde fehlte, schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts wieder in bürgerliche Hände und zwar zunächst in den Besitz eines Stadtschreibers, des Magisters Joh. Magdeburg. Die andere Hälfte des Dompnig'schen Grundstückes an der Ecke der Ziegengasse aber wurde noch von jenem Heinz Dompnig bewohnt, welcher, vom Ehrgeiz getrieben, sich zum Werkzeuge des genialen und gewalttätigen Ungarnkönigs Matthias, des Trägers der damals ersten Militärmacht Europas, hergab, um als Leiter der Stadtrepublik ihm deren Freiheit auszuliefern. In diesem Hause lebte er erst in bürgerlichem Frieden mit seiner ersten Gattin Anna Hesse, die aus einem der reichsten Kaufherrngeschlechter Breslaus entstammte, und dann mit seiner zweiten Gattin Ursula Scheuerlin, die dem aus Nürnberg eingewanderten Patriziergeschlechte entsprossen war. Mit seinem Schwager Hieronymus Scheuerlin, im Stadtbuch als famosus mercator (berühmter Kaufherr) eingetragen, auch Mitglied des Rats und bekannt durch seine Wohltätigkeit, die ihn von jedem Handelsgewinn einen Anteil den Armen widmen ließ, hatte Heinz Dompnig eine „Handelsgesellschaft“, eine damals sehr übliche Form des Geschäfts. Aus diesem seinem Hause führten ihn die geharnischten Männer des Rates hinaus in den Kerker des Rathhauses, als er nach dem jähen Tode seines königlichen Gönners im Vertrauen auf die mächtige „Vetterschaft“ unterlassen hatte, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Er kehrte nicht mehr in sein Heim zurück. Am 4. Juli 1490 fiel sein Haupt auf dem Blutgerüst. Nachdem sich seine Witwe wieder verheiratet hatte, kam das Dompnig'sche Haus in andere Hände. Doch sein Name blieb noch lange daran haften. Pol vermeldet uns, daß am 4. Juni 1523 „auf der Albrechtsgasse in Heinz Dompnigs Hause oder der alten Münze — was auf eine

vorübergehende amtliche Benutzung des Hauses schließen läßt — in der neu aufgerichteten Garfküche zum ersten Male gekocht wurde“.

Die Breslauer Stadtschreiber scheinen im 15. Jahrhundert vorwiegend auf der Albrechtsgasse gesiedelt zu haben. Denn auch der berühmteste unter ihnen, der Nachfolger des oben erwähnten Magister Magdeburg, nämlich Peter Eschenloer, der Verfasser des prächtigen Breslauer Geschichtswerkes, verlebte in einem eigenen Hause der Albrechtsgasse den Abend seines Lebens. Er hatte es von seinem Schwiegervater, dem Reichrämer und Ratsherrn Prokopius Freiberg, 1462 geerbt und hauste darin mit seiner geliebten Barbara bis zu seinem 1481 erfolgten Tode.

Das Breslauer Patriziat tat sich im ausgehenden Mittelalter durch besondere Kirchlichkeit in demselben Maße hervor, als es von den Freuden der Weltlichkeit kostete. Eins bedingte das andere. Von den Bettelorden der Stadt bevorzugte es die in theologischer Beziehung strengen Dominikaner, die ja am Ende der Albrechtsgasse ihre feste Burg im Albrechtstloster inne hatten. Die Franziskaner oder Minoriten waren mehr die Lieblinge der Kleinbürger. Ganz besonders betätigte sich die Frömmigkeit des Patriziats in der Errichtung von Häusern für die „Schwestern der dritten Regel des h. Franciscus und des h. Dominicus“, die sogenannten „Tertiarierrinnen“ oder Beghinen, Halbnonnen, die Kranke pflegten und sonst sich beschäftigten. Diese Beghinenhäuser waren eine Zuflucht für arme Unverheiratete, die keinen Eingang in Klöster finden konnten, weil sie nichts besaßen. Der Osten der Stadt wies eine Fülle von Beghinenhäusern auf. In der Albrechtsgasse gab es nicht weniger als drei solcher Konvente: „Mathis Adlers“, „Faulbrücks“ und „Hans Sponsbrücks“ (eines Ratsherrn) und in der benachbarten Ziegegasse befand sich nebst zwei andern der „Dompnig'sche Konvent“. Die Albrechtsgasse stand also im Geruche besonderer Heiligkeit, die sich hübsch harmonisch mit ihrer äußeren Vornehmheit verband. Bartholomäus Stenus, der vielgereiste Johanniterbruder, preist sie in seiner Anfang des 16. Jahrhunderts herausgegebenen Beschreibung Breslaus als die schönste Straße dieser Stadt und überhaupt aller Städte, die er gesehen habe; und das wollte doch auch schon damals etwas sagen. Er hob hervor, daß sie durchweg breit, zu beiden Seiten mit hochgiebeligen Häusern besetzt, ganz und gar sauber und weit mehr von Vornehmen als von schmutzigen Handwerkern bewohnt sei.

II.

Wer vor Jahrhunderten die Albrechtsgasse vom Ringe her entlang schritt, gelangte graden Weges durch ein Tor in den „Dominikanerhof“, wie man den Klosterhof des Dominikanerklosters bei St. Adalbert zu nennen pflegte. Er enthielt auf seinen beiden Seiten die Baulichkeiten des Konvents: auf der Nordseite, an die Kirche anschließend, das Klostergebäude, dunkel und wenig anmutend. Dahinter standen das Krankenhaus und die Küche. Auch eine Brauerei war, wie bei den meisten Klöstern, vorhanden, damit die frommen Mönche ihren eigenen Früh- und Nachtrunk hätten und nicht auf das Gebräu der Kretschmer angewiesen wären. Die Klostergebäude grenzten auf der Ostseite an ein Flußbett, durch welches in der frühesten Zeit des Klosters der westliche Ohlau-Mündungsarm von draußen herein zur Oder geflossen war. Als die Breslauer aber diesen Arm anno 1291 im Süden des Klosters um die Stadt herum geleitet und zum Mauergraben umgewandelt hatten, blieb besagtes Flußbett, das sich hinter den Klostergebäuden zur Neustadt hinzog, wohl über anderthalb Säkula trocken liegen. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde es wieder ein richtiges Flußbett, nur mit dem Unterschiede gegen früher, daß sein Wasser nicht in die Oder floß, sondern umgekehrt Oderwasser herein strömte und die Ohlau speiste. Es wurde ein Oderkanal, behielt aber in Erinnerung an seinen ursprünglichen Charakter die Benennung „Weiße Ohlau“. An der Stelle hinter dem Kloster, wo dieser Kanal in der Nähe der Kettermühle in die Ohlau mündete, überspannte ihn ein hölzernes Brücklein. Man hieß sie die „Schwalbenbrücke“, oder auch von dem Häuschen, das darüber stand und das „Schwalbennest“ genannt wurde, die „Schwalbenburg“. Auf ihr gelangte man durch das „Hanfgäßel“, das zwischen besagter Brücke und der äußersten Stadtmauer lag, zur Kirchgasse.

Die Dominikaner, obgleich wie die Franziskaner (Minoriten) Bettelmönche, besaßen in Breslau eine ganz besondere Bedeutung, weil sie sich als Werkzeuge des „heiligen Gerichts“, d. h. der Inquisition, zu Hütern der Rechtgläubigkeit aufwarfen und zu diesem Zwecke ein besonderes Gewicht auf die Pflege der scholastischen oder theologischen Wissenschaften legten, wie denn überhaupt im 13. und 14. Jahrhundert die bedeutendsten Kirchenlehrer aus den Bettelorden hervorgingen. Wenn sich auch die Deutschen sehr gegen die Einführung der Inquisition gewehrt und den beredten Konrad von Marburg, der sich als Ketzerichter auftrat, 1233 erschlagen hatten, so war doch bei dem Einfluß,

den die Kirche auf die Volksmassen unter Umständen besaß, mit dem „heiligen Gericht“, das seine Opfer im Dunkeln suchte, nicht zu scherzen. Schon der Verdacht der Ketzerei konnte gefährlich werden, zumal das „heilige Gericht“ Verbrecher, Ehrlose und Mitschuldige als Zeugen zuließ und deren Namen verschwieg. Glücklicherweise konnte sich noch derjenige preisen, welcher mit Kirchenbußen davonkam. Es konnte ihn aber auch Einziehung seines Vermögens und seiner Güter treffen, er konnte zu ewiger Gefangenschaft und zum Scheiterhaufen verdonnert werden. Die Wirksamkeit des Inquisitionsgerichts hing allerdings von der Haltung der weltlichen Gewalten von Fürsten und Magistraten ab.

Die Dominikaner hatten im Anfang des 14. Jahrhunderts einen großen Triumph über die ihnen feindlichen Pfarrer von Elisabeth, Mauritius, Nikolai und vom heil. Geist davongetragen, welche vom Ende des 13. Jahrhunderts an den Dominikanern die Ausübung einiger kirchlicher Handlungen, z. B. die Spendung des heiligen Abendmahls, bestritten. Nachdem der Prozeß nach damaligem Herkommen sich Jahrzehnte hingezogen, hatte der Papst, dessen „Garde“ doch die Dominikaner in Sachen der Rechtgläubigkeit waren, zu Gunsten der Mönche von St. Albrecht entschieden und außerdem 1330 sämtlichen Stadtpfarrern von Breslau anbefohlen, dem von ihm gesandten Inquisitor, dem Dominikaner-Magister Johann von Schwenkfeld, auf alle Weise förderlich zu sein, falls er nach Breslau käme.

Die Gelegenheit hierzu bot sich bald. Als König Johann von Böhmen, der erste Landesherr der Schlesier aus dem Hause Luxemburg, anno 1339 in den denkbar schärfsten Konflikt mit dem Breslauer Bischof Tanker, einem beschränkten fanatischen Polacken, und gegen diesen mit Repressalien vorging, fand er von seiten des Breslauer Rats und der Bürgerschaft, die Jahrzehnte hindurch auf das empfindlichste durch die für das Polentum Partei ergreifenden, raubsüchtigen päpstlichen Legaten gekränkt worden waren, die bereitwilligste Unterstützung. Während die Breslauer Geistlichkeit nur sehr zögernd das über Breslau verhängte Interdikt vollzog, d. h. die „geistliche Arbeit“ einstellte und die Seelen einer „Hungerkur“ unterwarf, stellten sich die Minoriten aus natürlichem Haß gegen die vom Papst begünstigten Dominikaner dem Könige und dem Rate zur Verfügung. Zum Entsetzen der zu Wächtern über den Glauben der Breslauer eingesetzten Dominikaner von St. Albrecht kam es sogar seitens der vom Rate eingesetzten Pfarrer und seitens einiger hervorragender Laien zu öffentlichen Kundgebungen, die einen Stich ins Ketzerische hatten. Da

berief der erboste Bischof, der sich kläglich nach Meisse zurückgezogen hatte, den sehr gelehrten, beredten und erprobten Inquisitor Johann v. Schwenkfeld und beauftragte ihn, die Breslauer zur Nachgiebigkeit zu nötigen und wenn dies nicht glückte, sie unter Anklage der Ketzerei zu stellen. Es wäre dem Bischof ein Hochgenuß gewesen, die Breslauer Konsuln und Schöffen, auf die es hauptsächlich gemünzt war, unter Assistenz der frommen Dominikaner auf den Holzstoß zu schicken. Er rechnete auf die Macht der Beredsamkeit des Inquisitors auf das leicht erregbare Volk. Aber er verrechnete sich. Erstens leisteten die Ratsherren und die Geschworenen der Fünfte der Citation des in Breslau erschienenen Inquisitors keine Folge und zweitens „lästerten sie ihn mit schänden Worten“, als er ungebeten auf dem Rathause erschien. Ja, das Breslauer Volk nahm eine solche Haltung an, daß es der ehrwürdige Magister und Ketzerrichter fürs Beste hielt, sich davon zu machen. Als Schwenkfeld im Spätsommer von 1341 im Beichtstuhle eines Prager Dominikanerklosters erdolcht worden war, hätte man gern einige Breslauer Ratsherren dafür verantwortlich gemacht; aber es glückte nicht. Indessen erhielten die Breslauer Dominikaner doch eine Art von Genugthuung, die sie aber nicht der reumütigen Gesinnung der Breslauer, sondern einer Wendung in der hohen Politik der Luxemburger und dem auf seiten des neuen Bischofs Preczlar v. Pogarell und des Rates hervorgetretenen Friedensbedürfnis verdankten. Der mittelalterlichen Form mußte genügt werden, um die Losprechung der Stadt von Bann und Interdikt zu erlangen. Die geschichtliche Legende berichtete bisher von einem feierlichen Bußgange, dem die Konsuln, Schöffen und die Geschworenen der Fünfte barhäuptig, ohne Mantel und Gürtel vom Ringe durch die Albrechtsgasse zur St. Adalbertkirche sich am 6. Mai 1342 unterzogen hätten. Es handelt sich lediglich um eine vorher vom Bischof, vom Prinzen Karl (dem nachmaligen Kaiser Karl IV.) und vom Räte festgesetzte Zeremonie. Die Ratsherren und Geschworenen der Fünfte begaben sich also in feierlichem Zuge nach der genannten Kirche, wo der Bischof, der königliche Prinz mit mehreren Herzogen und vielen Rittern sich versammelt hatten. Vor dem Bischof legten jene ihre Mäntel, Barett und Gürtel ab und sprachen ihr Bedauern über die vorgefallenen Dinge aus und es solle nie wieder vorkommen, worauf der Bischof Bann und Interdikt aufhob. Das Ganze trug mehr den Charakter eines Friedensschlusses als einer Demütigung. In der That haben die Breslauer auch in der Folge einen starken Nacken gezeigt

gegenüber allen Zumutungen des Domes. Wenn sich viele Patrizier aus Frömmigkeit bei den Dominikanern begraben ließen, so lag dies im Zuge der Zeit. Auch hatten es die Mönche von St. Adalbert durch ihr vornehmes Auftreten verstanden, sich die Gunst des Patriziats zu erwerben.

In der Albrechtsgasse und ihrer Nachbarschaft (Mäntlergasse, Ziegegasse, Katharinengasse, Kugelzipfel, Neumarkt, Tannicht zc.) gab es bis zum Ende des Mittelalters eine Menge von sogenannten „Beghinenhäusern“ für arme Jungfrauen, die als Halbnonnen der dritten Regel des heil. Franziskus, daher auch „Tertiariern“ genannt, hauptsächlich zur Krankenpflege verpflichtet waren. Ihre Häuser waren meist Stiftungen von Patrizierfamilien.

Am Ende der Albrechtsgasse kroch hart vor dem Tore (Albrechtstore) zum Dominikaner Klosterhofe zur rechten Hand ein enges, verwinkeltes Gäßlein, „Kugelzipfel“ geheißen, gegen die alte Stadtmauer am Graben. Eine Pforte schloß es vom Graben ab und über ihr stand ein Häuschen, der „Kaldenstein“ geheißen. Der seltsame Name der Gasse, die damals recht eigentlich als ein Anhängsel der Albrechtsgasse erscheint, ist auf die Bezeichnung „Gugel“, „Kugel“, „Kagel“ von dem monchsateinischen Worte cuculla für die Kapuze am Rock oder Mantel der Mönche, Beghinen und der Frauen überhaupt, die über den Kopf gezogen werden konnte, zurückzuführen. Der Volkshumor hatte diese Bezeichnung für besagtes Gäßlein erfunden.

Zur linken Hand bildete eine andere Gasse, die vor der Kirchthüre von St. Adalbert abbog und ebenfalls zum ältesten Bestande der deutschen Kolonisation in Breslau gehörte, ein Anhängsel der Albrechtsgasse, bloß daß sie nicht, wie der „Kugelzipfel“, sackgassenartig endete, sondern die Verbindung mit dem Neuen Markte, der Sandbrücke und der Neustadt vermittelte. Auch diese Gasse stand völlig „im Schatten der Kirche“. Im Jahre 1294 hatte hier vermutlich auf einem noch freien Platze längs eines Zwingers Herzog Heinrich V. ein Kloster für Dominikaner-Monnen gestiftet, das Katharinenkloster, so daß nun also auch die Dominikaner wie die Minoriten von St. Jacob ihre Ordensschwester in erreichbarster Nachbarschaft hatten. Während das Kloster der Klarissen nur die Töchter der Fürstlichkeiten, der Aristokratie und des reichsten Patriziats zu seiner vornehmen Beschaulichkeit zuließ, traten in das Katharinenkloster vorwiegend die ledigen Töchter und die Witwen des wohlhabenden Bürgerstandes. Der Zudrang

war so groß, daß der Rat schon 1337 mit Zustimmung des Ordens-
Provinzials die Zahl der Inassen von 60 auf 70 und 1359 auf
80 erhöhte.

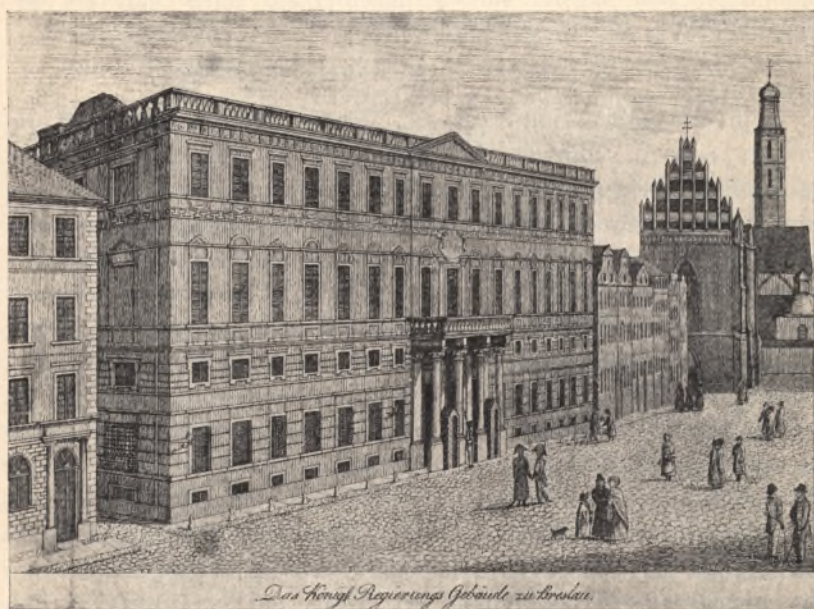
Die Gasse hieß in der Regel „Gen St. Katharin“. Es gab
hier u. a. ein Haus des Weihbischofs und am Ende des Mittelalters
einen Hof der Herzogin von Glaz. Jedenfalls verraten noch heute
die tiefen Grundstücke, von denen einige bis zur Ziegengasse reichen,
während andere sich bis zur „Weißen Ohle“ erstrecken, daß es hier
alte, vornehme Kurien gegeben haben muß.

III.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts standen die Domi-
nikaner von St. Albrecht (Udalbert) groß da mit ihrer stupenden
scholastischen Gelehrsamkeit und fochten in zahllosen lateinischen Schriften
gar grimmig wider die hussitische Ketzerei oder leisteten ihre Beiträge
zu dem allerdings sehr zweifelhaften Schatze theologischer Spitzfindig-
keiten jener Tage. Wir finden eine stattliche Reihe damals berühmter
Mönche von St. Albrecht in der Zeit von 1466 bis 1516 aufgeführt;
darunter die General-Inquisitoren für Schlesien Nikolaus Jacquer,
Gregor Heinze, einen geborenen Breslauer und besonderen Günstling
des Papstes Paul II. um 1477, welcher dem Könige Georg Podibrad
energisch den Krieg machte, und den Magister Gabriel. Als glänzende
Kanzelredner wurden Johann von Kempnik und Esaias Tubelinus
gepriesen, beide am Ende des 15. Jahrhunderts. Doch gerade in
dieser Zeit gärte schon die Opposition auch in unserer Stadt gegen
die schauderhafte Verweltlichung der Kirche und die lächerlichen Ver-
irrungen des Scholastizismus. Und beim Ablauf des Mittelalters
war es auch in der bisher so frommen Stadt Breslau mit der dicken
Freundschaft zwischen der Bürgerschaft und den Klöstern aus. Das
vielfach würdelose Gebaren der Kutten rief den Spott hervor. Seit
Jahrzehnten konnte man gerade in Breslau ein Lied singen von der
beispiellosen Verwahrlosung der Klöster durch üble Wirtschaft, so daß
selbst die kirchlichen Baulichkeiten und der Gottesdienst in Verfall ge-
rieten und der Rat der Stadt wiederholt am königlichen Hoflager
autorisiert werden mußte, eine Kuratel bald über dieses, bald über
jenes Stift auszuüben. Die antiklerikale Volksströmung machte sich
schon in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts in Tumulten Luft.
Sie war also nicht, wie römische Geschichtsfälschung zu behaupten
pflegt, eine Folge der Reformation, sondern eine Konsequenz des

wirtschaftlichen und sittlich-religiösen Bankrotts, dem die mittelalterliche Kirche durch ihre völlige Abwendung vom christlichem Ideal verfallen war.

Die erwähnte Volkstimmung kam ganz besonders zur Zeit des ersten Auftretens Luthers gegen den Ablass zum Ausdruck. Sogar das Domkapitel beschloß im März 1518, natürlich in Übereinstimmung mit dem freisinnigen Bischof Johannes Turzo, dieser möge keine



weiteren Ablass hier mehr gestatten, weil das Volk sie heftig verschmähe und sein Gespött darüber habe. Damit ging aber namentlich den Dominikanern von St. Adalbert und den Observanten (Franziskanern) von St. Bernhardin ein hübscher Profit verloren. Da trotzdem hier Ablass ausgebaut wurde und zugleich jeder mit dem päpstlichen Banne bedroht ward, welcher dem Ablassgeschäft hindernd in den Weg trat, so wandte sich das Domkapitel, das sich nicht gerade offen mit dem Papste überwerfen wollte, an den Rat der Stadt, er möge dem Vertriebe der Ablassbriefe durch die Mönche entgegentreten, weil „der Rat nicht ebenso die kirchlichen Zensuren fürchte und die Mönche mehr abschrecken könnte.“ Und der Rat handelte energisch. Die Dominikaner waren natürlich ergrimmt hierüber. Anno 1522

äfte bereits das Volk in öffentlichen Maskenzügen die mit hölzernen Tafeln bettelnden Dominikaner nach. So tief waren die bisherigen Wächter der Rechtgläubigkeit, die Inhaber der hl. Inquisition, in der Achtung des Volkes gesunken!

Aber es kam noch schlimmer. Als der Vikar des Dominikanerklosters, der gelehrte Dr. Sporn, mit der jener Zeit eigenen Grobheit gegen die im Breslauer Volke um sich greifende Begeisterung für die Ideen der Reformation von seiner Kanzel zu Felde zog, kehrte sich der Volksgrimm gegen ihn. Damit es nun nicht tatsächlich zu einem Sturm auf das Dominikanerkloster zu St. Adalbert kam, was dem ohnehin am Hofe des Königs Ludwig übel angeschriebenen Breslauer Räte doch nicht wünschenswert erschien, verfügte dieser die Ausweisung des streitbaren Priesters. Damit er aber „ohne Schmach davonkam“, d. h. ohne Mißhandlungen und Beschimpfungen, so geleitete ihn einer der Ratsherren, der gelehrte Magister Leubel, am 15. Februar 1523 zur Stadt hinaus. Doch durfte er nach einiger Zeit wieder zurückkehren. Als im nächsten Jahre (1524) auf Wunsch des Rates Dr. Joh. Heß im Dorotheenkloster eine dreitägige öffentliche Disputation behufs Verteidigung einiger Thesen der neuen Lehre veranstaltete, versuchte trotz des Verbotes des Domkapitels der gelehrte Dominikaner Bernhard Czipszer den alten theologischen Ruhm seines Ordens und seines Klosters, der bis in die letzten Zeiten geschimmert hatte, in einer zweitägigen Opposition gegen Heß aufrecht zu erhalten. Der Vikar Dr. Sporn, der sich von dieser Disputation nichts versprach, suchte sie zu stören.

Einige Monate später, im Herbst 1524, berief der Rat auf Grund des von Dr. Heß verteidigten Satzes, daß die Obrigkeiten verpflichtet seien, das reine Wort Gottes zu fördern, alle Prediger der Stadt (d. h. der heutigen inneren Stadt) vor sich und gebot ihnen, nach dem Beispiele des Dr. Heß bei St. Maria Magdalena und des Kreuzherren Quicker bei St. Elisabeth nur das schriftgemäße Evangelium ohne Rücksicht auf menschliche Überlieferungen und die Auslegungen der Kirchenväter zu predigen. Sämtliche Prediger erklärten sich hierzu bereit. Nur der Dominikaner-Prior Dr. Martin Sporn widersprach und erklärte, daß eine solche Verordnung nur dem Bischof zustehe. Es war ein Akt achtungswerten Mutes, den in jenen Tagen sogar das Domkapitel nicht aufbrachte. Es kämpfte eben damals eine neue Weltanschauung siegesfroh gegen eine alte abgelebte; und es wußte damals noch keine Seele, ob und in welcher Form sich das „schrift-

gemäße Evangelium" den Sieg in der ganzen Kirche erringen oder ob es zu einer Kirchenspaltung kommen würde. Vorläufig konnte nur von zwei Parteien innerhalb der Kirche die Rede sein und von dem als Pflicht angesprochenen Rechte der Obrigkeiten, also auch des Breslauer Rates, dem greulichen Verfall der Religion und Sitte, der eine Folge des kirchlichen Einsturzes war, durch selbständige Schaffung einer neuen kirchlichen Ordnung und Zucht entgegen zu treten. Erkannte doch selbst der Bischof Jakob von Salza die energische Thätigkeit an, zumal man ihm bereitwilligst die geistliche Oberaufsicht zugestand. Ja, der Bischof teilte sogar dem Rate mit, daß der Dominikaner Leonhard Czipszer wegen der von ihm erlassenen beleidigenden Schriften den Rat und Dr. Hefz um Verzeihung bitte. Welche Demütigung der einst so mächtigen Dominikaner! Nun sackte der Rat nicht länger und ließ den ihm preisgegebenen Prior des Albrechtsklosters, Martin Sporn, am 9. Februar 1525 gewaltsam auf einem Wagen aus der Stadt schaffen und ihm diese „für ewige Zeiten“ verbieten. Der Hinausgeworfene begab sich nach Krakau. Der Begriff der Toleranz war eben jener Zeit noch fremd. Ein mildernder Umstand liegt darin, daß sich der Rat in Übereinstimmung mit der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung wußte. In der Adalbertkirche ist wohl also vermutlich in jenen Tagen das „schriftgemäße Evangelium“ nach Dr. Hefz gepredigt worden, bis der Breslauer Rat nach der Ankunft des neuen Herrschers, des Königs Ferdinand I. aus dem Hause Österreich, aus Politik sich genötigt sah, einiges Wasser in seinen Wein zu gießen.

Eine schroffe Haltung scheinen während der Hochflut der reformatorischen Bewegung in Breslau auch die dem Albrechtskloster benachbarten Dominikaner-Nonnen zu St. Katharina eingenommen zu haben. Noch vor wenigen Jahren hatte der Rat offenbar im besten Einvernehmen mit ihnen gestanden, denn er hatte anno 1519 den „würdigen und andächtigen Jungfrauen des Klosters St. Katharina“ gestattet, den Raum und Wall im Zwinger an der weißen Ohlau vom Torturme in der Neustadt an hinterm Kloster hinum bis an das Albrechtskloster zu bebauen für ihren Nutzen, allerdings unter der Bedingung, daß gedachter Raum in Kriegsgefahren der Stadt zur Verfügung gestellt, und in diesem Falle die Thür, welche aus dem Kloster in den Zwinger führt, zugemauert würde. Was war nun seit dieser Vergünstigung geschehen, das die Breslauer so sehr wider die Katharinen-frauen in Harnisch brachte? Es liegt

nichts darüber vor. Sicher aber ist, daß eines Tages anno 1523 das Volk in hellen Haufen vor besagtes Kloster rückte und der Rat genötigt war, seine bewaffnete Macht aufzubieten, um einen Klostersturm auf der Katterngasse zu verhindern.

Einen Gegenstand der Ob Sorge des Rates und vielfacher Konflikte bildeten seit Jahren die mehr oder minder zahlreichen Kleinodien der Kirchen (Monstranzen, Kelche, Meßgewänder 2c.). — Bei dem fortschreitenden Demoralisations-Prozesse, dem das alte Kirchentum mehr und mehr verfiel, besorgte man nämlich, die besagten Kleinodien möchten von den Klerikern selbst verschleppt und zum eigenen Vorteil „verflopf“ werden. Im Lande war dies bereits vielfach geschehen. Aber auch in Breslau waren solche Fälle vorgekommen und just im Jahre 1523 wurde der Propst vom heiligen Geist in dem Augenblick abgefaßt, als er mit den Kirchenkleinodien durchgehen wollte. Der Rat ließ deshalb die zum Teil schon in früheren Zeiten inventarisierten Gold- und Silbergeräte, Meßgewänder einiger Kirchen aufs Rathaus in Sicherheit bringen. Einige Kirchenvorsteher hatten sogar den Rat darum angegangen. Der hierüber am königlichen Hofe verklagte Rat der übrigens damals sehr selbständigen Stadtrepublik verantwortete sich sehr selbstbewußt: Die Ratmannen seien keine Kirchenräuber, sie hätten vielmehr die Beraubung der Kirchen durch Geistliche und Mönche unmöglich machen und das, was durch öffentliche Mildtätigkeit geschaffen worden, aus unsicheren Orten in sichere bringen lassen und zwar mit Einwilligung der Personen, die darüber zu bestimmen hätten. Bei der gegen die Dominikaner von St. Adalbert herrschenden Stimmung ist es nicht zu verwundern, daß 1525 auch ihnen die Kirchenkleinodien abgefordert und gleich denen von St. Jakob und vom heiligen Geist aufs Rathaus geschafft wurden, und zwar, weil wiederum Versuche, sie zu verschleppen, vorgenommen waren. Noch fast ein Säkulum später, unter Kaiser Matthias (1611), betreiben die Dominikaner die Rückgabe der auf das Rathaus in Gewahrsam gebrachten Monstranzen, Meßgewänder 2c., aber offenbar ohne Erfolg, zumal ein Teil dieser Schätze später eingeschmolzen war.

Als bald darauf in Folge der Vernichtung des ungarisch-böhmischen Heeres durch die Türken bei Mohacs 1526 der Türken-schrecken an die Grenzen Schlesiens pochte und dann viele Jahre hindurch die Breslauer ängstigte, war auf einmal eine sehr passende Verwendung für die aufs Rathaus gebrachten Kirchen-Kleinodien gefunden. Es handelte sich um die Verstärkung der Mauern und Tore und namentlich

um eine Befestigung der Dominikinsel. So wurden nun noch vollends alle noch nicht eingezogenen Kirchenschätze aufs Rathhaus geholt. Was eingeschmolzen wurde, ergab einen Wert von 7000 Dukaten. Übrigens gab der gutkatholische König Ferdinand nicht nur nachträglich seine Zustimmung zu dieser Verwendung der Kirchen-Kleinodien, sondern befahl auch ganz ausdrücklich, dem Räte Folge zu leisten. Auch der Bischof war damit einverstanden. Ein Beweis, daß es sich nicht, wie römische Schriftsteller behaupten, um einen „Kirchenraub“ gehandelt habe. Das hiesige Stadtarchiv besitzt ein Schreiben des genannten Monarchen und nachherigen Kaisers von 1553 an die Priorin und den Konvent der Dominikanerinnen von St. Katharina, welche sich gegen die Auslieferung ihrer Kirchenschätze gewehrt und dadurch Beschwerden des Rates und des Bischofs hervorgerufen hatten. In dem königlichen Schreiben werden die Nonnen dringend ermahnt, „die vermeldeten Kleinodien von Gold und Silber zu angeregter Nothdurft zu geben und zu überantworten“.

Als die Versuche der römischen Umgebung des Königs Ferdinand I., ihn zu einem schroffen Vorgehen gegen die Stadt Breslau behufs Unterdrückung der Reformation während seines Huldigungsbesuches im Jahre 1527 und nachher zu bestimmen, an der theils mutig abweisenden, theils staatsklugen Haltung des Rates völlig gescheitert waren, zeigte auch der Monarch sich wenig geneigt, es gegenüber dem wohlbefestigten und volkreichen Breslau auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Der Rat übte nach wie vor sein kirchliches Patronat aus. Er wies 1551 den Prediger des Dominikanerinnen-Klosters zu St. Katharina kurzer Hand aus der Stadt wegen unrichtiger Auslegung der Schrift.

Der einst stattliche Konvent der Dominikaner von St. Adalbert war um 1530, infolge des Austrittes der meisten Mönche, auf einen Rest von acht Köpfen zusammengeschmolzen, der die Reize der altkirchlichen Opposition, soweit sie eben denkbar war, in der Stadt repräsentierte. Diesen Letzten verbot der Rat die Auspendung des hl. Abendmahles, weil diese ein Eingriff in die Parochialrechte der Maria Magdalenen-Kirche wäre. Auf dem Dome aber flagten die altkirchlichen Domherren: es sei nun kein Ort in der Stadt mehr übrig, zu welchem die im Gehorsam der Kirche beharrenden Einwohner flüchten könnten . . . Die Bevölkerung der Stadt war infolge der fortwährenden Anfeindungen und Denunziationen, denen die evangelischen Prediger vom Dome her ausgesetzt waren, in steter Kampf-

bereitschaft gegen alles Römische, so daß wiederum nur die starke Hand des Rates Ausbrüche des Volkszornes gegen die Klosterleute und die Domgeistlichkeit zurückhielt. Vielleicht gründete sich hierauf das 1533 auftauchende Projekt des Rates, in dem fast leeren Dominikanerkloster zwei Schulen — eine für die Medizin und eine für den Unterricht im Schreiben und in der deutschen Sprache — einzurichten. Der Plan wurde weiter ausgesponnen; und so sollten 1536 die letzten Dominikaner in ein anderes Kloster übersiedelt werden — wie dies bereits mit den um ihr altes Heim gekommenen Prämonstratensern von St. Vinzenz und den letzten Minoriten von St. Jakob geschehen war, — damit in den Räumen des Dominikanerklosters allmählich diejenigen Fakultäten untergebracht werden könnten, welche am meisten der Ausbreitung der Reformation dienten. Es handelte sich also um das Projekt einer Art von Hochschule, wie es schon einmal 30 Jahre vorher existiert hatte. Allein der Plan zerfiel an anderweitigen Hinderungen und so wurde das Dominikanerkloster vor einem vorzeitigen Ende bewahrt. Seine Insassen führten fortan ein wenig bemerktes Stilleben.

Von jeher hatten alle Königs-, Kaiser- und sonstigen Aufzüge, die sich aus der Stadt nach dem Dome bewegten, die Albrechtsgasse passiert, von König Johann bis zum letzten Habsburger, welcher Breslau besuchte, und vom Legaten Guido bis zu dem letzten Abgesandten des Papstes; auch Johannes von Capistrano hatte am Fastnachtsdienstage 1453 seinen Weg durch diese Gasse genommen und allerdings in entgegengesetzter Richtung hatten die Bernhardiner am 20. Juni 1522 durch sie die Stadt verlassen — alles interessante Erinnerungen. Von besonders prunkvollem, zeitüblichem Schmuck konnte die Albrechtsgasse aus den Tagen der Einzugsfestlichkeiten der Kaiser Maximilian II., Rudolf II. und Matthias berichten. Die reiche Stadt durfte es sich schon gestatten, Niegesehenes darzubieten und mit ihrer Wohlhabenheit und nebenbei auch recht deutlich mit ihrer Wehrkraft Staat zu machen. Beim Einzuge Maximilian II. (1563), des ersten Herrschers, welchem die lutherische Geistlichkeit offen entgentreten konnte, prangte am Eingange der Straße eine palastartige, marmorfarbene Ehrenpforte, die mit überschwenglichen lateinischen Inschriften geschmückt, und in welcher ein Adler mit goldener Krone, goldenen Klauen und ausgebreiteten Flügeln angebracht war, der sich im Augenblicke, als sich der Kaiser nahte, herabneigte, während die oben auf einer Galerie stehenden Stadtpfeifer und Trompeter solange pfften und schmetterten, bis das zahlreiche Gefolge durchgeritten war. Zu beiden Seiten stand

die Bürgerschaft in Wehr und Waffen. Als Rudolf II. (1577) einzog, war der Ehrenpalas an dieser Stelle noch künstlicher eingerichtet. Zu beiden Seiten davor standen zwei graubärtige Riesen, welche sich neigten, als der Monarch hindurchtritt, worauf vom Plafond der Halle ein beweglicher Engel eine Krone herabließ. Daß sich die Breslauer trotz dieser Loyalitäts-Mechanik doch auch auf die Symbolisierung des Wortes: „Männerstolz vor Königstronen“ verstanden, bewies die Sprache der Albrechtsgassen-Ehrenpforte beim Einzuge des Kaisers Matthias am 18. September 1611. Der prachtvolle Palas wies das Bild der Freiheit auf mit einer lateinischen Inschrift des Inhalts, daß Schlesiens nichts Besseres erhoffe als die Freiheit. In dem nach Tausenden zählenden Gefolge des Kaisers figurirte Breslau allein mit folgendem stattlichen Aufzuge: ein Kesselpauker, sechs Trompeter, darauf drei Ratsherren, dann drei Glieder gemischter Reiterei, 48 Glieder berittener Bürgerschaft, 49 Glieder Reiter zu Dreien und endlich drei Glieder gemeiner Stadtreiter, und diese alle zumeist in kostbaren Gewändern, wie sie die noch nicht wieder erreichte Prachtliebe jener Zeit vorschrieb.

IV.

In den ersten Jahren des 17. Säkulums verspürte man auch in Breslau die drückende Schwüle, welche „draußen im Reiche“ ebenso wie in den Ländern der böhmischen Krone, die seit dem Tode des protestantisch gesinnten Kaisers Maximilian II. (1576) der düstere, vom römischen Klerus beeinflusste Kaiser Rudolf II. beherrschte, auf den Gemüthern lastete. Nachdem sich durch das Tridentinische Konzil die Kirchentrennung endgiltig vollzogen hatte, waren die römisch-katholischen Elemente unter der Ägide der Habsburger und Bayerns mit bewundernswerter Energie an der Arbeit, die Macht des Protestantismus zu brechen, welcher im Reiche und in den Ländern der böhmischen Krone, namentlich in Schlesiens, noch über die große Majorität der Bevölkerung verfügte. Soeben hatte Ferdinand von Inner-Österreich durch meisterhaft organisierte „Dragonaden“ die Rekatholisierung seiner Staaten wenigstens äußerlich durchgeführt. Wenn in Böhmen und Schlesiens nicht dasselbe geschah, so lag dies an der scharfen Wachsamkeit der Städte, Stände und Fürsten. So paßte man auf alle gewaltsame Rekatholisierungs-Versuche des Domkapitels im Kirchenlande scharf auf und einzelne Maßregeln dieser Art hatten nur die Erbitterung

und das Mißtrauen im protestantischen Lager, in welchem die Breslauer den vornehmsten Platz inne hatten, gesteigert.

Die im Jahre 1607 stattgefundenе blutige Unterdrückung der durchaus protestantischen schlesischen Stadt Troppau durch Militär hatte die größte Aufregung in Breslau hervorgerufen. Hier fühlte man sich sicher. Denn unsere Stadt konnte auf ihre Wälle und Bastionen, ihr reiches Geschützmaterial und ihre bürgerlichen und geworbenen Streitkräfte, die fleißigen Übungen unterzogen wurden, zählen. Um so aufreizender mußte es wirken, als das Domkapitel es wagte, nach dem Tode des Bischofs unter Mißachtung aller gesetzlichen Bestimmungen im Sommer von 1608 den Bruder des innerösterreichischen Ferdinand, das 18 jährige Prinzlein Karl von Österreich, zum Bischof zu wählen. Diese Wahl war eine Kriegsfanfare. Auf dem Breslauer Fürstentage antworteten die schlesischen Stände einschließlich des Breslauer Rates mit der Drohung, der Krone den Gehorsam zu verweigern, wenn sie die Landesrechte mißachte. So standen die Dinge zu Anfang des Winters.

Hand in Hand mit den immer dreister auftretenden gegenreformatorischen Bestrebungen ging eine in dieser Zeit erfolgte Veränderung im Dominikanerkloster bei St. Albrecht. Der aus Polen stammende General-Vikar der Ordensprovinz, Abraham Bzovius, der Typus eines fanatischen und zugleich frivolen Pfaffen, hatte Kraft seines Amtes — es hieß allerdings widerrechtlich — die deutschen Dominikanermönche, die ihm nicht römisch genug waren, aus dem Kloster getrieben und dieses, in das er sich selbst einquartierte, mit seinen polnischen Mönchen besetzt. Angesichts der Lage der Dinge und bei der militärischen Nachstellung der Stadt war es ein Beweis großer, freilich von der Politik diktiertер Nachgiebigkeit seitens des Rates, daß er sich diese „feindliche Besatzung“ innerhalb der Mauern gefallen ließ. Denn als solche fühlten sich die polnischen Mönche und wurden auch ebenso von der erbitterten lutherischen Bevölkerung der Stadt betrachtet. Bald gingen die fremden Klosterleute zu offenbaren Provokationen über. Traten aus Neugierde Bewohner der Stadt durch die offene Kirchentüre, so prügelte man sie hinaus. Gleichzeitig organisierten die Mönche aus vorstädtischem und anderem Abschaum der Bevölkerung eine Art von Pöbelgarde, welche abgerichtet ward, die in Amtstracht auf den Gassen erscheinenden lutherischen Geistlichen zu beschimpfen und sogar mit Steinen zu werfen. Von der Kanzel der Klosterkirche wurde der Rat der Stadt und deren

Beamte auf das Gröblichste beschimpft und über Breslau ein „Wehe, Wehe!“ um das andere ausgerufen. Es waren ganz unerhörte Angriffe. Das Kloster bildete den Versammlungspunkt für allerlei verdächtige Persönlichkeiten. Um allem die Krone aufzusetzen, hatte der Prior Bzovius einem Individuum, dessen Tochter seine Konkubine war, die Bierstube des Klosters überlassen, in der es toll herging, weil hier allerlei Gefindel und öffentliche Dirnen ein- und ausgingen. Der Prior selbst stand im Punkte der Sittlichkeit im denkbar übelsten Rufe. Das Taufbuch von St. Elisabeth beweist, daß am 9. Oktober 1609 ein Bänkert des würdigen Priors hier auf den Namen Abraham getauft wurde.

War es ein Wunder, wenn gegen die Dominikaner von St. Albrecht eine namenlose Erbitterung in der Bürgerschaft glühte, die nur eines Anlasses zum Ausbruche harrete? Der herkömmliche Festbummel zu den Weihnachtsfeiertagen von 1608 führte zu fortlaufenden Erzessen vor den Dominikanern. Am 26. Dezember kam es in der Kirche zu skandalösen Auftritten, indem die hineingeströmten Lutherischen die Schmähungen des predigenden Mönches auf die evangelische Religion mit Handgreiflichkeiten beantworteten. Am 27. Dezember wiederholten sich diese Szenen. Die Kauferei zwischen dem Volke und den Mönchen setzte sich auf die Gasse fort. Die Haltung der Volksmassen, die mehr und mehr anschwellen und den Ausgang der Albrechtsgasse, die Katterngasse und den Kugelzipfel anfüllten, wurde immer drohender. In ihrer Wut machten die streitbaren Mönche, mit Stöcken, Peitschen, Geißeln und Leuchtern bewaffnet, einen förmlichen Ausfall auf die Volksmassen, unter denen sich wie gewöhnlich nicht wenig Weiber und Kinder befanden. Die Mönche schleppten einige Knaben ins Kloster, prüpelten sie und sperreten sie dann ein, und warfen endlich auch Steine und Ziegelstücke über die Klostermauer auf das Volk, so daß sogar die städtische Wache, welche sich die Mönche vom Räte erbeten hatten, vor dem Steinhagel zurückweichen mußte. Die Massen, die sich von Minute zu Minute vermehrten und die Albrechts- und Katterngasse und den Kugelzipfel anfüllten, machten nun Miene, das Kloster zu stürmen, um die Knaben zu befreien.

In diesem drohenden Augenblicke erschien hoch zu Roß der Ratspräses und Landeshauptmann Adam von Dobschütz mit einer bewaffneten Bürgertruppe. Er bot alle seine Beredsamkeit auf, die wütende Menge zu beruhigen. Umsonst. Von allen Seiten schrie man ihm zu: Das Volk wäre gereizt worden — man wolle die Gefangenen

heraus haben — und man würde nötigenfalls Blut und Leben daran setzen. Der Landeshauptmann schickte den Stadtwachtmeister mit einigen bewaffneten Bürgern zum Prior mit der Aufforderung, die Gefangenen herauszugeben. Der Prior log in seinem Troße, er habe die Schlüssel verlegt, aber der Stadtwachtmeister zog ihm gewaltsam die Schlüssel unter der Kutte hervor und befreite die Gefangenen, die draußen mit Jubel begrüßt wurden.

Die Sache schien abgetan, zumal bereits der frühe Abend längst hereingebrochen war und Stadtbeleuchtung damals noch zu den unbekannten Dingen gehörte. Kaum war der Landeshauptmann, in der Hoffnung, daß sich das Volk nunmehr zerstreuen werde, davongeritten, versendeten die Mönche tückischer Weise einen neuen Steinhagel über die Klostermauer auf die im Auseinanderlaufen begriffene Menge. Im Nu waren wieder große Massen beisammen. Man schrie, man drohte. „Die Menge war so erbittert“ — berichtet Pol in seinen Jahrbüchern — „daß die Mönche binnen einer Viertelstunde erfuhren, was es heißt Wespen reizen“. Im Augenblick — es war in der achten Stunde — war die Klosterpforte gesprengt. Eine rasende Menge ergoß sich in den Klosterhof — den heutigen Dominikanerplatz — zertrümmerte die Türen zum Klostergebäude und zu den anderen Baulichkeiten und brach unter wütendem Geschrei auch in die St. Albalbertskirche ein. Der Volkszorn kannte keine Grenzen mehr und richtete eine greuliche Verwüstung an. Die Bilder wurden von den Wänden gerissen und teilweise zerstört, die Altartücher, Kaseln, Kappen und Chorröcke wurden zerfetzt und zum Teil von diebischen Händen fortgeschleppt, viele Bücher der Bibliothek zerrissen und zerschnitten.

Auf die Kunde dieses unvorhergesehenen Klostersturmes, vor dem sich die Mönche in die äußersten Schlupfwinkel geflüchtet hatten, um ihr Leben zu retten, erschien mit dem Landeshauptmann und einigen Ratsherren an der Spitze eine Kompanie Stadtsoldateska. Diese trieb die tobende Menge mit umgekehrten Hellebarden aus der Kirche und dem Kloster. Nachrückende Abteilungen der bewaffneten Bürgerschaft, von Fackelträgern begleitet, säuberten die Nachbarschaft von St. Albrecht und besetzten die angrenzenden Gassen nebst den Pforten zur Kirche und zum Kloster. Doch um ein Haar wäre es in der Nacht zu einem neuen Klostersturm und zu noch ernstern Ereignissen gekommen. Als nämlich infolge eines verdächtigen Lärmes eine Bürger-Patrouille den Klosterhof betrat, wurde sie von seiten der Mönche mit Steinwürfen empfangen. Die Nachricht hiervon erbitterte die draußen

aufmarschierten Trupps der bewaffneten Bürgerschaft dermaßen, daß sie nun nicht nur das Dominikaner-, sondern auch das benachbarte Katharinenkloster stürmen und den hervorragenden Katholiken der Stadt einen Besuch machen wollten. Nur mit Mühe hielten Ratsherren die Bürger von einer solchen Unbesonnenheit ab.

Ganz Breslau war in fieberhafter Aufregung; und wie im Kriegszustande blieben die Stadttore zwei Tage lang geschlossen, um das Zuströmen von Volk zu verhindern. Die Dominikaner erhoben natürlich einen Mordslärm über das Geschehene. Doch der Rat der Stadt war klug genug, sich nicht auf die provokatorische Haltung der Mönche zu versteifen. Er wußte den unvorhergesehenen bösen „Zwischenfall“ glatt aus der Welt zu schaffen, indem er die Dominikaner in vollstem Maße entschädigte und in einer sehr strengen Untersuchung die Rädelsführer der Tumulte zur Strafe zog. Das Dominikanerkloster stand seitdem lange Zeit unter strenger Bewachung durch städtische Streitkräfte. Nur eine Genugthuung erzwang sich der Rat: der famose Abraham Bzovius mußte Breslau verlassen. Der greuliche Pfaffe rächte sich dadurch an den Breslauern, daß er in einem Pamphlet die Breslauer Frauen und Jungfrauen auf das Niederträchtigste schmähte. Er bewies dadurch nur seine eigenen Verührungen mit der weiblichen Hefe der Bevölkerung. Und dieser Mann hatte sich besonders um die Heiligsprechung des hiesigen Dominikaner-Stifters Ceslaus, dessen Gebeine 1607 mühsam zusammengesucht worden waren, bemüht. Ein netter Anwalt! Er ist übrigens einer der Fortsetzer der von dem gelehrten Kardinal Baronius begonnenen Jahrbücher der päpstlichen Kirche (*Annales ecclesiastici*), und starb 1637 in Rom.

Im August von 1609 erhielten die Schlesier vom Kaiser Rudolf einen Majestätsbrief nach dem Muster des böhmischen, worin den Lutherischen die völlige Gleichberechtigung mit den Katholiken gewährt wurde. Nun hatte die protestantische Majorität auch die pergamentene Berechtigung zu ihrer Existenz — und die Breslauer Dominikaner hatten alle Gründe, sich recht still zu verhalten. Sie durften sich allerdings mit Stolz im Glanze der besonderen königlichen Gnade sonnen, als nach der Resignation Rudolfs II. auf die böhmische Krone König Matthias im Herbst von 1611 in Breslau zur Huldigung erschien und am 9. Oktober der Huldigung der schlesischen Fürsten und Stände und des Breslauer Rates, die freilich erst das Resultat eines hartnäckigen Feilschens betreffs der Landesrechte und der städtischen Privilegien war, ein feierliches Hochamt in der Adalbertkirche voranging.

Als sich aber nach dem Tode des Königs und Kaisers Matthias die schlesischen Fürsten und Stände mit Breslau, mit den aufständischen Böhmen, mit Mähren und den beiden Lausitzen zu einer selbständigen Konföderation zusammenschlossen, die den reformierten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum böhmischen Könige wählte, leistete ohne Widerrede der Prior von St. Albrecht gleich den anderen Kloster-Oberen den Eid auf die protestantische Konföderation. Der Dominikaner-Prior überließ es dem Meister des Matthiasstifts, tapfer den Eid zu verweigern und sich dafür vom erbitterten Breslauer Volke mit Kot und Steinen schmeißen zu lassen. Das war im Oktober 1619. Vier Monate später huldigte der Dominikaner-Prior sogar dem reformierten Könige Friedrich — sich in der Zeitverhältnisse Zwang geschmeidend. Nur zu bald vernichtete die Katastrophe auf dem weißen Berge bei Prag die stolzen Hoffnungen der protestantischen Konföderation und auch die Dominikaner konnten wieder froh aufatmen. Ihre Zeit schien wieder angebrochen.

Schlesien erlebte schwere Zeiten, die seinen Wohlstand knickten. Die Auszugung durch die Wallensteinsche Armee und die „Glaubens-taten“ der Eichtensteinschen Dragoner. Breslau wurde vor diesen Dingen geschützt durch seine Mauern und Bastionen. Aber in den Klöstern hoffte man zuversichtlich auf eine baldige Demütigung der lutherischen Breslauer. Doch es kam vorläufig doch noch anders.

Am 7. September 1632 erschienen, die geschlagenen Kaiserlichen verfolgend, die verbündeten Schweden und Sachsen vor den Mauern Breslaus. Der Kaiserliche Kammerpräsident, Graf von Dohna, der Autor der schlesischen Glaubensdragonaden, veranlaßte in freventlicher Weise einen städtischen Büchsenmeister, ihm beim Abfeuern eines Geschützes auf das Lager der Verbündeten behilflich zu sein. Der Rat sollte dadurch gezwungen werden, die bei Morgenau stehenden kaiserlichen Truppen in die Stadt aufzunehmen. Aber das Volk und die bewaffnete Bürgerschaft faßten die Sache anders auf. Graf Dohna, von der rasenden Bevölkerung wie ein Wild durch die Stadt geheßt, flüchtete sich ins Oberamtszhaus, nämlich in das Öls-Bernstädtische Haus, in welchem der Oberlandeshauptmann von Schlesien, der Herzog Heinrich Wenzel von Bernstadt residierte, auf der Albrechtsgasse. Es ist das schöne Haus Nr. 35/36, in welchem sich lange die Räume des Schlesischen Bankvereins befanden. So wurde die Albrechtsgasse wiederum Zeuge einer leidenschaftlich erregten Volksszene. Tausend entrüstete Rufe schollen empor zu den Fenstern. Tausend Fäuste

ballten sich. Als die Stadtsoldateska herbeieilte, um die Menge zu zerstreuen, ließ man die Sturmglocke ziehen und die bewaffnete Bürgerschaft eilte herbei, um Rache an dem Grafen Dohna zu nehmen. Nur durch das Zureden einiger Ratsherren unterließ man, das Haus zu stürmen. Aber immer von neuem tobte die Menge, die das Haus bis in die späte Nacht belagerte. Indessen gelang es zwei Ratsherren, den Kammerpräsidenten, vermutlich in einer Verkleidung und unter dem Schutze einer starken Reitertruppe — wahrscheinlich durch den nahegelegenen Klosterhof der Dominikaner und durch das Ziegeltor — in das kaiserliche Lager zu retten. In dieser Katastrophe, welche den Grafen Dohna ereilte, kam auch der gefeierte Martin Opitz von Boberfeld um sein Brot. Er hatte nämlich als Geheimschreiber in den Diensten des Kammerpräsidenten gestanden, den er auch trotz seines Protestantismus angedichtet, weil dieser ihm den Adelstitel verschafft hatte. Doch der Poet wußte sich zu helfen. Er fand bald genug sein „Brot“ bei der Gegenpartei. Wie sticht diese Proteusnatur des Gelehrten und Poeten von der Gesinnungstreue der schlichten Bürger ab!

Fast zwei Jahre später. Die Breslauer waren mittlerweile in aktive Waffenbrüderschaft mit den Schweden und Sachsen auf der Dom- und Sandinsel getreten und die Stadtruppen nahmen an Streifzügen gegen die Kaiserlichen teil. Der unweit der Stadt stehende kaiserliche General Götz plante eine Überrumpelung Breslaus. Er besaß zu diesem Zwecke zahlreiche Verbindungen in der Stadt. In erster Linie war den Dominikanern eine Hauptrolle zugedacht. An einem evangelischen Buß- und Bettage im April 1634, wo man einen großen Teil der Bevölkerung in den Kirchen vermutete, sollte der Schlag geführt werden. Von zwei Seiten, von der Tschepine und von St. Mauritius aus war der Angriff geplant. Schon drangen die Kaiserlichen durch die Tschepine vor. Da gewahrte ein aufmerksames Auge das Wehen eines weißen Tuches vom Turme der Adalbertkirche, das offenbar den in der Ohlauer Vorstadt haltenden Kroaten das Signal geben sollte. Wie ein Lauffeuer lief die Kunde von dem Verrate der Dominikaner durch die Stadt und drang in die Kirchen, die sich schnell leerten. Der Anschlag des Feindes wurde rasch durch starke Besetzung des Ohlauer Tores vereitelt. Das rasende Volk — man bedenke nur die schöne Perspektive: Kroaten im lutherischen Breslau! — erbrach die Klosterpforte und erstürmte das Kloster der Dominikaner und die Mönche konnten noch froh sein, daß

sie nicht samt und sonders der Lynchjustiz zum Opfer fielen. Das Volk begnügte sich, einige auf's Rathhaus zu schleppen. Es spricht für die Autorität und Klugheit des Rates, daß es ihm gelang, den Volkszorn zu beschwören. Und es war gut so. Ein anderer Ausgang hätte der Stadt teuer zu stehen kommen können.

Denn 13 Monate später gab der Prager Separatfrieden (1635), durch den sich der Kurfürst von Sachsen um den Preis der beiden Lausitzen von den Schweden trennte, Schlesien und Breslau dem Kaiser preis. Die Sachsen und Schweden zogen ab. Der Rat der Stadt mußte froh sein, unter billigen Bedingungen die Gnade des Kaisers zu erlangen und die Glaubens- und Garnisons-freiheit der Stadt zu retten.

Am 11. Oktober spielte sich vor und in demselben Öls-Bernstädtischen Hause in der Albrechtsgasse, welches den Tumult von 1632 gesehen hatte, ein demütigender Akt ab. Im besagten Hause hatte die Friedens-Kommission ihren Sitz genommen und aus einem Fenster verlas in ihrem Auftrage ein Dr. Erbe die kaiserliche Begnadigung den auf der Gasse versammelten Vertretern des Rates, der Bürgerschaft und der Zünfte. Hierauf verfügten sie sich Alle Mann für Mann, an der Spitze der Ratspräses Bartholomäus von Dobschütz und der gelehrte Syndikus Dr. Rosa, in das Haus hinauf und leisteten vor der kaiserlichen Kommission das Handgelöbniß. . . . Es kamen stille, trübe Zeiten. Die lutherischen Breslauer bissen die Zähne zusammen — die Dominikaner und Dominikanerinnen lachten sich ins Häufchen. Denn ein Jahr ums andere hielt nunmehr allmählich, aber immer offener, die kirchlich-politische Reaktion ihren Einzug in die Stadt.

V.

Die Albrechtsstraße, die stetig an Stattlichkeit zugenommen hatte, spiegelte ganz besonders den neuen, traurigen Stand der Dinge durch die imposanten Spätrenaissance- und Barockbauten wieder, welche sich der kaiserliche Dienstadel neben den hochansehnlichen Patrizier- und einigen fürstlichen Bauten hier, wie auch in anderen Teilen der Stadt errichtete. Einige verschollene Hausnamen („Englischer Gruß“, „Jakobs Schafränke“, „Heilige Hedwig“, „Osterlamm“) sprechen von der Frömmigkeit ihrer Besitzer.

Und wieder kam — über ein volles Jahrhundert nach jener folgen-schweren Demütigung — jemand, der hell leuchtet in den Erinnerungen

der Albrechtsgasse und auf sie einen Strahl der Weltgeschichte fallen läßt. Das war am 3. Januar 1741, als der Preußenkönig Friedrich zum ersten Male, freilich vorläufig als Gast der „neutralen“ Stadt, nach Breslau gekommen war und sein Quartier im Schlegenberg'schen Hause am Magdalenen-Kirchhof in den vom Kardinal-Fürstbischof gemieteten Zimmern des ersten Stockes nahm. Wieder füllte eine sympathisch erregte, neugierige Menge die Gasse und blickte, manches wohlgemeinte Wivat rufend, mit warmem Interesse zu dem geistvoll dreinblickenden, jungen soldatischen Könige empor, der sich so gar nicht wie ein Halbgott gebärdete, sondern mit freundlicher Leutseligkeit das Volk vom Balkon herab grüßte. Die Breslauer ahnten damals, daß ein neuer Tag für die Stadt und das ganze Land im Unbrechen sei — und die neue Zeit kam über Breslau nicht mit Blitz und Donner, sondern wie eine fröhliche Lustspiel-Überraschung.

Allerdings führte die preussische Herrschaft unter dem Zwange der ehernen Notwendigkeit, das errungene teure Kleinod Schlesiens gegen Österreich zu behaupten, harte Zeiten herauf. Und da war es, als der österreichische General Laudon vor Breslau erschien, besonders die Nacht vom 1. bis 2. August 1760, die sich mit furchtbar zum Himmel lodernden Flammenzungen tief in die Erinnerung der Albrechtsgasse und ihrer Bewohner grub. Und fast ein halbes Jahrhundert später raffelte in der Belagerung von 1806/7 beinahe vier entsetzliche Wochen hindurch der Hagelschauer der feindlichen Geschosse über sie hin und trieb ihre Bewohner in das Dunkel der Kellergewölbe. Kein einziges Haus blieb unbeschädigt. Die Granaten fanden den Weg durch Fenster, Türen, Dachlücken und Rauchfänge und zerschmetterten die Dächer, zerwühlten die Mauern und zersplitterten Tore und Fensterkreuze. Interessant ist es, daß das vielausgesetzte Eckhaus der Albrechtsgasse und Schmiedebrücke, die „zwei Leoparden“, beim Beginn der vorübergehenden Beschießung am 19. November 1806 von allen Häusern der Stadt das erste und am 3. Januar 1807, Nachmittag 3 Uhr, beim Eintritt der Waffenruhe das letzte Geschloß zu kosten erhielt. — Nach der nervenzerrüttenden Schreckenszeit, wie sie die Annalen der Albrechtsgasse bis dahin noch nie zu verzeichnen gehabt, folgte im jähen Übergange die lustige Burleske, freilich auf dem tieftraurigen Hintergrunde der Not des Vaterlandes. Im ehemaligen Hatfeldt'schen Palais, dem nunmehrigen Regierungs-Gebäude, das früher nur steife hochadelige Feten und dann nur die ernstesten Dienstszöpfe der strengen preussischen Bureaukratie gesehen hatte, hatte sich Prinz Jerome,

der spätere „König Lustig“, einquartiert und hielt darin in seiner formlos-lüderlichen Weise Hof. Die Bewohner der Gasse bekamen gar viel zu sehen und zu hören, worüber sie die Köpfe schüttelten oder zornige Flüche murmelten. Man erzählte genug von den verschwenderischen Festen und Orgien, die der fremde Prinz mit schönen Weibern und genußsüchtigen Lebemännern veranstaltete, von den Weinbädern, die man ihm zurüstete — genug, um den guten Breslauern den Weingenuß gründlich zu verfehlen. — Die alten Häuser der Gasse blickten erst wieder heiterer drein, als die biedereren ernstern Gesichter der preussischen Beamten in den hohen steifen Kragen und den dauerhaften weißen Halsbinden hinter dem Säulenportal des Regierungsgebäudes sichtbar wurden. Und nicht lange — nur wenige Jahre gingen dahin — da fiel eine breite Lichtwoge des deutschen Freiheitslenzes, der Breslau zum Ausgangspunkte einer großen weltgeschichtlichen Aktion machte, auch in die Albrechtsgasse. Seit Ende Januar 1813 weilte der königliche Hof in Breslau. Im Regierungsgebäude aber, wo ein großer Teil der Vorbereitungen für den Riesenkampf sich vollzog, fanden die Prinzessinnen und jüngeren Prinzen auf viele Wochen ein vorläufiges Heim. Noch nach Jahrzehnten sprachen die Bewohner der Albrechtsgasse mit leuchtenden Augen und voll Rührung von dem schlichten und liebenswürdigen Auftreten namentlich der damals kaum fünfzehnjährigen Prinzessin Charlotte (der nachmaligen Kaiserin von Rußland), die es liebte, bei ihren Ausgängen in Begleitung ihrer Hofdame auch zuweilen mit den jüngeren Geschwistern in den erstbesten Läden einzutreten, um die Bedürfnisse des bürgerlichen Haushaltes einzukaufen.

Mittlerweile hatte sich ohne besonderes Geräusch ein uraltes Verhältnis zwischen der Gasse und ihrer sozusagen „angestammten“ Nachbarschaft gelöst. Die Dominikaner waren im Jahre 1810 für immer aus ihren altersgrauen Klosterzellen ausgezogen, nachdem sie hier 584 Jahre frommen Betrachtungen und Übungen obgelegen hatten. Seit dem Beginn waren sie, einst verehrt und dann gehaßt, zur unschädlichen altgewohnten Staffage geworden. Der alte Dominikanerhof öffnete sich breit dem Verkehr, die Mauer fiel, die Gasse bekam eine freilich nur sehr bescheidene Perspektive; und die Söhne und Enkel derer, welche die Dominikaner verschwinden sahen, mußten erst noch Greise und Männer werden, ehe sich eine breite Verkehrsbahn über die Idylle der Kerkermühle und Kunst, über die eingeebneten Spuren der Festung hinweg auf die Promenade und in eine neue, prächtige Vorstadt öffnete.

Werfen wir einen Blick auf den Charakter und Besitzstand der Straße, wie er sich im Anfang des 19. Jahrhunderts und bis vor dem Beginn der neuesten baulichen Umwälzungen darbot. Die Häuser hatten mit wenigen Ausnahmen ihre meist schon aus dem 17. Jahrhundert stammende Bezeichnung und Symbole, die zuweilen Schlüsse auf den Beruf oder die Sinnesart ihrer früheren Besitzer resp. Erbauer gestatten. Im ersten Viertel vom Ringe an teilten sich im Beginn des 19. Jahrhunderts Kaufleute und Kürschner in den Besitz der Häuser. Kaufherrensitze waren das auch zum Ringe gerechnete Eckhaus „Goldner Hund“ (Kaufmann Schneider) Nr. 3, das ehemals Neldner'sche Haus (der seltsame Kaufmann Wenzel, der allnächtlich ohne Licht das Haus bis zum obersten Hängeboden abzusuchen pflegte), der „Gelbe Löwe“ (5), die an der Schmiedebrücke hochragenden „Zwei Leoparden“ (59), früher auch „Honigecke“ und „Pantertier“ geheissen, einst das Richter'sche Haus, das dann später mit dem „Goldnen Hund“ einem Kaufmann Pohl gehörte; ferner das „Gelbe Männel“ (56), welches bei Ankunft der Preußen (1741) bereits dem aus Friaul stammenden Kaufmann Molinari und dessen italienischen Kompagnon Carové gehörte, das im Anfange des 19. Jahrhunderts seine im italienischen Geschmack gehaltene Verzierungen bekam und wo Gustav Freytag durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem gesellschaftlich und kommerziell hervorragenden Chef der stolzen Firma die Anregung zu seinem Meisterwerk „Soll und Haben“ erhielt; dann das benachbarte „Gelbe Weibel“ (55), in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Sitz der aus bescheidenen Anfängen entstandenen hochangesehenen Schuhmacher-Firma Eckhardt, welcher der Stadtälteste dieses Namens entstammt, und endlich das Eckhaus der Schuhbrücke, der „Goldne Wolf“ („Rote Wolf“ oder „Rote Fuchs“), welcher auch längere Zeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Gasthaus „Preussischer Hof“ hieß.

Kürschnersitze waren im Anfang und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der „Graue Bär“ (2), Nr. 4, die „Drei Karpfen“ (57), welche nicht bloß, wie schon erwähnt, im Mittelalter, sondern auch später wieder eine Apotheke bargen, deren Inhaber Joh. Gottlieb Rolle 1741 infolge der Lieferung guter Medikamente für die preussischen Truppen die Befugnis erhielt, seine Offizin „königlich preussische privilegierte Hof- und feld-Apotheke“ zu nennen, (sie wurde später auf den Neumarkt verlegt) und Nr. 53. Die Häuser „Jobtenberg“ (58) und „Kameel“ (54) gehörten anderen Gewerbetreibenden.

So florierte im Eckhause der Schuhbrücke schon im Beginn des 19. Jahrhunderts die „Zuckerbäckerei“ von Orlandi.

Auch im zweiten Viertel zwischen Schuhbrücke und Altbüßerstraße herrschte im wesentlichen dasselbe Besitzverhältnis. So waren Kaufherrensitze das ehemalige an den ältesten Namen der Gasse erinnernde Goldschmiedehaus „zum Palmbaum“ (6), das frühere Kürschner- und Kretschamhaus „zum Segen Jakobs“ (7), auch „Schastränke“, „Schaffstall“ genannt und mit einem bezüglichen Bilde mit frommem Spruch geschmückt, „der goldene Stern“ (8), im Anfang des 18. Jahrhunderts ein Weinhaus, der „Elefant“ (51), beide Eigentum des Kaufmanns Websky und das letztere später Sitz der hochangesehenen Weinfirma des Stadtrats Anton Hübner, „das goldene G“ (45), Nr. 42 und der „Kaffeebaum“ (40). Kürschnersitze waren „das goldne Hirschel“ (50) und die „drei Lilien“ (44). Im „Schwarzen Bär“ (41) war die Zuckerbäckerei von Salvetti ein Magnet für Leckermäuler; Nr. 9, „der grüne Strauß“ (49), „das goldne S“ (48), „die drei goldenen Sterne“ (47), „die goldne Löwin“ (46), das „goldne ABC“ (43) gehörten anderen Gewerbetreibenden. Salvettis Nachfolger war der Zuckerbäcker Orlandi, und später trug die firma den Namen Orlandi und Steiner. Die Zuckerbäckerei verwandelte sich in eine Konditorei. Am Ende dieses Viertels auf der Südseite stand von 1267 bis 1715 die Magdalenen-Schule, das spätere Magdalenen-Gymnasium. Von 1715 ab wurde das alte Gebäude als Pensionärhaus für die auswärtigen Schüler des genannten Gymnasiums benutzt. Die Pensionsanstalt wurde 1791 aufgehoben, 1839 verkaufte es die Kirchenkasse, worauf es neuerbaut wurde und nun längst als Sitz der Wenzel'schen Kunsthandlung und eines Hotels allbekannt ist.

Im dritten Viertel, wo wir auf den Boden der ältesten deutschen Gemeinde gelangen, präsentierte sich das weit in die „hintere Brustgasse“ am Magdalenen-Kirchhof hineinragende jüngere gräflich Schlegenbergische Haus (12), in welchem König Friedrich II. bei seinem ersten Besuche in Breslau (Januar 1741) Wohnung nahm. Es ward später zusammen mit dem Nachbarhause (13), (auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts), das Haus des Gouverneurs fürsten Hohenlohe, worin auch bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts der Gouverneur Graf Zietzen wohnte. Eine lange Zeit war das Haus Nr. 12 Sitz der königlichen Bank, wovon es noch die Bezeichnung „Alte Bank“ trägt. Die drei anderen Häuser der Süd-



Brauerei „zum Storch“, Albrechtsstraße (1903 abgebrochen).

front waren Besitztum hochflingender Kaufmannsfirmer: die Nr. 14 das des Kaufmanns Schuster, welches bis in die neueste Zeit im Eingang zum Hofe als Wahrzeichen einen Bären mit dem Dudelsack aufwies. Die Nr. 13 des Kaufmanns Schreiber, dem auch das Haus „Zur Hoffnung“ (38) auf der Nordfront gehörte und die mit einem schönen Säulenportal geschmückte Nr. 16 des Kaufmanns Friesner, jetzt Sitz der wohlangesehenen Weinfirma Philippi. Die

Nordfront eröffnete an der Ecke der Altbüßergasse das stattliche aus dem 16. Jahrhundert stammende, doch schon 1869 zerfallene Haus „zum goldenen Männel“ (39), das auch noch im verfloßenen Säfulum „zur alten Apotheke“ hieß in Erinnerung an die bereits früher erwähnte „schöne Apotheke“, welche in neuerer Zeit in die „Drei Karpfen“ und dann auf den Ring wanderte . . . Auf derselben Nordfront erhoben sich das „Alte Weinhaus“ (37), das schon wegen seiner historischen Bedeutung erwähnte schöne herzoglich Bernstädtisch-Juliusburg'sche Haus (35), welches im Laufe des 19. Jahrhunderts mit einem alten Handwerkerhause (36) vereinigt und stilgemäßen Schmuck erhielt und Sitz des Schlesischen Bankvereins wurde; das Kaufmannshaus „zur goldenen Muschel“ (früher „St. Josef“) (33), worin 1815 der jüngst verstorbene Meister Adolf Menzel geboren wurde, das in neuester Zeit samt dem benachbarten alten Handwerkerhause (34) einem modernen Prachtbau des Schlesischen Bankvereins an der Ecke der Langen Holzgasse Platz machte.

Die Südfront des vierten Stadtviertels eröffnete ein Haus, das im Beginn des 19. Jahrhunderts dem Kaufmann Weiß, dem Besitzer der Nr. 7 und der „Goldenen Muschel“ gehörte und später als „Stadt Rom“ (17) auftritt. An den unbenannten alten Häusern 18—20 vorüber kam man zum Königlichen Kreis-Steueramt (21), zur „Goldenen Sonne“ (22), die aber bereits 1840 als Gasthaus „Deutsches Haus“ hieß, im Beginn des 19. Jahrhunderts reiche monumentale Verzierungen zeigte und infolge dessen „Sieben Wunder der Welt“ genannt ward, und endlich zum hochgegiebelten, altherwürdigen Kretschamhause „zum Storch“ (23). Auf dem Grunde beider Häuser erhebt sich nunmehr das moderne Hotel „zum deutschen Hause“.

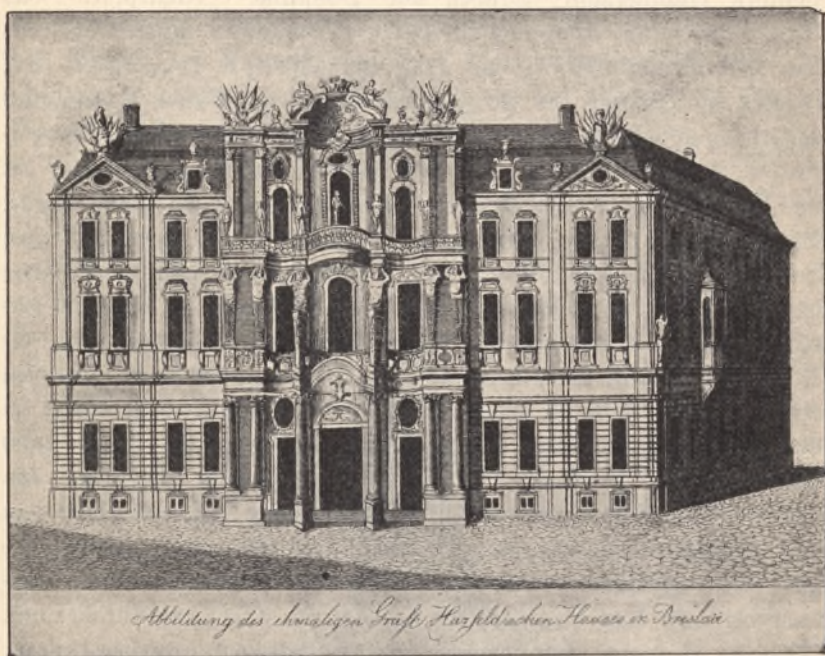
Die Nordfront dieses Viertels nimmt das Oberpräsidialgebäude ein, das ehemalige Hatzfeldt'sche Palais, welches auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts als das schönste Gebäude Breslaus galt. Noch im 16. Jahrhundert standen auf dieser Stelle fünf Häuser neben einander, von denen das Eckhaus zur Ziegengasse, wie schon erwähnt, Sitz der Dompnigs war, während das Eckhaus zur Langelholzgasse das stattliche „Fürstenhaus von der Welsen“ (herzoglich Welsnische Haus) bildete. Das zuerst erwähnte Gebäude gelangte nach verschiedenen Besitzwechseln in das Eigentum der gräfl. Hatzfeldt'schen Familie, deren Uhnherr, ein kaiserlicher General, 1641 vom Kaiser für geleistete Vorschüsse die den Schaffgotsch'schen Erben ent-rissene Standesherrschaft Trachenberg erhalten hatte. Ein Nachkomme

dieses Grafen Hatzfeldt ließ nun auf dem Grunde des eingerissenen alten Hauses und der dazu erworbenen benachbarten drei schmalen Häuser durch den Breslauer Stadt-Architekten Christoph Häckner von 1722 bis 1725 ein Palais errichten. Es wurde, wie man sich auf den vorhandenen Abbildungen überzeugen kann, ein Prachtstück des Barockstils und namentlich der Mittelbau mit seinen Balkons und seinem reichen Figuren- und Karyatidenschmuck fiel in die Augen. Das benachbarte „hochfürstlich Württembergisch-Ölsische Palais“, ein Renaissancebau mit reichem Fassadenschmuck und gleichfalls eines der schönsten Gebäude Breslaus, trat demnach vor dem neuen Hatzfeldt'schen Palais zurück.

Leider war diesem Prachtbau nur eine kurze Dauer beschieden. Als der österreichische General Laudon in der Nacht vom 1. zum 2. August 1760 sein entsetzliches Bombardement mit der ausgesprochenen Absicht über Breslau rasen ließ, die Stadt in Brand zu stecken und dadurch den tapferen Tauenzien zur Übergabe zu zwingen, ging das herrliche Palais samt der Südseite des Neumarktes, einem Teil der Ziegen- und Katharinengasse in Flammen auf. Es gingen dabei viele wertvolle Gemälde und das Hatzfeldt'sche Archiv mit allen Urkunden für die Geschichte von Trachenberg, Militsch, Sulau, Neuschloß und Freyhan zu Grunde. Die Breslauer sagten damals: Das Bombardement habe Breslau das schönste Haus, den schönsten Mann (den Flügelmann der Tauenzienschen Garde) und das schönste Mädchen gekostet, nämlich Friederike Müller, die Tochter eines Oberamtsadvokaten, als sie den Versuch machte, ein kostbares Meißener Kaffeeservice, welches der König ihrem Verlobten, seinem Kabinettssekretär, für die Braut geschenkt hatte, aus dem Oberstock ihres Hauses auf der Schuhbrücke in die schützenden Kellerräume zu retten.

Das Hatzfeldt'sche Palais wurde unter Hinzunahme des Württemberg-Ölsischen Palais bald nach der Katastrophe wieder aufgebaut durch den berühmten, aus Landeshut stammenden Baumeister, den Kriegs- und Oberbaurat Carl Gotthardt Langhans in Breslau. Er entlehnte die Formen des neuen Gebäudes den Formen der römischen Antike unter leiser Berücksichtigung des Barock und schuf namentlich im Hinblick auf die vornehme und großartige Fassadengliederung ein Bauwerk, welches alle damaligen Breslauer Profanbauten übertraf. Man sah 1800 noch über dem Portal das von einem Breslauer Gürtler in Messing geschlagene von zwei Löwen gehaltene Hatzfeldt'sche Wappen. An seine Stelle trat später ein von

zwei Sphingen getragener marmorner Schild. Im Jahre 1802 erwarb die Regierung das Haus und verlegte die Kriegs- und Domänenkammer (Regierung) hinein. Der Zufall hat es gefügt, daß in neuester Zeit wieder ein Fürst Hatzfeldt (der Fürstentitel datiert seit 1808) in den Räumen seiner Vorfahren als Oberpräsident von Schlesien waltete. Bis 1825 wiesen noch die beiden Nummern des Gebäudes, 1386 und 87, darauf hin, daß es die Vereinigung zweier Grundstücke darstellte.



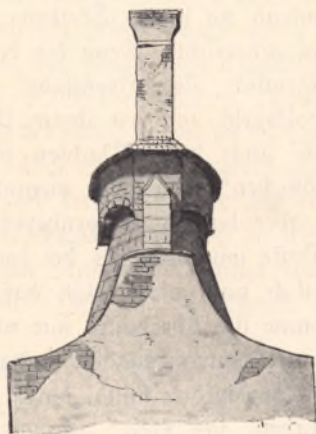
Das an der Ecke der Ziegengasse gegenüberliegende Eckhaus des letzten Straßenviertels wurde bald als das „alte gräflich Schlegenbergische“, bald als „früheres fürstlich Ölsnisches Haus“ bezeichnet; in der Tat hatten im 18. Jahrhundert zwei Häuser hier gestanden. Im Anfange des 19. Jahrhunderts beherbergte es das Oberproviandamt, dann das Holzamt und in den 30er Jahren zog das Hauptsteueramt II hinein. Sein Nachbar war das alte Kretschamhaus „zum Kienast“ (früher „Grüner Zweig“ (30). Auf der Stelle des heutigen „Hotel Post“ standen noch in neuer Zeit zwei schmale alte Häuser (29 und 28). Das ehemalige Eckhaus zur Katharinenstraße (27) mußte am Ende

des vorigen Jahrhunderts behufs Verbreiterung der Passage fallen. Es hatte im Beginn desselben einen Reichkrämer zum Besitzer. Sein früheres seltsames Wahrzeichen, die Hand mit dem Jungfernkopfe, offenbar die Laune eines verschollenen Künstlers, war lange Zeiten hindurch der Gegenstand der albernsten und anstößigsten Deutungen. Und wirklich ließ sich sein Besitzer in den 30er Jahren dadurch veranlassen, das Wahrzeichen zu beseitigen. Auf der Südseite dieses letzten Straßenviertels, welches nunmehr samt dem ganzen Quadrat zwischen Mäntlergasse, Graben und Poststraße („Kugelpfand“) das riesige 1884—87 erbaute Post-Palais einnimmt, standen ehemals das „Schliebenheim'sche Haus“ (24), das „Haupt Johannis“ (25), welches im Anfang des 18. Jahrhunderts dem Grafen Schaffgotsch gehörte, und endlich in der Ecke des „Kugelpfandes“ das „Schreyvogel'sche Haus“ (26), nach dem Kaufmann dieses Namens, der im Beginn des 18. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte. Es beherbergte in dem denkwürdigen Jahre 1741 den General Grafen Schwerin. Hier versammelte er am 9. August die preußischen Offiziere und gab ihnen die Ordres für den 10. August aus, an welchem verhängnisvollen Laurentiustage (dem „krummen Lorenz“, wie die Katholiken sagten) die Überraschung Breslaus durch die Preußen erfolgte. Das stattliche Haus mit dem steilen Dache kam später in den Besitz eines Prinzen von Kurland und war im Jahre 1800 Eigentum des Kaufmanns Gautier, daher auch allgemein das „Gautier'sche Haus“ genannt. Es besaß einen schönen Portalbau und darüber einen den Formen des Barock sich nähernden Balkon, und Eutsch bezeichnet es als das bedeutendste Bauwerk des 18. Jahrhunderts nach dem Hatsfeldt'schen Palais und dem Jesuitenkollegium. Nachdem es einige Zeit hindurch eine Tabakfabrik beherbergt hatte, nahm es 1833 das Oberpostamt auf, wofür es sich mit seinen zwei Höfen ganz besonders eignete.

Einen wunderbar idyllischen Abschluß inmitten der Architektur ältester und neuester Zeit bildet der Winkel bei der altherwürdigen Adalbertkirche, wo Jahr aus, Jahr ein, unbeirrt vom brausenden Verkehr, ein Fliederbaum, eine Steinlinde und ein sibirischer Erbsenbaum lustig bis in die jüngste Zeit sproßten und blühten.

Den Vorrang vor allen anderen Straßen von Alt-Breslau büßte die Albrechtsstraße allerdings nach und nach ein, als die erste moderne Bauperiode der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts den Süden der Stadt und besonders die Schweidnitzerstraße bevorzugte, welche nunmehr

allmählich die erste Stelle einnahm. Erst in der neuesten Zeit bequeme sich die Albrechtsstraße, teilzunehmen an dem allgemeinen modernen Umschwunge. Freilich haben alle die jungen Bauten noch ein kurzes Gedächtnis und nur selten eine ausgeprägte Physiognomie. Aber wenn in hellen Mondscheinnächten das Silbergespinnst sich über die Dächer und Giebel legt, da werden die alten Geschichten wach und die Seelen der alten Häuser regen sich und raunen von Altem und Neuem, von alten unaufgeschriebenen Familien-Romanen, vom versunkenen Streit der Geschlechter und von den kunstsinnigen Perücken der Barockzeit. Und wie ein unwandelbares Wahrzeichen, das von der Jugend der Albrechtsstraße vor 700 Jahren erzählt, blickt die altersgraue Kirche zu St. Adalbert oder St. Albrecht, die ihr den Namen gegeben, in die Mondnacht hinaus.





Von der Ohlauerstraße.

I.

No heute zu jeder Tageszeit und Abends im scharfen Scheine des elektrischen Lichtes sich eine hin- und herwogende Menge an den Spiegelscheiben der Warenmagazine von modernstem Großstadtstil drängt und auf dem Asphalt allerlei Gefährte dahineilen und die Wagen der Straßenbahn klingeln, herrschte schon vor länger als einem halben Jahrtausend ein lautes Treiben. Die Stille der Kleinstadt hat hier niemals geherrscht. Denn die deutsche Gründung von 1241/42 ist recht eigentlich als „Großstadt“ zur Welt gekommen, natürlich nicht der Volkszahl, sondern ihrem Wesen nach. Es gibt bekanntlich Städte, die auch beim Wachsen in die Hunderttausend hinein ihren „kleinstädtischen“ Charakter niemals verleugnen können. Das deutsche Breslau aber hatte von vornherein einen großstädtischen Zug. Die Ohlauer Gasse wurde bereits bei der Gründung der Stadt angelegt, woraus freilich noch nicht folgt, daß sie auch sofort ausgebaut ward. Es konnte sich überhaupt nur um den ersten Teil der Gasse bis zum heutigen Weintraubengäßchen handeln, weil man dort bereits vor der ältesten Stadtpforte stand, durch welche man über den schützenden Ohlauergraben „ins Freie“ gelangte.

Bekanntlich besetzten in der ältesten Zeit gewisse Zünfte geschlossen, wie sie eingewandert waren und sich angekauft hatten, bestimmte Gassen. So ließ sich im ersten Abschnitt der Gasse vom Ringe aus die hochangesehene Zunft der „Kursner“ oder Kürschner nieder. Die Gasse trug davon, nachdem sie schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts „gebrückt“ oder gepflastert worden war, die Bezeichnung „Kursin- (Korsfin-, Korsner- oder Kürschner-) Brücke“. Von der Schuhbrücke an trug die allmählich bis zum Ohlaugraben völlig ausgebaut Gasse die Bezeichnung „Olische Gasse“, weil durch sie der

Verkehr auf die Landstraße nach Krakau zunächst über das Städtchen Ohlau ging. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bürgerte sich der Name „Olische Gasse“ für den ganzen Straßenzug vom Ringe bis zum Tore vor der Ohlau ein und die Bezeichnung „Kürschnerbrücke“ geriet in Vergessenheit . . . Der massive Torturm am Ende der Gasse stand vorm Ohlaugraben, und zwar ließ er das „Seidenbündel“ (oder den „Seitenbeutel“), ein Gäßchen, das sich rechts längs des Grabens bis zur Pfnurpforte schlängelte, außerhalb der Mauer, während das krumme, enge Gäßchen zur Linken, das zur „Mäntlerpforte“ gegen den Graben kroch und auch bereits zur Mäntlergasse gerechnet wurde, noch innerhalb der Mauer lag. Hart am Torturme lag zur rechten der „Stoß“, ein Stadtgefängnis, auch der „alte Stoß“ genannt. Diese Bezeichnung ging später auf ein bereits 1610 bestehendes Kretschamhaus über, das dann den verschönernden Namen „Alter Weinstoß“ annahm, der nun nicht mehr beim schäumenden Tranke an dunkle Kerkerräume denken ließ. Als nach dem Verfall der inneren Mauer auch der alte Torturm hinschwand und nur noch ein Schwibbogen übrig blieb, standen „unter“ ihm auf beiden Seiten der Gasse enge Giebelhäuschen, deren zwei zur linken Hand (auf der Stelle der heutigen „Landskrone“, Nr. 67) den schusternden Vorfahren des ersten lutherischen Pfarrers von St. Elisabeth, Ambrosius Moyban, über ein Jahrhundert gehörten. Links vor der Brücke befand sich auf freiem Raume die für diesen Stadtteil im Mittelalter ganz unentbehrliche Badstube, in welcher die wohlhabenden Leute die genussreichsten Stunden bei guter Unterhaltung und Speise und Trank zubrachten. Jenseits der Brücke lag die herkömmliche Pechhütte.

Im vordersten Teile der Gasse der „Kürschnerbrücke“ dürften zuerst die Stammhäuser wohlhabender Kürschnerfamilien gestanden haben. Von der Bedeutung dieser Zunft in einer Zeit, wo allerlei Pelzwerk vom kostbaren „Schönwerk“ (Hermelin, Zobel ic.) der Vornehmen bis zu den schlichten „Kürschen“ (Pelzröcken) der gewöhnlichen Bürgerleute herab eine große Rolle spielte, spricht ihr Rang in der Innungsliste bald hinter Reichkrämern und Kretschmern, so daß sie den Vortritt vor Goldschmieden, Tuchmachern und Fleischern hatte. War doch Breslau einer der größten europäischen Stapelplätze für das aus Osten massenhaft herbeigebrachte Pelzwerk. Schon früh rangen die Mitglieder dieser Zunft mit dem Patriziate um die Teilnahme am Stadtregimento. Schon 1299 hat es einer dieser wohl-

habenden Kürschner, Meister Hartlieb, zum Konsul gebracht. Ihm folgten im Laufe des 14. Jahrhunderts noch einige Junftgenossen in den Rat, in der ersten Periode der Verfassungskämpfe: Burkhard, Heinemann von Owe, Dominicus (1322), später die Meister Paul und Hanke Friczko und nach langer Pause, als Kaiser Albrecht das übermütig gewordene Patriziat demütigte (1439), die Meister Nikolaus Schweidnitz und Schone Jorge, bei dem der Bischof Herzog Conrad von Öls stark in der Kreide war. Doch nur den Nachkommen des Meisters Hartlieb und des Meisters Dominicus gelang es, freilich durch Verleugnung des Handwerks, das für sie so goldnen Boden gehabt, sich als Mitglieder des einst von ihren Vätern bekämpften Patriziats weit über ein Säkulum hinaus im Besitze der Macht in der Stadtrepublik zu behaupten. Das Geschlecht der Hartlieb hat der letzteren bis 1419 sechs Ratsherren gegeben, unter denen Hartlieb „der Alte“ an der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts inmitten der heftigsten Wirren eine leitende Rolle als Ratssenior spielte. Schon im Beginne des 14. Jahrhunderts war ein Sproß dieses Geschlechts Besitzer des Dorfes Patenicz, das er zu deutschem Rechte aussetzte und „Hartlieb“ hieß. In späterer Zeit finden wir die Kürschner auch auf anderen Teilen der Ohlischen Gasse, besonders in der Nähe des Ohlaugrabens; aber auch wie schon erwähnt, in der Albrechtsgasse, wo uns besonders das aus der Junft hervorgegangene, mächtige Patrizier- und Ratsgeschlecht der Dompnig (Dominicus) entgegentritt.

Im vordersten Teil der Ohlischen Gasse wird schon im Beginn des 15. Jahrhunderts an der Schweidnitzer Gasse das Eckhaus zur „Kornecke“ erwähnt, das schon damals ein von den Besuchern des nahen Kornmarktes viel beachtetes Kretschamhaus war. Allerdings würde uns der damalige Anblick der Breslauer Häuser recht fremd anmuten. Sie waren noch nicht allzu hoch. Ein steiles Spitzdach saß wie ein tief in's Gesicht fallender Hut mit ausgeschweifter Krempe auf dem in breiter Behaglichkeit, aus kleinen Gitterfenstern blickenden Hause, an dessen Front vielleicht noch eine Galerie hinlief oder eine kleine Rampe mit Treppen angebaut war. Das alte Kretschamhaus behauptete sich, später als hochgegiebelter Renaissancebau, vier volle Säkula, ein Trost zahlreicher Trinker-Generationen von fern und nah. . .

Im übrigen gibt das Mittelalter nur klarge Kunde von dem Baubestande der Ohlischen Gasse. Wir hören von einer offenbar sehr umfangreichen Kurie, von „des Herzogs Conrad (zu Öls) Hof“; dann von dem weitläufigen „Pfarrhof zu St. Maria Magdalena“,

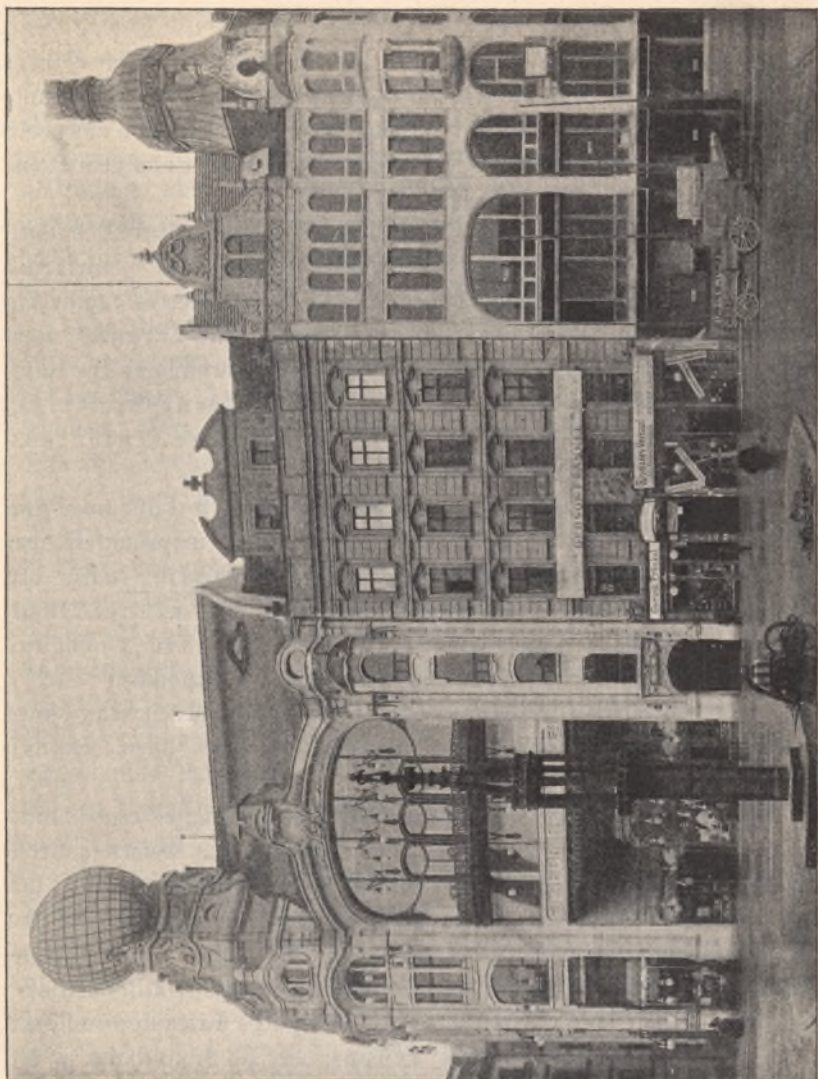
welcher vom Predigergäßchen längs der „hinteren Brustgasse“ (Alt-
bäuerstraße) bis an die Ohlische Gasse reichte.

Schon als man die Ohlau als Stadtgraben um die Stadtmauer herumgeführt hatte (1291), waren „draußen“ die Anfänge einer werdenden Vorstadt wahrnehmbar. Freilich dehnte sich noch zu beiden Seiten der Landstraße, die jenseits der hölzernen Aufzugbrücke über den Ohlaugraben begann, die „freie Natur“ aus: Fruchtfelder, eingepflante Gartenstücke, Acker, auf dem das Vieh weidete und Geflügel sich tummelte. Da lag im freien inmitten weithin verstreuter Hütten und in der Nähe des werdenden „Mälzerviertels“ (Hummerei zc.) das Kirchlein der „ägyptischen Maria“ (auch zum h. Christophorus), welches in sehr innigen Beziehungen zur Kürschner-Zunft stand. Allmählich erwuchsen schütterere Häuserlinien zu beiden Seiten der Landstraße, an welche die Tuchmacher-Kolonie des Keizerberges heranstrich. Derselbe Werdeprozeß vollzog sich bekanntlich auch im Westen und Süden der Stadt. In der Mitte des 14. Jahrhunderts mußte ein neuer Mauergürtel mit Mauer- und Tortürmen angelegt werden. Doch noch rechnete man die neue werdende Fortsetzung der Ohlischen Gasse nicht zur Stadt. Man sagte im 14. Jahrhundert „vor dem Ohlischen Tore“. Mittlerweile war der neue Mauernbau zum Abschluß gelangt. Das äußere Tor erscheint in der Stadtgeschichte anno 1395 als „Graupentor“ nach einer in jener Gegend laufenden „Graupengasse“. Neu erst tauchte im Anfange des 15. Jahrhunderts für die vorstädtische Fortsetzung der alten Gasse die Bezeichnung „Ohlische Gasse zwischen den Toren“ oder „Ohlische Gasse vor der Stadt“ auf. Indessen war bei dem Verfall der inneren Stadtmauer und dem raschen Wachstum der Bevölkerung der vorstädtische Charakter dieser Gegend gegen Ende des Mittelalters hinfällig geworden, zumal ja draußen jenseits des zweiten Stadtgrabens durch die Erweiterung des Fleckens von St. Moritz (Mauritius) eine neue Vorstadt entstanden war. Man unterschied nunmehr die beiden Abschnitte diesseits und jenseits der Ohlau nur mittels der Benennungen „innerste“ und „äußerste“ oder „kleine Ohlische Gasse“, obwohl letztere eine größere Breite aufwies als jene. Übrigens hatten sich im 15. Jahrhundert in einem Teile der „äußersten Ohlischen Gasse“ die Rademacher, eine eben erst gegründete Zunft, niedergelassen, weil sie vermutlich hier größeren Raum für ihre Handwerkstätigkeit fanden, als in der Stadt. So hieß denn ein Abschnitt dieser Gegend bald hinter der Ohlaubrücke, „unter den Rademachern“. Ganz

gewiß bestand aber auch später noch lange ein wesentlicher Unterschied zwischen der „innersten“ und „äußersten“ Ohlauischen Gasse. In der „innersten Ohlauischen Gasse“ wohnten Patrizier, Reichkrämer und reiche Gewerbetreibende. Der Anfang des 16. Jahrhunderts sah an der Ecke des Ringes den schönsten Privatbau Breslaus für jene Zeit entstehen. Der kaiserliche Rat Hell von Hellenfeld erbaute die „goldene Krone“ als ersten Renaissancebau unserer Stadt. Es ist zweifelhaft, ob alle Bezeichnungen der alten Giebelhäuser der Ohlauer Gasse so weit zurückreichen, als die der „Kornecke“ und der „goldenen Krone“. Aber sicherlich waren die meisten im 17. Jahrhundert schon vorhanden. Das Haus neben der „Kornecke“ hatte sein bibelfrommer Erbauer „Daniel in der Löwengrube“ benannt. Doch in der Mitte des 18. Jahrhunderts beherbergte es eine Kretschamstube, um dann Sitz eines reichen Kürschners zu werden.

Für den ungeheuren Verkehr dieser alten Gasse zeugte die Menge der Kretschamhäuser, die eben nicht bloß zur Stillung des einheimischen, sondern auch des fremden Durstes bestimmt waren. An die beiden bereits erwähnten Stätten des Gambrinus reihten sich auf der Südseite bis zum „alten Weinstock“ noch wohlgezählte elf Kretschamhäuser. Da war noch im ersten Viertel die „Hoffnung“ an der Ecke der vorderen Pfnurgasse (jetzt Schuhbrücke), in neuerer Zeit mit dem Nachbarhause, dem „Braunen Hirsch“, zu Nr. 5/6 vereinigt. Zwischen der vorderen und der hinteren Pfnurr-(Altbüßer-)Gasse standen neben einander die 1566 erbaute „Weißer Herberge“ (9), die auch „bei den Fuhrleuten“ hieß, der „weiße Adler“ und der „Große“ oder „Katholische Christoph“, längst vereinigt unter Nr. 10/11.

Im letztgenannten Hause begann der blutige Schlußakt des Aufstandes der Breslauer Stadtsoldaten am Abend des 15. März 1636. Schon war dieser seit vielen Wochen andauernde Tumult insofern an seinem Ende angelangt, als die Ablöhnung und Entlassung der unbotmäßigen Leute im vollen Gange war und die bewaffnete Bürgerschaft im Besitze der Wälle, Tore und überhaupt der Stadt war und energische Vorstöße gegen die Tumultuanten gemacht hatte. Am gedachten Abende zog ein Haufe entlassener Söldner von der weißen Kompanie mit einem Pfeifer an der Spitze nach dem genannten Bierhause, in welchem sich die Schenke der Schneider-Zeche befand, um hier den Schluß einer langen „Bierreise“ würdig zu begehen. Doch hier geriet man mit drei kaiserlichen Werbeoffizieren zusammen, die den Pfeifer hinterrücks anzuwerben versuchten. Als dieser schrie: Dem



~ Südlicher Flügel der Grüne-Röhre des Ringes mit der Staupfäule.

„Feinde“ wollte er nicht dienen, er habe auch Geld genug — stach der eine der kaiserlichen Offiziere den Pfeifer nieder, der dann auch nach einigen Tagen starb. Nun fielen die „Weißröcklein“ über die Offiziere her, töteten den einen auf dem Dachboden, wohin er geflüchtet war, und verfolgten die beiden anderen Offiziere auf die Gasse. Eine Menge von entlassenen Soldaten schloß sich der Heße an. Man stürmte das Eckhaus von Ring und Odergasse, wo der kaiserliche Oberst wohnte

und richtete die Offiziere arg zu. Der Rat der Stadt, ohnedies durch den Prager Frieden gedemütigt, sah sich zu einem strengen Gericht verpflichtet. Sechs Soldaten wurden 14 Tage später vor dem Rathause geköpft. Als aber mehrere Jahre später kaiserliche Offiziere innerhalb der Stadt einen evangelischen Edelmann in der niederträchtigsten Weise massakrierten, gingen sie frei aus . . .

In dem Viertel von der Pfnurgasse bis zum „alten Weinstock“ reckten noch acht Bierburgen ihre Giebel empor: der „englische Gruß“ (Nr. 12) bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, dann ein Kaufherrnsitz; der „rote Polake“ (14), das „grüne Bäumel“ (jetzt „goldener Baum“) Nr. 16, doch schon im 18. Jahrhundert ein Kaufherrn-Eigen, das „goldene Köffel“ (18), der „goldene Greif“ (19), der „grüne Lorbeerfranz“ (21) und der „goldene Anker“ (22) und noch eines mit unbekanntem Symbol.

Ganz besonders sind noch aufzuführen die beiden Gasthäuser zum „blauen Hirsch“ und zum „Rautenfranz“, die ursprünglich aber auch bloße Bierhäuser waren. Der „Blaue Hirsch“ barg den „Kleinen Redoutensaal“. An diese Stätte knüpft sich der erste Musik-Kultus in Breslau. Im Jahre 1720 wurde hier das „Collegium musicum“ unter der Leitung des Breslauer Komponisten Anton Albert Koch eröffnet, welcher namentlich die damals neueste französische Tanzmusik kultivierte zum Ärger der Anhänger des alten deutschen Volksliedes.

Die Nordfront der „innersten“ Ohlauischen Gasse wies „nur“ sieben Kretschamhäuser auf, und zwar zwischen den beiden „Brustgassen“ den „Blauen Strauß“, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts dem Ratsherrn Liebentanz von Liebenau gehörte und des „Rates Kretschamhaus“ hieß, und die bis zum Senioratshause reichenden, hochgegiebelten, die Ecke zur hinteren Brustgasse (Altbüßergasse) bildenden „Zwei Kegel“, wo 1741 das preussische Kriegskommissariat residierte. Das gegenüberliegende Eckhaus, das Kretschamhaus zu den „Drei Hechten“ (jetzt mit einem alten Bäckerhause zu Nr. 76/77 vereinigt), stammte noch aus der Zeit der Gotik, war aber im 16. Jahrhundert im Renaissancestil umgebaut worden. Nicht weit davon standen die „Drei Linden“ (25) und das stattliche Eck-Giebelhaus zum „Schwarzen Adler“ (70). Nach alter Tradition barg auch das andere Eckhaus der Bischofsgasse, der doppelgieblige „Rote Hirsch“ (69) eine gernbesuchte Kretschamstube. Beim Eingange ins „Sammetgäßchen“ (Weintraubengasse) tat endlich das Kretschamhaus

zur „Weintraube“ seine gastliche Pforte auf. Es hat dem Gäßchen seinen jetzigen Namen gegeben. Das gibt also Summa summarum 22 Wirtshäuser vom Ringe bis zum Ohlauischen Schwibbogen. Wahrlich die Kulturgeschichte dieser altherwürdigen Gasse ist mit Bier geschrieben. Indessen deuten manche Angaben, so u. a. die Bezeichnungen „Weinstock“ und „Weintraube“ darauf hin, daß es hier auch Weinstuben gab. Der blühende Wohlstand und die üppige Lebensführung selbst in den Kreisen der Handwerksgefallen am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts lassen dies ganz natürlich erscheinen.

Die alten Kürschnersitze waren im Laufe der Zeit verschwunden. Nur zwei letzte Zeugen der Glanzzeit der „Kürschnerbrücke“ hatten sich bis ins 18. Jahrhundert in den Händen von Kürschner-Geschlechtern erhalten. Das eine dieser Häuser war der „Weiße Schwan“ an der Ecke der Schuhbrücke. Das andere Eckhaus gegenüber dem „Blauen Hirsch“, genannt „Zur Kanzel“ (83), nahm anno 1695 die Meskulap-Apotheke auf. Kaiser Leopold I. verlieh nämlich am 7. März des gedachten Jahres dem Caspar Handke, der sich 1683 bei der Verteidigung von Wien gegen die Türken als geschickter Schüler Meskulaps ausgezeichnet hatte, das Privilegium zur Anlegung einer Apotheke in Breslau. Anno 1701 erhielten die fünf bestehenden Apotheken („zum doppelten Adler“ auf dem Kränzelmärkte, „zum Adler“ auf der Albrechtsgasse, die Naschmarkt-, Mohren- und die letztgenannte Apotheke) ein Exklusiv-Privilegium, daß es „beständig“ bei den fünf Apotheken zu bewenden sei. Doch schon König Friedrich durchbrach es.

Auch einige alte Kaufmannshäuser wies die innerste Ohlauische Gasse auf, z. B. den „goldenen Löwen mit dem Schilde“ (4), die „zwei goldnen Löwen“ (79) und die schon wiederholt erwähnte „goldene Krone“ am Ringe. Von den 5 altangestammten Bäcker-sitzen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten, sei nur die „Brezel“ (68a) neben der „Weintraube“ erwähnt.

Beim Schwibbogen ward die Gasse so enge, daß nur ein Wagen passieren konnte. Wahrscheinlich als biblische Anspielung hierauf hieß eines der kleinen schäbigen Häuschen „unterm Schwibbogen“ auf der rechten Seite das „Paradies“. Der freie Raum zwischen dem Schwibbogen und der Ohlaubücke war längst verbaut. Es blieb bei der ehemaligen Badstube nur ein Gassenschlitz nach dem Graben übrig, welcher „Badergäßchen“ hieß, vom Volkshumor aber in einer Weise bezeichnet wurde, daß die feinsühligen Leute es in „Mischenkörbe-

Gasse“ umlautierten, womit sie die Sache aber gerade verdarben. Indessen war an der Ohlau am Ende des 18. Jahrhunderts doch noch so viel Platz übrig, daß das auf dem Terrain der Badstube gelegene Haus des Wundarztes, das bezeichnender Weise „zum Pelikan“ (64) heißt, noch ein Gärtchen haben konnte.

Die „äußerste“ oder „kleine“ Ohlauische Gasse jenseits der Brücke trug im allgemeinen einen viel ärmlicheren Charakter als die „innerste“. Hier siedelte vorwiegend das kleine Handwerk, so u. a. im Hause „zum grauen Strauß“ (29). Es standen hier meist schmale Giebelhäuser. Symbolisch wirkte schon das uralte Bindewerkhaus jenseits der Ohlaubrücke beim Eingang in die Weidengasse, welches die „Windmühle“ hieß, weil nach der Sage hier einst eine solche gestanden hatte. Freilich waren es auch meist altangestammte Handwerkerhäuser: die „goldene Art“ (52), das „Täubel Noä“, der „grüne Hirsch“, besonders aber die nicht weniger als sechs alten Bäckerhäuser, z. B. der „schwarze Bock“ (63) an der Ohlaubrücke links. Für die geringere Bedeutung dieser „äußeren Gasse“ sprach auch der Umstand, daß sie „nur“ vier Kretschamhäuser besaß: die „goldne Krone“, die „Färber“ und die „Königsecke“ am Eingange zum Kekerberge und gegenüber das stolzgegiebelte Eckhaus zu den „drei Kränzen“. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wies die äußere Gasse auch zwei Kaufmannshäuser auf: das „Zuckerrohr“ und das Haus Nr. 53/54.

An der Stelle der ursprünglichen hölzernen ehemaligen Zugbrücke über die Ohlau in die „äußere“ oder „kleine“ Ohlauische Gasse war bereits 1507 eine massive Brücke mit zwei Bogen in einer Länge von 55 Fuß getreten. Auch zwischen den vordersten Häuschen des nahen Seitenbeutels überbrückte ein Laufsteg den Fluß, welcher eine direkte Verbindung zwischen der inneren Ohlauischen Gasse und dem Christophori-Kirchhof herstellte.

Die Gasse sah am 29. Mai 1454 den aus Polen mit vielen Mönchen nach „seiner“ Stadt Breslau zurückkehrenden Johannes von Capistrano empfangen und, umgeben von einer fanatisch begeisterten, von Kekerhaß trunkenen Menge, einziehen wie einen Propheten Gottes. Und abermals an einem Maitag, am 26. anno 1469, sah sie den gewaltigen Ungarnkönig Matthias seinen Einzug halten, um die Huldigung der Breslauer und Schlesier zu empfangen, angejubelt von einer Bürgerschaft, die in ihm den Vollstrecker des päpstlichen Verdammungsurteils über den glühend gehaßten Georg Podiebrad sah.

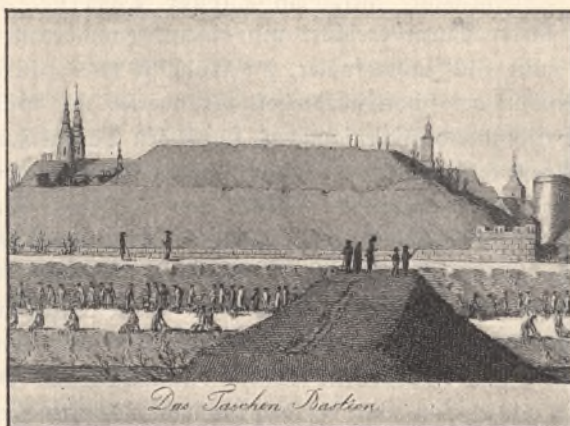
Zum dritten Male war es ein Maitag, der 1. des Jahres 1527, der den Habsburger Ferdinand I. durch das Ohlauertor unter Trompetenklang und Glockengeläut zwischen den Reihen der in Harnisch und Wehr ausgerückten Bürgerschaft zur Huldigung in die Stadt einziehen sah. Allerdings war Breslau mittlerweile ein Sitz des Luthertums geworden; und nicht bloß gegen die Türken, sondern auch gegen mögliche Angriffe des katholischen Landesherrn gegen die lutherische Stadt richtete sich auch die Verstärkung der Ohlauertor-Befestigung.

Schon 1445—46 war an die Stelle des alten äußeren Tores, des „Graupentores“, wo bereits 1373 links eine „Neugasse“ abbog und rechts der „Wehrgang“ lief, ein „neuer Tarris“, ein hoher, viereckiger, starker Turm errichtet mit einem gewundenen Torgange. Doch ging man 130 Jahre später, im Frühjahr 1576, an einen vollständigen Umbau der schon wiederholt veränderten und weiter hinausgeschobenen Ohlauertor-Befestigungen. Durch den Baumeister Bernhard der Wale, einem sogenannten welschen Baumeister, wurde der „Tarris“ in eine nach außen halbrunde Mauer von 115 Fuß Umfang eingebaut in einer Höhe von 74 Fuß, während die innere Flachseite nur 46 Fuß hoch war. Draußen wurde das neue Ohlauische Tor davor gebaut und zu beiden Seiten desselben der Wall aufgeschüttet. Der Rat zog zur Durchführung des gewaltigen Werkes die Zünfte, Hausbesitzer, Mieter und Hausarmen für Handleistungen und Geldbeiträge heran. Der ganze Bau war bei der bewundernswerten Festigkeit des Mauerwerks eine Glanzleistung — in sechs Monaten vollendet. Zur Schüttung und Mauerung des Walles hatte jeder einzige der von den Zünften gestellten Arbeiter (arme Leute und Lehrlinge) 100 Radwern Erde oder Ziegeln täglich zu leisten gehabt. Das Tor zeigte an der Außenseite das steinerne Breslauer Wappen, flankiert von zwei ruhenden Löwen. Am 1. November konnte auch die neue, auf der linken Seite des äußeren Werkes gerade über den Stadtgraben führende Brücke zum ersten Male befahren werden. Nach Ferdinand II. (1617) passierte König Friedrich von der Pfalz am 23. Februar 1620 als erster protestantischer, freilich sehr kurzlebiger Herrscher das neue Tor . . .

Am denkwürdigen 10. August 1741 spielte es allerdings, als es sich in der Frühe gleichzeitig mit dem Nikolaitor von den flinken und verschlagenen Preußen überrumpeln ließ, keine Heldenrolle. Man sagt, es habe bei dieser Aktion nur eine schallende Ohrfeige abgesetzt, die der preußische Oberst v. Münchow einem Stadtsoldaten verab-

reichte, der durch rasches Aufziehen der Zugbrücke die Überrumpelung zu vereiteln versuchen wollte.

Im Beginn des siebenjährigen Krieges kamen unerhörte Schreckentage über die äußere Ohlauer Gasse. Als die Sieger von Leuthen das kurz vorher von den Österreichern besetzte Breslau belagerten, waren es besonders die Bomben der preußischen Batterie auf dem Mauritius-Kirchhofe, die vom 10. Dezember abends an diesem Teile der Gasse arg mitspielten; am Abend des 14. flog die Lohe der von den belagerten Österreichern in Brand geschossenen Ohlauer Vorstadt über die Gasse und am Abend des 16. erschütterte die furchtbare Explosion



des Pulverturms der nahen Taschenbastei die Häuser unserer Gasse in ihren Grundfesten und rief klaffende Risse in ihrem Mauerwerk hervor.

In dieser trüben Zeit erstand auf dem Eck-Grundstück der äußeren Ohlauischen und der Taschengasse ein Musentempel („die kalte Asche“) von dem an anderer Stelle die Rede sein soll.

Während der preußischen Herrschaft waren die alten Festungswerke teilweise umgebaut und erweitert worden. So lag vor den Ohlauer Tor-Befestigungen aus früherer Zeit ein vom Stadtgraben umflossenes starkes Ravelin. Links an demselben vorüber führte eine zweimal leicht nordöstlich gekrümmte Brücke zu den Außenwerken des anderen Ufers, die wiederum durch einen tiefen Wassergraben vom vorstädtischen Territorium getrennt waren, auf das man über eine zweite, kurze, nicht genau auf die heutige Klosterstraße gerichtete Brücke gelangte.

Wo rechts „an der Stadtmauer“ und am „Ohlauer Turm“ das schmale Gäßchen zur Scharfrichterei (jetzt Neue Gasse) abbog, lagen zwei Häuschen, in denen anno 1740 ein Hufschmied und die städtischen Zöllner hausten, die aber nebst zwei andern Häusern in besagter Gasse, die in jener Zeit Wohnungen des „Notarii criminalis“ und der „Gemeinen (Stadt-)Hebamme“ gewesen waren, im Anfange des 19. Jahrhunderts dem zweiten Gatten der berühmten Gräfin Eichtenau, der Maitresse Friedrich Wilhelms II., einem Herrn O. Holbain, gehörte.

II.

Schwerere Heimsuchungen als im siebenjährigen Kriege erlebten die Bewohner der Ohlauer Gasse durch die Belagerung von 1806/7. Doch noch bevor die Rheinbunds-Streitkräfte sich nach der Katastrophe von Jena den Mauern unserer Stadt genähert hatten, beleuchtete ein Lokal-Ereignis die ganze jämmerliche wie traurige politisch-militärische Sachlage wie ein greller Blitz. Graf Friedrich Pückler auf Gimmel hatte in Gemeinschaft mit einer Schar von Patrioten in Schlesien und Breslau einen Plan zur Organisation der Wehrkraft Schlesiens entworfen, dessen Durchführung der König billigte und dem Grafen Hoym, dem Minister für Schlesien, anbefahl. In Breslau aber mußte der edle Aristokrat bald zu der Überzeugung kommen, daß den königlichen Behörden und den „Militärgewaltigen“ jeder Eifer und aller Mut mangelte. In einem Anfälle von tiefer Verzweiflung über diesen moralischen Bankerott schoß sich Graf Pückler in einer Stube des damaligen Gasthauses „zum Rautenfranz“ (8) am Morgen des 11. November 1806 eine Kugel vor den Kopf.

Wenige Wochen später raste der Kugelhagel der feindlichen Belagerer über die Stadt. Die Ohlauerstraße bekam den ganzen Graus des Bombardements erst in der letzten Dezemberwoche zu kosten, als die Batterie im Kuhschen Garten auf der Gartenstraße ihre Geschosse nach der östlichen Stadt sandte. Am wenigsten litt der erste Abschnitt der Ohlauerstraße. Am schlimmsten erging es der Nordfront. Die stattlichen hochgegiebelten Kretschamhäuser „zum roten Hirsch“, „zu den drei Hechten“, „zum schwarzen Adler“, „zur Königsecke“, die Kaufmannshäuser 79 und 80 wurden in Ruinen verwandelt. In der schrecklichen Neujahrsnacht zu 1807 zertrümmerten Bomben das ganze Kretschamhaus „zur Weintraube“, wobei ein 15 jähriger Knabe qualvoll getötet wurde. In das Haus Nr. 66 am Badergäßel, das

über ein Jahrhundert im Besitze der Seifensiederfamilie Jäkel gewesen ist, durchschlug eine Bombe alle Stockwerke bis in den Keller, wobei die vielen da unten kampierenden Menschen nur wie durch ein Wunder unbeschädigt davon kamen. Bei des Chirurgen Haus daneben zer-schmetterte eine Kugel das Sommerhaus in dem dort befindlichen Gärtlein an der Ohlau. Im alten Bäckerhause Nr. 76, das in eine Ruine verwandelt ward, kam ein Soldatenkind um's Leben. Anderen Häusern an der Nordseite ging es nicht viel besser.

Die Südfront litt weniger. Doch blieb kein einziges Haus ohne grobe Denkfzettel. Eine Brandkugel durchschlug den ganzen „Blauen Hirsch“ von oben bis unten. Das gleiche Geschick hatte der „Grüne Kranz“ (Nr. 21) und das Haus Nr. 32, das völlig zerstört wurde. Die Hinterhäuser von Nr. 35 und Nr. 16 wurden total demolirt. Ihrer Dächer beraubt wurden u. a. das „Zuckerrohr“ und das Theater „zur Kalten Usche“. Auch der „Alte Weinstock“ kam übel weg, er büßte seinen Schornstein ein.

In den nächsten harten Friedensjahren hatte man genug zu tun, die Schäden, welche der Eisenhagel angerichtet, zu beseitigen. Doch war von einer baulichen Verjüngung der Straße noch keine Rede. Der alte Schwibbogen, welcher die Ohlauerstraße gegen das Weintraubengäßchen abschloß, war schon früher gefallen. In der Hauptstraße selbst blieb der lebensgefährliche Engpaß beim Ohlauer Schwibbogen noch ein Menschenalter bestehen, obgleich ein nächster Nachbar dieser Gegend, der Kretschmer-Älteste Joh. Carl Baldowski (aus dem „Alten Weinstock“), von 1812 an fast ein Vierteljahrhundert in dem durch die Städteordnung neu geschaffenen Räte der Stadt saß, wo er schon einen Junftgenossen und Namensvetter (aus den „drei Kränzen“) zum Vorgänger gehabt hatte.

Eine grundstürzende Veränderung brachte am Ende der Gasse die Entfestigung hervor. Nachdem infolge eines Kabinettsbefehls vom 9. Juli 1812 die Übergabe des der Stadt überwiesenen Festungsterrains im Herbst erfolgt war, erstand ein Breslauer Bürger den Ohlauer Tor-Turm (siehe Abbildung Seite 8) für 350 Taler, aber das alte Bauwerk spottete aller herkömmlichen Abbrechungskünste; man konnte ihm nur durch allmähliches Sprengen beikommen. Man begann damit am 3. Juli 1813; am 10. November endlich ward das Gewölbe gesprengt. Gleichzeitig wurden auch die anderen Festungswerke am Ausgange der Ohlauer Gasse eingeebnet, und es ergab sich — zum ersten Male seit Jahrhunderten — eine offene

Perspektive bis zu den Gärten der Vorstadt, die allerdings bis 1829 durch das fiskalische Sperrtor beeinträchtigt ward.

Bald nach dem Falle des alten Tores ging man an den Bau einer neuen stattlichen Brücke über den regulierten Stadtgraben nach einem Plane des Stadtbaurats Knorr. Doch erst am 24. Dezember 1816 konnte, gleichsam als „Weihnachtsgabe“ an die Bevölkerung, die Eröffnung stattfinden. Auf der Stelle des „alten Ohlauer Turms“ erstand neben der lieblich aufsprossenden, jungen Promenade auf dem eingeebneten Festungsterrain das Gebäude der Generallandschaft, das damals zu den schönsten Bauwerken Breslaus gehörte, jetzt noch „alte Landschaft“. Auf der Stelle der Holbain'schen Häuser erstand ein Neubau, in welchem später für längere Zeit das Landratsamt untergebracht wurde. Gegenüber, wo dicht am Walle eine Seilerstätte gewesen war, baute man die Torwache, in neuerer Zeit zum Bezirkskommando umgewandelt.

Im übrigen behielt die Gasse noch durchaus ihren alten Charakter. Die Meskulap-Apotheke befand sich bereits in ihrem gegenwärtigen Heim Nr. 3. Von den vielen Kretschamhäusern waren nur einige eingegangen. Die „Kalte Asche“ war nach wie vor ein Mittelpunkt der Kunst, und im „kleinen Redoutensaal“ des „Blauen Hirsch“ folgten einander Festlichkeiten und artistische Vorstellungen (Seiltänzer Akrobaten etc.).

Wie bescheiden man noch in den 30er Jahren lebte, ergibt sich u. a. aus dem Umstande, daß sich in einem engen Hinterzimmer des hochgegiebelten „Zuckerrohrs“ (Ecke Weidengasse), wo eine abends rot leuchtende Inschrift auf der Glastüre zu „Punsch und Grog“ einlud, stets nach Schluß des Theaters Schauspieler, Sänger, Literaten und Schöngeister, unter ihnen wohl oft der selige Carl Schall, zu angeregter Besprechung der theatralischen und literarischen Tagesereignisse trafen, die damals weitaus den Vorrang von der scharfzensurierten Politik hatten. Hier sei bald bemerkt, daß schon im Beginn des Jahrhunderts der literarisch gebildete Auktions-Kommissarius Pfeiffer, welcher das Kaffeehaus — die Pf. „Vergnügungs-Anstalt“ — in der „goldenen Krone“ in Pacht hatte, hier zum erstenmal Journale für die Gäste auslegte und dadurch die Anregung zur Haltung von Journalen auch in anderen öffentlichen Lokalen gab.

Nach langer Diskussion fiel endlich um 1840 der alte Ohlauer Schwibbogen. Die Passage wurde durch Beseitigung der kleinen Häuschen „unterm Schwibbogen“ verbreitert; doch war sie noch immer

enge genug. Schrägüber der trüben und schmutzigen Gassenschlucht des Seitenbeutels stand an der Ecke des dunkeln Weintraubengäßchens das altersgraue, biedere Häuschen „zur Hutschachtel“, unter dessen bemooftem Dache im Anfange der 30er Jahre der hoffnungslose Theologie-Kandidat Heinrich Laube seine ersten Theaterreformträume träumte. Neben diesem Häuschen im Winkel stand bis in die neue Zeit herein eine niedere Viktualienbude, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sich der bekannte Gassenschlitz nach dem Graben aufstat.

Nach dem Falle des Schwibbogens gingen weitere bauliche Veränderungen nur sehr allmählich vor sich. Durch Beseitigung der uralten Bindewerk-Kaluppe „zur Windmühle“ verbreiterte sich der Eingang in die Weidengasse. Das alte Kretschamhaus „zur Weißer Herberge“ machte 1840 einem Neubau Platz — damals etwas besonderes. Der Gasthof „zum weißen Adler“ verzüngte sich in einen imposanten Neubau, wobei der „große Christoph“ an der Ecke in ihm aufging. Die nach Eröffnung der ersten Eisenbahnen im Beginn der 40er Jahre einsetzende neue Bauperiode im Süden der Stadt kam zunächst nur durch den Neubau der „Kornecke“ und viel später durch die Errichtung des Lode'schen Hauses an der Ecke der Taschenstraße auf der Stelle des „Alten Theaters“ zum Ausdruck, welche Bezeichnung dann auch auf besagten Neubau (36/37) überging. Dagegen hat die Benennung „Kalte Asche“, wie das alte Theater hieß, für das benachbarte ehemalige Büttnerhaus (35) keine historische Berechtigung.

Während des Mai-Aufstandes von 1849 für die von der Berliner Kamarilla verschmähte deutsche Reichsfassung spielte sich in besagter Gasse ein Teil der Hauptaktion ab. Schon am Abend des 6. Mai hielt man „Barrikaden-Probe“ ab. Zug in die Sache kam erst am Nachmittag des 7. Mai. Vom alten hochgegiebelten Kretschamhause „zu den zwei Kegeln“ wurde mit einer Alarmtrommel das Signal zum Kampfe gegeben. Beim „Blauen Hirsch“ wuchs rasch eine Barrikade empor. Sie wurde unter wiederholtem Gewehrfeuer vom Militär genommen. Bald wurde auf derselben Stelle eine neue errichtet. Zwei Kompagnien konnten sie erst nach langem Kampfe bewältigen, worauf das Militär auch das wohlverteidigte Gasthaus mit Sturm nehmen mußte. Hierauf fiel die Barrikade an der „Kornecke“. Doch die Barrikaden an der Ohlaubrücke und an der „Königsecke“, die sehr hartnäckig verteidigt wurden, konnten erst am späten Abend erstürmt werden.

Eine tiefgreifende, die Physiognomie eines Teiles der Straße vollständig verändernde Umgestaltung brachte die Zuschüttung der Ohlau am Ende der 60er Jahre. Mit der Niederreißung der Häuser des Seitenbeutels (1869—70) und der Abtragung der Ohlaubücke erfuhr gerade die Gegend, wo noch immer die enge Passage und die Brücke die uralte Grenze zwischen der „innersten“ und der „äußersten“ Ohlauer-
gasse markiert hatten, eine Verschönerung durch mehr Luft und Licht. In den darauf folgenden Jahrzehnten räumte die moderne Bau-
spekulation gewaltig unter den alten Giebelhäusern auf. Im Keller der neuen „Zwei Kegel“ tat sich in den 60er Jahren eines der ersten und besten von Paris importierten Café chantants auf in der „Elisenhalle“. Der „weiße Schwan“ war eine Zeitlang ein „Hotel Victoria“. Auf der Stätte des alten Kretscham-Hauses „zu den drei Linden“ sprudelte die moderne Bierquelle von Labuske und es wurde später ein Hotel. An der „Kornecke“ fielen die alten Buden, die sich dort bis in die Neuzeit behauptet hatten. Eine charakteristische Stelle war die Kunsthandlung von Karsch im alten hochgegiebelten „roten Hirsch“, wo der alte Holtei sehr viel verkehrte, bis auch diese Säule fiel und einem modernen Renaissance-Palast Platz machte. Vielfach sind die noch übrigen alten Häuser im Innern, besonders in den unteren Partien, so vollständig umgebaut, daß von der alten Bauweise nur noch das Dach übrig geblieben ist. Auch schreitet die Umwandlung in Warenhäuser mit Riesenschritten fort. So ist der gewaltige Prachtbau der „Krone“ gefallen. Ebenso der „Englische Gruß“ (12), eines der interessantesten alten Häuser. Sein Giebel trat hinter der Mauer zurück. Über der Haustür erblickte man ein Steinbild: ein Zimmer mit einem Pulte, davor ein Mann mit Büchern, ihm gegenüber ein Engel, der in der Linken eine Platte und in der Rechten einzepter hält. Früher trug dieses Bild die erklärende Inschrift: „Sit pax intranti simul et inhabitanti“ („Friede sei dem Eintretenden und dem Bewohner“). Im dritten Stocke fielen alte Medaillons zwischen den Fenstern auf. Der modernisierte „blaue Hirsch“ zeigt noch alten Schmuck in dem steinernen Dachaufsatz und den Urnen. Zahlreiche alte, schöne Giebelhäuser sind gefallen und haben modernen Bauten Platz gemacht. Im vorderen Teile der Straße ist u. a. das schöne alte Haus Nr. 80 durchaus modernisiert, während das alte, ehemalige Pfefferkuchlerhaus Nr. 72 sich noch in seiner Ehrwürdigkeit behauptet. Ebenso das schöne stolze Giebelhaus des „schwarzen Adlers“ (70), in welchem

noch die alte Kretschmerherrlichkeit, verklärt vom Lichte der Neuzeit, blüht. Schrägüber grüßt in gleicher vornehmlicher Altertümllichkeit der schöne Giebel des „alten Weinstocks“, der gleichfalls seinen altehrwürdigen Ruf als Kretschmerhaus behauptet hat. Die beiden sind nun die letzten Vertreter der alten Breslauer Bierherrlichkeit in der Ohlauerstraße. Denn auch die alte „Weintraube“ hat sich in ein modernes Restaurant verwandelt.

Einzelne Geschäftsbetriebe nahmen schon vor dem Auftreten der Warenpaläste in Eisen- und Glas-Konstruktion ganze Häuser in Anspruch, so z. B. Nr. 20 (Uelkensche Wollenweberei), Nr. 21 (Sckeyde). Die Häuser 71, 72 und 73, die von der firma Glücksmann besetzt sind, der „schwarze Bock“ (63), der Sitz des Pracht'schen Lederwarengeschäfts, das altbekannte Dietrich'sche Wurstgeschäft in Nr. 30 und die Friedländer'sche Bäckerei in Nr. 39.

Die alten langlebigen Trinkstätten, die einst auf Jahrhunderte zurückblickten, sind durch mehr oder minder kurzlebige moderne Restaurants ersetzt worden. Besondere Beachtung hat sich Kempinskis Weingroßhandlung in den „Zwei goldenen Löwen“ errungen. Cafés finden sich u. a. in dem Neubau des „Zuckerrohrs“ und in dem alten modernisierten Kretschamhause „zu den drei Kränzen“ (38). Dieses hochragende Eckhaus an der alten Taschenstraße weist alte Wahrzeichen in schöner neuer Fassung auf. Über der Tür auf der Ohlauerstraße befindet sich die Inschrift: 1633. „Heute roth, morgen todt. Emigrandum.“ N. U. (ein Totenkopf) L. R. 13231 (die Zahl der Opfer im genannten Pestjahre). Die Ecke zeigt einen Kranz mit dem Auge Gottes und der Inschrift: „Gott allein die Ehre“ — und G. M. U. Gottes Wort bleibt ewig. Durandum. D. C. I. P. 1810. „Bey den drei Kränzen“. Auf der Seite an der Taschenstraße sehen wir die Inschrift: „Wem's Gott gönnt, der hat's. Pugnandum.“ 1643. In dem gegenüberliegenden Eckhause, der modernen „Königsecke“, siedelte statt der alten Kretschamstube auf der Poststraßenseite eine Wein-Großhandlung, und im anderen Eckhause zur Poststraße, der alten „Färberecke“, nimmt schon seit langen Zeiten die Stelle der Kretschmerei ein großes Eiskölggeschäft ein Von den altangestammten Bäckerhäusern hat sich mit seinem schönen, niedlichen Giebelfirst Nr. 49 bis jetzt erhalten; ebenso das Haus Nr. 85 in der Nähe des Ringes. In jüngster Zeit ist der unästhetische Gassenschlitz („Badergäßchen“) auch endlich verbaut worden. Die meisten der alten Hausnamen sind geblieben. Verschollen sind der „große Christoph“,

„das Paradies“, der „schwarze Bär“, das „goldene Kreuz“, der „grüne Hirsch“, der „schwarze Löwe“, der „Löwenreuter“, der „rote Polack“, der „weiße Reuter“, das „braune Roß“, der Mälzhof „zum schwarzen Strauß“ und das „Täubel Noä“. Moderne Bezeichnungen sind „Stadt Triesst“ (24/25), „zur Glocke“ (42) und „Landskrone“. Doch stand am Anfang des 19. Jahrhunderts an dieser Stelle ein Haus, das einem gewesenen Destillateur Landskron gehörte. Ob das Hausymbol von ihm stammt?

Die neueste Zeit hat mit ihren baulichen Umwälzungen den altstädtischen Charakter der Ohlauerstraße, welcher noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wenig angetastet war, vollständig beseitigt und aus ihr eine durchaus moderne Straße gemacht, durch die ein gewaltiger Verkehr brandet. Aus unzähligen Spiegelscheiben glänzt und gleißt die Fülle der industriellen Produktion abends im Schimmer des elektrischen Lichtes. Eine frühere Generation würde sich auf der Ohlauerstraße von heute nicht mehr zurechtfinden.





Von der Schmiedebrücke.

Die Schmiedebrücke war bereits bei der deutschen Stadtgründung von 1241 vorgesehen; und es war sicherlich wohl erwogen von den kaufmännischen Urhebern derselben, daß der nordöstliche rechte Winkel des Marktquadrates so zu liegen kam, daß die eine der beiden einander treffenden Gassen gen St. Adalbert und die andere gerade nach der am weitesten nach Westen gebauten herzoglichen Kurie lief. Man ahnte damals noch nicht, welche wechselnde Bedeutung im Laufe der Zeiten der Platz, wo diese fürstliche Hofstatt lag, gewinnen würde.

In der werdenden Gasse ließen sich die bereits als Zunft auftretenden Schmiede — Grob- und Kleinschmiede (Schlosser) zusammen nieder. „Schmiedegasse“ (Smedegasse), „unter den Schmieden“ — wird sie also — obwohl uns die erstere Bezeichnung erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch eine Urkunde verraten wird — schon in jener versunkenen Jugend der Stadt genannt worden sein, als sie noch vom Dröhnen der schweren Hämmer von früh bis spät erzitterte und durch den Nebel der kurzen Wintertage und das Dunkel der Abende Schmiede bei Schmiede die roten flammen loderten und die glühenden Funken aus den weit geöffneten schwarzen Tormäulern sprühten und stoben. . . . Als am Ende des abgelautenen Jahrhunderts am nördlichen Ausgange der Schmiedebrücke nur alte Häuser dieser Straße und des Universitätsplatzes der Spitzhacke zum Opfer fielen, um an Stelle des dem Verkehr hinderlichen Engpasses eine

breite lichte Passage zu schaffen — an einer Stelle, wo viele Säkula hindurch kaum ein Stein verrückt wurde, — fiel auch das Eckhaus Nr. 36, die frühere „Burgschmiede“. Hier begann das Oderviertel der früheren Stadteinteilung, welches die Westseite der Schmiedebrücke, den Naschmarkt, die Riemerzeile, den „Paradeplatz“ (Westseite des Ringes), die Nikolaigasse und alle Gassen innerhalb dieser Linie bis zum Stadtgraben und bis zur Oder einschloß. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts stoben in der ruffigen Schmiedewerkstätte dieses Eckhauses der Schmiedebrücke und des „Sperlingsberges“ beim Klange der schweren Hämmer die Funken vom Amboss. Denn das Haus gehörte damals dem Hufschmiede Schmidt. Aber später, wahrscheinlich mit dem Eingehen der Werkstatt, geriet die alte Benennung in Vergessenheit. Nur das vielen alten Schmiedehäusern gemeinsame Hauszeichen, das Hufeisen, erinnerte noch an den Beruf der früheren Eigentümer; und von diesem Hauszeichen hieß es noch bis in die neue Zeit hinein, wo das vielgenannte Geschäft von Steulmann sich darin befand, „zum schwarzen Hufeisen“.

Wir schätzen die Stelle, wo die „Burgschmiede“ gestanden hat und über die nun der Verkehr hinweg brandet, als einen historischen fleck Erde in der Breslauer Stadtgeschichte . . . Wann zum ersten Male auf dieser Stelle das große Feuerauge einer Schmiede in das abendliche Dunkel hinausglühte — wer vermöchte das zu bestimmen? Aber man darf ohne Gefahr einer Übertreibung behaupten, daß hier über ein halbes Jahrtausend hindurch der Dreischlag der Schmiedehämmer erscholl und der Blasebalg pfauchte. Die „Burgschmiede“ — dieser Name versetzt uns mit einem Male in ferne, ferne Zeiten zurück, in die Tage, wo hier die letzte der herzoglichen Kurien auf dem linken Uferrande stand, in welcher der letzte Breslauer Herzog seine Tage beschloß. Die Bewohner der herzoglichen Kurien längs der Oder und die zum Hofstaate des Herzogs gehörenden Ritter und deren Troßknechte, die in der Nachbarschaft (Rittergasse) wohnten, bedurften doch sicherlich einer Schmiede — und so kann es schon sein, daß die „Burgschmiede“ bereits in den Tagen des bärtigen Heinrich und der Herzogin Hedwig existierte und daß hier einer jener deutschen Pfadfinder im Dienste des Herzogs sein ehrwürdiges Handwerk betrieb, die schon in der slawischen Zeit als Vorposten der späteren deutschen Kolonisation im Lande saßen. Und es ist gar nicht undenkbar, daß diese „Burgschmiede“ schon stand — auf der Nordseite an den weiten Unger gelehnt und zugleich unweit der vielbenutzten Oderfähre zum

Elbing hinüber, als die deutschen Kaufleute mit der Herzogin Anna anno 1241 über die Abtretung eines Stückes herzoglichen Bodens behufs Anlegung des erweiterten Kaufhofes beziehungsweise einer deutschen Stadt verhandelten und daß die „Burgschmiede“ bereits im Voraus den Schlußpunkt der westlichen Front der Gasse markierte, welche die Stadtgründer im Nordosten der Anlage im Plane festgestellt hatten.

Neben dem ursprünglichen Namen der Gasse taucht urkundlich bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Bezeichnung „Schmiedebrücke“ (Smedebrücke) auf. Er erzählt uns, daß diese Gasse zur gedachten Zeit bereits „gebrückt“, d. h. offenbar mit Steinen gepflastert war. Die Gasse war also bereits mit einem hochwichtigen Kulturfortschritt bekannt geworden. Daraus folgt, daß sie im Laufe des ersten Säkulums der deutschen Stadt eine große Bedeutung als Verkehrsader erlangt hatte. Lange Reihen von Frachtwagen passierten sie, Reifige hoch zu Ross sprengten durch das Gewühl der Menge. Führte die Gasse doch durch das Tor neben der Burg auf die Oderbrücke, welche den Verkehr zum Elbing hinüber und auf die hochwichtige Handelsstraße nach „Polenland“ vermittelte. An die Stelle der alten, schlichten Schmiede-Gehöfte waren allmählich stattliche Häuserreihen getreten, und schlesische Fürsten besaßen manche umfangreiche Hofstatt, wie die von Brieg, Oppeln u. a. Auch einen „Bischofshof“ gab es auf der Schmiedebrücke. Ein schwer zu deutender Hausname klingt aus König Karls Tagen herüber: „das Loch“. War's ein Ort, wo eine Bierquelle sprudelte, eine Schenke, wo lustiges Gefindel, fahrendes Volk und hübsche Dirnen verkehrten, oder war's ein städtischer Kotter?

Daß außer den Schmieden auch andere Feuerarbeiter hier in der ältesten Zeit ihr Handwerk gesellig betrieben, so namentlich Schlosser, Platten (Waffenschmiede), Schwertfeger, beweist der Umstand, daß das Viertel bis zur Nadlergasse zeitweise auch „Unter den Schlossern“ hieß. In den Nachbargassen siedelten nach dem gleichen ursprünglichen Brauche ebenfalls Feuerarbeiter: Nadler, Kupferschmiede, Messerer (Messerschmiede) und Klempner.

Wie sehr die Schmiedebrücke im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse der an ihrem Ende sich erhebenden, aus der herzoglichen Kurie entstandenen kaiserlichen Burg und der später dort begründeten Hochschule stand, wird an anderer Stelle erzählt.

Der lebhaft gewerbliche und Fremdenverkehr, welcher die Schmiedebrücke von je zu einer der lautesten und belebtesten Straßen Breslaus stempelte, brachte es mit sich, daß schon vor Jahrhunderten — und früher noch in stärkerem Maße als heute — hier viele Bierquellen sprudelten, um den Durst der Einheimischen und Fremden zu löschen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts standen die dunklen Pforten von wohlgezählten 15 Kretschmerhäusern offen, um hiesige Meister und Gesellen, Gelehrte und Ungelehrte, Studenten und Soldaten, polnische Händler und allerlei Landvolf in ihre mehr oder minder dunklen, gemüthlichen, von allerlei Düften erfüllten Bierstuben zu laden. Die meisten jener Kretschmerhäuser existierten noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Das Stärkste leistete die Westseite. Dort eröffnete an der Ecke der alten „Judengasse“ (Ursulinerstraße) der „schwarze Adler“ (42), noch in neuester Zeit eine Brauerei, den Reigen. Das andere Eckhaus, „der grüne Kürbis“ (43), ein altes Giebelhaus, birgt noch heut eine Brauerei. Gleich daneben grüßten die „zwei Pollacken“ (44), auch gegenwärtig noch eine Bierquelle. Einige Häuser weiter zeigte an der Ecke der Messergasse die „Große Stube“ (48) ihre breite Front. Sie wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in das nun eingerissene „Hotel de Saxe“ umgewandelt, das bald eine vornehme Rolle spielte. Das andere Eckhaus, der altherwürdige „Rothkegel“ (49), trägt schon in seiner Bezeichnung das uralte Kretschmer-Symbol. Einst züngelten über den Toren der Kretschmerhäuser gefärbte Schlangen in die Straße, sogenannte „Bierkegel“, vermutlich deshalb, weil auch die Kretschmer für ihr erquickendes Naß die Schlange des Askulap als Sinnbild der Heilkraft in Anspruch nahmen. Bald daneben winkte das „Goldene Hirschel“ (50), einst eine vielbesuchte Ausspannung, daneben stand mit seinem hohen Dache das stattliche „weiße Haus“ (51) — also drei Kretschmerhäuser nebeneinander! Die beiden letztgenannten beherbergen in ihren modernen Räumen das Warenhaus von Messow und Waldschmidt. Nr. 53 war das als Werbehaus berüchtigte Kretschmerhaus „zum goldnen Adler“, im 18. Jahrhundert auch „goldner gemalter Adler“ genannt. Der Rest der Westfront bis zum Ringe saß trocken. Hier tat sich erst in unserer Zeit die „Stadt Danzig“ als Bierborn auf. Doch spendete wahrscheinlich an derselben Stelle das verschollene Kretschmerhaus „zum goldenen Stiefel“, das am Nadlergäßchen stand, sein köhles Naß.

Wandern wir die Ostfront vom Ringe aus entlang, so begegnen wir zuerst der versiegten, dem Abbruch verfallenen „Stadt Warschau“ (16), die aber nicht aus alter Zeit stammt, es sei denn, es habe an ihrer Stelle eines der längst vergessenen Bierhäuser, etwa das „Einhorn“, gestanden. Im zweiten Viertel begegnen wir bald drei Hochburgen des Breslauer Bieres: den „Vier Löwen“, deren Bierkeller 1848 eines der demokratischen Hauptquartiere war — jetzt ein gewaltiger Neubau, aber „trocken“ —, dann dem „Außbaum“ oder „Außbeemel“, wie der echte Breslauer zärtlich sagt, das heute mehr als jemals floriert und mit seiner gemalten Front freundlich auf das Gewimmel blickt, und dem neugebauten Gasthof „zum goldnen Zepter“. Im nächsten Viertel hat der „Blaufegel“ (das Eckhaus der Messergasse) schon im 18. Jahrhundert aufgehört, ein Kretschmerhaus zu sein. Dafür entsprach in seinem Flügel auf der Messergasse eine altbewährte Weinquelle.

Das stattliche, moderne Eckhaus der Kupferschmiedestraße (55), „die grüne Weintraube“, erinnert noch durch den Namen daran, daß es Jahrhunderte hindurch ein hochgerühmtes Weinhaus war, eines der ältesten Breslaus. Inschriften am Keller erinnerten noch an die Namen der Eigentümer aus 1644 und 1668, wie den eines Lessenthin aus 1825.

Bei dieser Fülle von Trinkgelegenheiten darf es wohl nicht wundern, daß die bekannte Schneider-Revolution von 1793 an jenem entsetzlichen 30. April gerade auf der Schmiedebrücke ihren Höhepunkt erreichte, so daß die wütende Menge, die schon gegenüber dem Militär Vorteile erzielt hatte, blindlings auf die Kanonen losstürzte, als wären sie wirklich nur mit „Mondschein und Buttermilch geladen“, wie fanatisierte Weiber riefen, und das Kanonenfeuer dann ein Blutbad anrichtete, bis ein wackerer Bürger dem Morden Halt gebot . . . Es war ein Echo der französischen Revolution, die Hand des Verhängnisses, die an die Pforten des verrotteten Staatswesens pochte.

Dreizehn Jahre später, in den schreckensvollen Dezemberwochen von 1806, rasselte der Kugelhagel der Belagerer auch über die Dächer und Dachfirsten der Schmiedebrücke, schlugen die Granaten ganze Stockwerke durch und machten den Aufenthalt in den oberen Stuben unmöglich. Am meisten litten der „Rothfegel“, der nahezu einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen wäre, das „Goldene Hirschel“, wo das Brau- und Hinterhaus furchtbar verwüstet wurden, der

„Rothe Polack“, dessen Giebel und Dach in Ruinen verwandelt wurden, und der „Goldne Adler“.

Doch verweilen wir einige Augenblicke vor dem Gasthose „zum goldnen Zepter“ von damals, welcher noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts stolz seinen alten, schönen Giebel emporreckte.



Hof des Bürgerhauses „zum goldnen Zepter“, jetzt „zum Landsknecht“,
Schmiedebrücke 22. (Zeichnung von W. Probst.)

Das in jenen Tagen sehr wohl renommierte Gasthaus (Stache) stammte aus dem Jahre 1507. Es stand von Alters her in einer intimen Beziehung zu dem benachbarten Hause „Zu den vier Evangelisten“, insofern, als Hof und Brunnen beiden gemeinsam war. Der „goldne Zepter“ war im Lenz von 1813 recht eigentlich die Wiege der Breslauer Befreiungsakte. Denn hier wohnte der Freiherr von Stein, der aus der Verbannung nach Breslau ins königliche Hauptquartier geeilt war, um die Aktion gegen Napoleon in

Gang zu bringen; hier entwarf er alle jene Schriftstücke (z. B. „An mein Volk“), welche die Erhebung einleiteten. Hier gingen Professor Steffens, der durch seine Rede an die Studenten die Kugel ins Rollen gebracht hatte, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Jahn u. a. aus und ein. In denselben Räumen schlug Major von Lützow sein Melde-Bureau auf, um seine Freischar, „Lützows wilde verwegene Jagd“, zu organisieren; und hier konnte man auch den jungen Freiheitskämpfer Theodor Körner sehen, der aus den Armen der Kunst und der Liebe herbeigeeilt war, um sein junges, schon von Dichterlorbeeren verschöntes Leben dem Vaterlande zu weihen.

Außer den vielen Kretschmereien, deren Besitzer im Anfang des 19. Jahrhunderts zumeist eine erste Rolle in der Bürgerschaft spielten und mit den Kaufleuten rangierten (z. B. die Familien Kny in den „vier Löwen“, Bartsch im „Nußbaum“, Beyer im „Rotkegel“ und Jurock im „weißen Hause“), kamen die fünf oder sechs altangestammten Bäckerhäuser, so z. B. die „goldene Brezel“, Nr. 23 und Nr. 41, die in genannter Zeit den Bäckerältesten Lange und Seitz gehörten, und ein verschollenes Haus zum „Ritter St. George“ und die Sitze einiger Gräupnerei-Urbare in Betracht. Die Kaufleute und Reichfrämer kamen als Hausbesitzer in der Schmiedebrücke nur selten vor, so z. B. vom „doppelten grünen Adler“ (10), „Silbernen Helm“ (12), „weißen Stern“ (14). Im Anfange des 18. Jahrhunderts hatte „das Haus der Rufferin“ eine vornehme Bedeutung, jetzt „zu den drei Fasanen“ genannt (28) neben dem Hinterhause des ehemaligen Ursulinerinnen-Klosters, späteren Polizei-Präsidiums, das 1825 das königliche Proviant-Amt beherbergte und auf dessen Stelle schließlich zwei Neubauten, der eine der „Norddeutsche Hof“ (29b), errichtet wurden. Im übrigen waren die meisten Häuser der Schmiedebrücke im Besitz von allerlei Handwerkern. Erwähnt seien u. a. das („doppelte) goldne Kreuz“ (2), welches bis in die 30er Jahre ein altes Goldschmiedehaus war, um dann bis in die Gegenwart zwei Menschenalter hindurch der Sitz der genantesten Breslauer Wurstfirma (Dietrich) zu sein; daneben das alte schmale Wachstöckler-Erbe (3), welches in neuester Zeit unter derselben firma wie im Beginn des 19. Jahrhunderts, mit dem ebenso schmalen alten Kupferschmiedesitze (4) in einem Neubau vereinigt wurde; dann das alte Heim der einst vornehmsten Breslauer Kürschnerfirma Matthias auf der Stelle von zwei alten Häusern (5/6); weiter das alte Pfefferküchler-Erbe „zum Bienenkorb“ (19), die „vier Evangelisten“ (21), wo einst jener tapfere Schuster Döbbelin siedelte, welcher durch den

von ihm inszenierten Rathaussturm 1740 Breslau vor einer österreichischen Besatzung rettete, jetzt der Sitz des Huhndorf'schen Geschäfts; „der goldne Löwe“ (31), „das Auge Gottes“ (32), „das goldne Männchen“ (38), „der rote Pollack“ (52), „Adam und Eva“ (54) und „die drei Herzen“. Die Hausbezeichnungen „Goldne Muschel“ (15), „Grünes Gewölbe“ (8) etc. stammen aus neuerer Zeit.

In längst versunkene Zeitläufte führt besonders das letzte Viertel der Schmiedebrücke zurück. In der Nachbarschaft der alten Burg lebten im Mittelalter bis zu ihrer Vertreibung aus Breslau 1453 die Juden. An ihre Existenz in diesem Stadtviertel erinnert noch die Bezeichnung „Judenschule“ (früher „Judenecke“) für das wiederholt umgebaute Eckhaus der Schmiedebrücke und Ursulinerstraße (Nr. 5/6), weil nachweislich auf dieser Stelle die älteste jüdische Synagoge („Schule“), doch nur bis zur Konfiskation des jüdischen Grundbesitzes durch den „ritterlichen“ König Johann im Jahre 1345, gestanden hat. Das Haus gehörte zwar nicht lange darauf, unter dem duldsamen König und Kaiser Karl IV., wieder einem Juden Isaak, hieß aber seitdem die „alte (d. h. die gewesene) Judenschule“, weil die „neue“ erst in den „Hirswinkel“ (Röhrgäßchen an der Nikolaistraße) und dann in die heutige Gerbergasse verlegt worden war. Die bis 1824 geltende Bezeichnung „Jüdengasse“ für die heutige Ursulinerstraße von der Schmiedebrücke bis zur Stockgasse erzählt, daß in dieser Gegend längs des nördlichen Saumes der alten Stadt, zwar nicht in einem abgeschlossenen Ghetto, aber in kompakter Masse während des Mittelalters Juden siedelten. Da später vielfach die Häuser des „Sperlingsberges“ als Hinterhäuser der Jüdengasse verzeichnet sind — dieselben, welche noch jetzt mit zur Ursulinerstraße zählen —, so ist anzunehmen, daß auch die Häuser bei des „Kaisers Hof“, sowie möglicher Weise auch einige im letzten Viertel der Schmiedebrücke in der Nachbarschaft der „Judenschule“ bis zur völligen Verbannung der Juden aus Breslau nach den von dem sonderbaren „Heiligen“ Johannes von Capistrano angezettelten gerichtlichen Judenmorden von 1453 zu besagtem Judenviertel gehörten . . .

Der Baugeist der allerneuesten Zeit hat in der Schmiedebrücke arg unter den alten Giebelhäusern aufgeräumt, wie ein aufmerksamer Gang durch diese Straße beweist, die auch vor der Zeit der Straßenbahnen ein stetes Menschengewühl und, was heute wegfällt, den Lärm auf der freien Gasse betriebener Handwerksarbeit aufwies. Mit Befriedigung darf es erfüllen, daß wenigstens am Ende der Schmiede-

brücke das Universitäts-Konvikt oder das „Konvikt zu St. Josef“, auch „Pensionsanstalt“ genannt, auf lange Zeit hinaus erhalten bleiben wird. Es stammt aus der Bauzeit der Universität (Leopoldina) und zeigt denselben schönen Barockstil. Ein Chronist von 1792 preist es mit Recht als ein „schönes Gebäude“. Im Parterre beherbergte es von 1765 ab bis in die neuere Zeit die königliche Bank. In den anderen Stockwerken wohnten meist Studierende von Adel mit zwei ihnen vorgesetzten Oberen aus dem Schulen-Institut. Die „Konvikturen“ trugen seit 1790 eine eigene Uniform, welche aus einem hellblauen Rocke mit rosenfarbenem Unterfutter und gleichen Rabatten mit ovalen silbernen Eitzen, rosenfarbenen Aufschlägen, einem eben solchen Stehkragen und weißen Beinkleidern bestand. Die jungen Herren trugen dazu stählerne Degen. Außer den Studien lagen sie hier auch der Übung im Fechten, Tanzen und Reiten ob, doch auf ihre Kosten. Das Haus beherbergte eine lange Zeit die Universitäts-Apotheke. Jetzt dient es ausschließlich den Zwecken der Universität.





Aus den Erinnerungen der „alten“ Schuhbrücke.

In der frühesten Jugend der deutschen Stadtgründung von 1241/42 durchschnitt die Schuhbrücke noch nicht den Osten der inneren Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden, da schaute auch noch das grüne Idyll des Ungers durch die ersten schütterten Häuserlinien herein. Sie ist vielmehr — das lehrt hauptsächlich ein Blick auf die Maria Magdalenen-Kirche — aus zwei verschiedenen Gassen, die räumlich weit von einander getrennt waren, erst allmählich zusammengewachsen. Die genannte, nach 1226 erbaute Pfarrkirche der älteren deutschen Niederlassung von St. Aldalbert (Albrecht) bildete den nach Westen vorgeschobenen Vorposten derselben und stand damals auf einem freien, noch von keinen Häusern umgebenen Platze, vielleicht inmitten eines grünenden Friedhofes. Es dauerte gewiß eine geraume Zeit, bis die Häuserlinien nach und nach, als der Raum knapp zu werden begann, allmählich den großen, freien Kirchplatz immer mehr schmälerten und näher und näher an das Gotteshaus heranrückten. Die Schuhbrücke entstand daher nicht als Parallelstraße des Ringes, sondern als solche der Schmiedebrücke,

und entwickelte sich baulich von der „Goldschmiedegasse“ (Albrechtsstraße) aus zunächst ausschließlich in nördlicher Richtung. Sie trat dort bei dem Kloster der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu St. Matthias in Fühlung mit dem noch ziemlich isoliert liegenden Viertel der drei geistlichen Stifter und deren Gassen-Fragmenten aus der Zeit vor dem Mongolen-Einfall.

Vor der Mitte des 14. Jahrhunderts taucht zuerst urkundlich der Name „Schubruke“ und „Schugasse“ auf. Er erzählt uns, daß sich bei der Einwanderung der ältesten Handwerker-Genossenschaften hier die Schuhmacher niederließen, und daß in dieser Gasse lange Zeit hindurch aus den Türen und Fenstern der Werkstätten fast ausschließlich jenes bekannte, trockene Klapp-Klapp ertönte, das Richard Wagner in den „Meisterfingern“ mit dem Zauber der Musik umspinnen hat. Wie lange hier in der „Schuwortgasse“ oder „uff der Schuwortken“, wie man auch gegen Ende des 14. Jahrhunderts diese Gasse bezeichnete, die Meister vom Pfriem und vom Leisten — aus deren Werkstatt die ganze Sippe der „Schubert“ ihre Abstammung herleitet — beisammen gesessen, gepichelt, ganz Breslau „verfohlt“ und für das „gute Fortkommen“ von Jedermann gesorgt haben, ist nicht bekannt. Aber es scheint, daß auch nach der Errichtung der „Schuhbänke“ in der Nähe des Kauf- oder Tuchhauses infolge des Privilegiums des „milden Fürsten“ Heinrich IV. von 1273 die genannte Gasse das Hauptquartier der Breslauer Schusterzunft geblieben ist. Dieselbe stand in dem Ringen der Zünfte mit den Patriziern um die Macht keineswegs zurück. Die Schuster schlossen sich dem Reigen der wohlhabend gewordenen Mälzer, Fleischer, Gerber, Bäcker, Reichkrämer, Kürschner und Tuchmacher an, ein Beweis, daß auch ihr sonst oft gering geachtetes Handwerk einen „goldenen Boden“ hatte. Durch den Sieg, den die Zünfte anno 1314 errangen und durch welchen sie auch die Zahl der Konsuln von 8 auf 12 erhöhten, gelangte unter sechs Zünftischen auch ein Schuster Wilhelm zur Würde eines Konsuls. In den nächsten Jahren waren es die Schuster Wolfram und Heinemann von Neisse, die in den Rat gelangten. Der erstere zeichnete sich offenbar durch ganz besondere Wohlhabenheit, vielleicht auch durch großen Einfluß aus. Denn obgleich unter dem Böhmenkönige Johann der Wind den Zünften sehr zuwider war, und die patrizischen Familien den Versuch wagen durften, eine Geschlechter-Herrschaft, wie in vielen deutschen Reichsstädten zu begründen, so befanden sich doch unter den 1344 auf Un-

ordnung Johannis gewählten 32 lebenslänglichen Ratsmitgliedern auch zwei Schuster in jener, Wolfram und dann ein Hanco (Johann) Rothe. Der erstere verschwand vom Schauplatze, aber Rothe behauptete sich mit Unterbrechungen bis 1352 im Räte. Vermutlich seine Witwe gründete am Ende der Schuhbrücke eine Beghinen-Stiftung, den „Konvent der Rotynne“, Rothe „der Schuster“ aber wurde gleich dem Kürschner Dominicus (Dompnig) der Uhne einer mächtigen und reichen Rats- und Patrizierfamilie, aus welcher im Laufe von 200 Jahren (bis 1542) Kaufherren, Geistliche, königliche Lehnsleute und noch fünf Ratsherren, darunter einige Rats-senioren und Landeshauptleute des Breslauer Fürstentums (Oberbürgermeister) hervorgingen, Männer, die in hervorragender Weise Stadt- und Landesgeschichte gemacht haben. Allerdings war es mit der Zeit zur Sage geworden, daß ihr Uhne aus einer Schusterwerkstatt der Schuhbrücke hervorgegangen war. Das Pech hatte ihnen nichts geschadet.

Gegen Ende des Mittelalters war allerdings längst die Schuhbrücke mit der in gleicher Linie nach Süden laufenden Straßensucht verwachsen, welche die längste im alten Breslau war, von einem Tore zum andern sich erstreckend. Die alte Schuhbrücke führte im Norden zum „Matthiasthor“ oder, wie man später sagte, zur „Matthias-fischerpforte“, die man durch ein enges Gatter passierte, wenn man zu der „Spitäler“ oder „Matthes-Mühle“ auf der gegenüberliegenden Oderinsel gelangen wollte.

Handwerk und Kirche grenzten in der alten Schuhbrücke aneinander. Herrschte vorn von der Albrechtsstraße an bis etwa zur Messergasse der Meister vom Leisten, so richtete der hintere Teil der Gasse, die dort unter dem Zeichen des roten Kreuzes von St. Matthias stand, die Blicke auf den gestrengen Meister des halbritterlichen und stark weltlichen Ordens. Das letzte Viertel der Schuhbrücke lief nämlich im Westen der hohen Klostermauer hin, über welche an der Ecke des „Rittergäßchens“ die alte, ehemalige Schloß-, nunmehrige Stiftskirche von St. Matthias (jetzt Gymnasialkirche) herüber blickte. Auf der anderen Seite der Gasse lag hinter einer Mauer und inmitten eines Friedhofes das dem Stifte gehörige St. Agnes-Kirchlein, dessen zuerst 1377 Erwähnung geschieht, das aber schon im 13. Jahrhundert existiert haben soll. Später stand dabei auch ein Schulhaus. In der Nachbarschaft lagen mehrere vom Patriziate gestiftete Beghinen-Konvente. Auch die Nonnen von Strehlen hatten in dieser Gegend ein Haus.

Eine sehr traurige geschichtliche Bedeutung für Breslau aber gewann das in der Nähe des Matthiastiftes (vermutlich Ecke Schuhbrücke und Ritterplatz) gelegene Haus der Herzöge von Oppeln. Das war, als der Breslauer Rat, empört über die langjährigen Störungen des Handels durch die Raubfürsten von Oppeln und Falkenberg, deren einen, den ränkesüchtigen und liederlichen Bischof Johann „Kropidlo“ (Sprengwedel) von Kujavien, am 6. Dezember 1410 in dem genannten Hause festnehmen und auf kurze Zeit im Rathause einsperren ließ. Dieser Akt der Selbsthilfe in sehr gerechter Sache zog damals der durch die Verfassungskämpfe sehr geschwächten Stadt-Republik den Zorn der ganzen weltlichen und geistlichen Fürstlichkeit auf den Hals und brachte ihr nicht bloß den Kirchenbann und verschiedene Demütigungen, sondern auch furchtbare Verluste ein, indem die fürstlichen Banditen mehrere Dörfer im Breslauischen niederbrannten, allerlei Scheußlichkeiten begingen und den Handel lahm legten. Der Prozeß setzte sogar den päpstlichen Stuhl in Bewegung und endete nach zehn Jahren mit einer Freisprechung der Breslauer, was ihnen allerdings keinen Pfennig von den erlittenen Verlusten wiederbrachte. — Ein zweites Mal bildete dasselbe Haus den Hintergrund einer allerdings für die Zeit knapp vor der Reformation höchst charakteristischen Burleske. Das war am 3. Februar 1515, als die Minoriten-Mönche von St. Jakob in Folge eines langen Konfliktes in das Kloster der Klarissen eingedrungen waren, und die Äbtissin derselben, Margarethe von Oppeln-Tost, mit ihren Nonnen in jenes Familienhaus floh, wobei es auf offener Straße angesichts des lachenden Volkes zu einer regelrechten Prügelei zwischen der geistlichen Dame und dem Guardian der Minoriten kam, in welcher die erstere den Widerpart siegreich ins schmutzige Straßengerinne stieß.

Die weltflugen Matthiasherren kamen fast ein Jahrhundert hindurch ganz vortrefflich mit den lutherischen Breslauern aus, denen sie ja bekanntlich mit liebenswürdigstem Entgegenkommen seiner Zeit die Elisabethkirche überlassen hatten. Als aber der Sturm des dreißigjährigen Krieges losbrach, hatte sich dieses gemütliche und menschlich-schöne Verhältnis bereits geändert. Meister Elias Bachstein stand als fanatischer Prälat auf dem denkbar übelsten Fuße mit dem Räte und der Bürgerschaft; denn die durch den Majestätsbrief gewährte Gleichberechtigung beider Konfessionen konnte er nicht vertragen. Als er nun mit seltenem Mute am 22. Oktober 1619, der einzige von



Hof des Hauses Schuhbrücke 50.

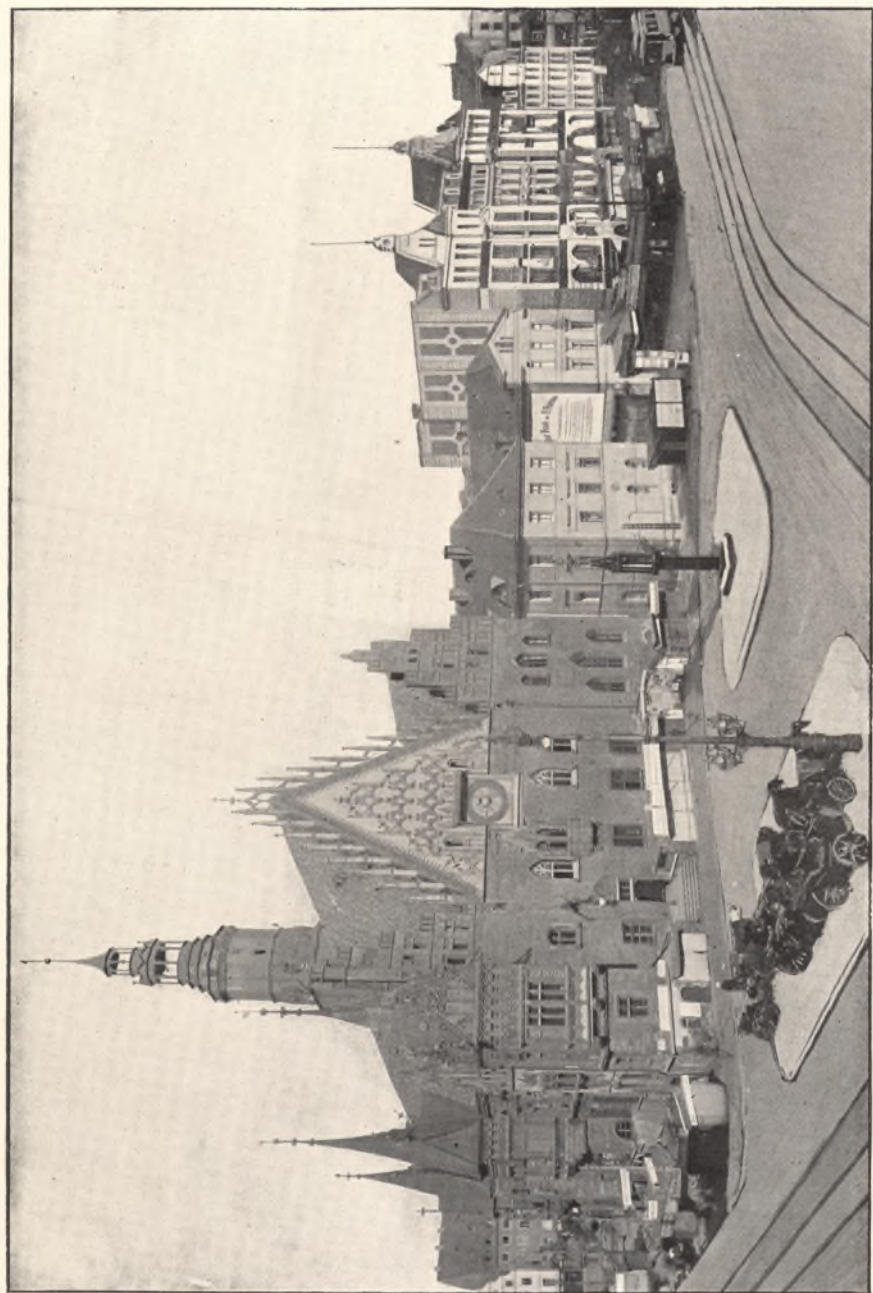
allen Breslauer Prälaten, den Schwur auf die Konföderation zwischen Schlesien, Böhmen, Mähren und den beiden Lausitzen unter der Ägide des kalvinistischen Königs Friedrich (von der Pfalz) verweigerte, tumultuierte in der Schuhbrücke vor dem Kloster das protestantische Volk und konnte nur mit Mühe von einem Klostersturme abgehalten werden. Der Rat nahm dem Meister Elias die Schlüssel zur Matthiaspforte ab und besetzte diese mit Stadtsoldaten. Aber nicht ganz zwei

Jahrzehnte gingen vorüber und — die Breslauer Lutheraner, auf die Gnade des Kaisers angewiesen, tumultuierten nicht mehr, sondern drängten sich voll Neugier zu den interessanten Predigten der zwei Jesuitenväter in der Stiftskirche, die man heimlich in die Stadt geführt und denen der Meister des Matthiastifts Jahre hindurch Gastfreundschaft gewährte. Und die Jesuiten hielten Stand. Sie wichen nicht, bis sie festen Fuß gefaßt hatten in Breslau. In der allernächsten Nachbarschaft der Schuhbrücke eröffneten sie eine Schule, die bald großen Ruf erhielt. Aber in der Gasse selbst erzielte die Gegenreformation einen Erfolg, dessen nähere Umstände viel Ärger und Schmerz erregten.

An der Ecke der heutigen Ursulinerstraße stand das stattliche Haus der Herzöge von Liegnitz-Brieg, gemeiniglich das „Briegische Haus“ genannt. Nach dem Aussterben der Liegnitz-Briegischen Pfaffen im Mannesstamme (1675) war dieses Erbstück eines echt protestantischen Fürstengeschlechtes der Schwester des Verstorbenen, der Prinzessin Charlotte, zugefallen, die in unglücklicher Ehe mit einem katholischen Prinzen von Holstein-Wiesenburg lebte. Den Jesuiten war es durch die Kunst geistlicher Überredung, worin sie Meister waren, geglückt, die Prinzessin schon vorher zum Übertritt zur katholischen Kirche zu veranlassen. Die Ursulinerinnen, für deren Einführung in Breslau die Jesuiten sich ausnehmend ins Zeug warfen, erhielten für Geld und gute Worte das Erbe der protestantischen Pfaffen von der letzten Tochter dieses Geschlechts eingeräumt, richteten darin ihr Kloster mit einem Mädchenpensionate ein und hielten am 30. September 1686 ihren Einzug. Im Jahre 1707 starb die letzte Pfästin im nahegelegenen Klarenkloster.

Auch das Agnes-Kirchlein diente den Bestrebungen der Jesuiten. Ein Rektor derselben leitete die alle Sonntage darin stattfindenden Gottesdienste und Versammlungen der Bruderschaft der heiligen Jungfrau Maria. Der finstere Spuk, der die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Breslauer bedrohte, verflüchtigte sich, als der Schritt der preussischen Bataillone über das Pflaster dröhnte, und die geistlichen Stifter der Schuhbrücke befließigten sich gleich den anderen möglichster Harmlosigkeit, weil sie sich, wie der Breslauer sagt, böser Liebe fürchteten.

Indessen war schon früher dafür gesorgt, daß in düstern Zeitläuften den Bewohnern der alten Schuhbrücke der Humor nicht abhanden kam. Schon aus dem Mittelalter klingen zwei Hausnamen herüber, die ihr Gedächtnis sicherlich nur dem fühlen Trünke verdanken, der dort verzapft wurde, nämlich die „Ulmerey“ (von Ulmer,



Rathaus zu Breslau.

Wandschrank), leider verschollen, und das „Schweinshaupt“ (schon 1491 erwähnt), Jahrhunderte hindurch ein braves Kretschamhaus mit der Bezeichnung „Saufopf“ (27), Ecke der Kupferschmiedegasse. Hier herrschte wieder einmal die interessante Zusammenstellung, daß sämtliche Ecken der Kreuzung Schuhbrücke-Kupferschmiedegasse einst Kretschamhäuser waren; nämlich außer den eben genannten der schon im Anfang des 18. Jahrhunderts erwähnte „Blaue Adler“ (57) — noch heute eine wohlrenommierte Bierburg —, das „goldne Stück“ (58), als Kretschamhaus längst verschollen (heut ein Beerdigungs-Institut), und „das Einhorn“ (jetzt Jakobsohn'sche Buchhandlung). Im Viertel zwischen Albrechtsstraße und Kupferschmiedestraße grüßte das vornehme Gasthaus zum „Goldnen (Post-) Horn“ (18), wo einst Gotthold Ephraim Lessing während seiner Breslauer Sekretär-Periode sich beim leidenschaftlichen Spiel und Zecherlust im Kreise „froher, kluger Zecher“ von seinem ledernen Berufe erholte — zur schweren Besorgnis seiner Berliner Freunde. Zwei alte Kretschamhäuser waren endlich noch das Eckhaus der Messergasse „zum Baumhacker“ (53) und „der Schafstall“ (34).

Noch am Anfange des 19. Jahrhunderts befanden sich sogenannte „Schuhbänke“ in den Häusern 64—70 zwischen Albrechtsstraße und Kupferschmiedestraße, und der „verkehrte Stiefel“ (66) war auch im Besitz eines Schuhmachers. Daneben, in dem früheren alten Hause Nr. 65 florirte bereits damals das Kürschnergeschäft von Matthias und in Nr. 64 („Segen Gottes“) verkaufte ein Konditor seine Süßigkeiten. Jetzt sind beide vereinigt.

Mit der Stein'schen Gesetzgebung von 1808—10 hatten die „Schuhbänke“ (die am Rathaus standen längst leer) ihr privilegiertes Dasein ausgelebt. Fast gleichzeitig zogen am Ende der Schuhbrücke die „Matthiasherren“ aus ihren am Ende des 16. Jahrhunderts stattlich neu erbauten Stifträumen, nachdem sie über 550 Jahre ihr Leben meist verfehlt hatten. Die Mauer vor der Stiftskirche fiel. In dem einen der beiden prächtigen Klosterhöfe tummelt sich seitdem die Jugend des katholischen Matthias-Gymnasiums um den alten Brunnen. Das alte Agneskirchlein ward 1814 zwischen Häusern eingebaut und nur wenige Breslauer werden es gesehen haben. Es stand bis in die neueste Zeit im engen Hofe des Hauses Nr. 47, bildete die Grenze gegen den Hof des Polizei-Gefängnisses (45/46) und diente als Geschäftsraum. Auch aus dem alten Briegischen Hause zogen die Ursulinerinnen aus und drüben in die leeren Klauen der Klarissen



Zweiter Fries im Hofe des Kaufm. Heims, Schnitzgröße 50/51, „Fugentia“ genannt.

ein. Im bisherigen Ursulinerinnen-Kloster aber richtete sich die sichtbare Vorsehung der Stadt, nämlich die Polizei, ein, um von hier aus hundertäugig und hundertarmig über die Ordnung und Sicherheit der Stadt zu wachen.

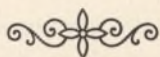
Der Reichtum, der Stolz und die selbstgenügsame Behäbigkeit der alten Bürger spiegelt sich symbolisch noch in vielen alten Hausnamen, an denen die Schuhbrücke so überreich ist. Es seien außer den genannten nur diejenigen erwähnt, die auf ein höheres Alter hinweisen können. Da ist auf der Westseite der „goldne Hund“ (62), ein altes Handwerkerhaus, der „weiße Pelikan“ (56), einst ein Goldschmiedehaus, das Haus „zur Schneefoppe“ (51), ein Reichkrämerbesitz, und der „goldne Wolf“ (70), ein Kaufherren-Erbe. Auf der Stelle des Hauses 59/60, welches jetzt ein Beerdigungs-Institut birgt, stand einst das gastliche Heim eines Stadtkochs (59) und der alte „goldne Engel“ (60). Die Pferdeköpfe, die sich unterm Giebel als Hauszeichen eines Fuhrherrn befanden, gaben Anlaß zu einer Sage. Die Gattin des Fuhrherrn war scheintot nach dem Friedhofe gebracht worden. In der Nacht kehrte sie heim und klopfte ans Haustor. Die Magd blickte hinaus und teilte schreckensbleich dem Herrn mit, wer drunten stehe. Natürlich konnte es nur der unselige Geist der Verbliebenen sein, meinte der Herr und jammerte: „Nein, mein Weib kommt mir nicht mehr wieder, eher steigen meine Köffer zum obersten Boden hinauf.“ Kaum gesprochen, so kam es polternd trapp-trapp die engen hölzernen Stiegen empor bis zum obersten Stock, und dort steckten die braven Pferde ihre Köpfe zu den Firsten heraus. Nun glaubte der Herr und ging selbst hinab, um sein dem Tode entronnenes Weib in die Arme zu schließen.

Auf der Ostseite erinnert der „Schiffsmatrose“ (33) an einen begüterten Reichkrämer; dann gibt es einen unvermeidlichen, aber doch an die schweren Kriegsnöte früherer Zeiten gemahnenden „Goldenen Frieden“, dann einen „Roten Stern“, beides alte schmale Giebelhäuser; ferner das Kaufmannshaus „zum Pelikan“ (13), das Goldarbeiterhaus „zur silbernen Felduhr“ (24, jetzt mit 25 und 26 vereinigt) und der „Tempel“ (19), in welchem 1741 das erste preussische Feldpostamt untergebracht ward. Eines der stattlichsten alten Häuser (jetzt modern umgebaut) war die „Schildkröte“ (32), zeitweise auch „Bernardus“ genannt. Es trug die wohl an einen weit in der Welt herumgekommenen Kaufmann erinnernde holländische Inschrift: „G'ost west th'ugst' het best“ (Geh nach Ost und Westen,

zu Hause ist's am besten). Das Haus gehörte lange Zeit hindurch dem Kloster Leubus, dessen Abt dasselbe 1670 gegen einige Grundstücke auf dem Sperlingsberge von den Jesuiten eingetauscht hatte, was auch zu der Sage Anlaß gab, es sei einmal ein Kloster gewesen.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts richtete sich auch die hohe Aristokratie in einigen stattlichen Häusern mit behaglichem Spätrenaissance- und Barockschmuck ein. Da war z. B. das Baron Männich'sche Haus, dann das des Grafen Schaffgotsch (Ecke der Ursulinerstraße) mit seinem schönen Balkon, das sich noch im Anfang des 19. Säkulums im Besitze dieses Geschlechtes befand. Daneben stand das auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts im Besitze des Barons von Gruttschreiber befindliche stattliche Haus (50), welches von seinem den Tanz der Horen um Saturn und Urania darstellenden Fries der „Herentanz“ hieß und dem Institut für Handlungsdiener und dem Schul- und Medizinal-Kollegium Unterkunft gewährte.

Was den Gesamt-Charakter der gegenwärtigen „alten“ Schuhbrücke anbetrifft, so ist das altstädtische Gepräge allerdings stark verwischt worden. Da wo vor vielen Jahren noch ein Schwibbogen das ehemalige Matthiastor andeutete, harmoniert das würdevolle moderne Gebäude des Mineralogischen Instituts mit dem schönen Barockbau des ehemaligen Matthiastiftes. Noch weist die „alte“ Schuhbrücke hier und da die charakteristischen schmalen (zwei bis drei Fenster front) hohen Giebelhäuser auf, die uns erzählen, wie sich unsere Altvordern selbst bei unzweifelhafter Wohlhabenheit räumlich einschränken mußten von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie ihr Herz mit rührender Pietät an den alten, verschnörkelten Giebeln, den niedrigen Stuben mit den kleinen Fenstern, den Türgattern vor den zugigen Küchenwinkeln, den finsternen, knarrenden, steilen Stiegen und dem winzigen, muffigen Hofe hing, und sie in der neuen Zeit, die überall Licht und Luft hineinströmen ließ, nur einen Störenfried erblickten.





Die beiden Pfnurrassen.

Am südlichen Ende der Altbüßerstraße fesselt noch heute den Blick ein überbauter Schwibbogen, welcher als ein Rest von Alt-Breslau gar seltsam in die immer moderner werdende Gegenwart hineinragt. Nur wenige wissen, daß dies die alte „Pfnurpforte“ ist, welche hinab zur Hirschbrücke über die Ohlau führte. Die Bezeichnung ist so gut wie verschollen. Und doch führten bis zum Jahre 1825 zwei Gassen die Namen: „Obere Pfnurr- oder Pfnorr-gasse“ und „Untere oder hintere Pfnurr-gasse“. Sie liefen parallel mit einander von der Ohlauerstraße aus. Die erstere bildete den südlichen Abschnitt der heutigen Schuhbrücke, die andere den der heutigen Altbüßerstraße, waren also die Fortsetzungen der vorderen und hinteren Brustgasse.

Leider ist die älteste Baugeschichte unserer Stadt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Daß die beiden genannten Gassenzüge bereits existierten, als im Jahre 1291 die Ohlau als Stadtgraben um die neue deutsche Stadt geleitet wurde, kann nicht bezweifelt werden. Beide führten durch Torpforten unter der Stadtmauer zur Ohlau hinab. Die obere Pfnurr-gasse leitete zur sogenannten „Moncz- oder Münzpforte“. Diese hatte ihren Namen von dem städtischen Münzhaufe, das auf der Stelle des Häuserquadrats stand, das zwischen der Schweidnitzerstraße und der heutigen Schuhbrücke u. a.

die Korn'schen Gebäude und die „Goldene Gans“ einschließt. Hier wurden die alten Breslauer Münzen geprägt. Die hintere Pfnurgasse leitete zu der schon erwähnten Pfnurpforte. Durch sie gelangte man zu einer Stelle der Stadtohlau, welche die Bezeichnung „Ohlsumpf“ führte, wie noch jetzt eine Inschrift von 1521 (DER OESUMP) in der Mauer am Ausgange des Schwibbogens besagt. Es handelt sich um eine brunnenartige Schöpfstelle nach Analogie der zuweilen vorkommenden schlesischen Bezeichnung „Sumpf“ für Brunnen.

Man wird kaum in der Annahme irren, daß beide Gassen zu denen der ältesten Zeit gehören, die noch lange Zeit mangelhaft bebaut waren. Vielleicht gibt hierzu die Benennung „Pfnurgasse“ einen Beleg. Bekanntlich führten die meisten alten Gassen ihre Namen von den Handwerken, die sich in der ersten Zeit genossenschaftlich auf ihnen ansiedelten. So hat man denn die Benennung „Pfnorgasse“, welche zuerst für die östliche der beiden Gassen 1358 und 1377 in der Schreibweise „Pfnuore“ und „Pfnurregasse“ auftaucht, auf eine mundartliche Zusammenziehung des Wortes „Paternosterer“ (Paternoster- oder Rosenkranzmacher) zurückführen wollen. Diese Zunft existierte ja bereits im 14. Jahrhundert. Sie ist aber schwerlich so umfangreich gewesen, daß sie einer Gasse hätte den Namen geben können. Im Innungsverzeichnis von 1499 suchen wir sie vergeblich. Sie war vermutlich in der Zunft der Spiegler und Drechsler aufgegangen, die aber damals doch nur 7 Meister zählte. Auch stoßen wir nirgends auf die verkürzte Benennung „Pfnurrer“ für besagtes Gewerbe. Man muß sich wohl also nach einer anderen Deutung des rätselhaften Gassennamens umsehen. Da bietet sich denn das mittelhochdeutsche Verbum „phnurren“, d. h. anschwellen, sich schnurrend drehen und mit dem Seile „phnurren“, dar. Da nun ersichtlich die beiden Gassen abseits von dem besseren und vornehmen Teile der ältesten Stadt an deren Rande lagen, so läßt es sich wohl denken, daß hier hinter Holzplanken auf dem Rasen noch Raum war für Seilerbahnen, daß also das ehrsame Gewerbe der Seiler beiden Gassen den Namen gegeben hat. Freilich mögen die Seiler infolge des raschen Wachstums der Bevölkerung und der damit verbundenen Inanspruchnahme des noch unbebauten Raumes innerhalb der Ringmauern schon früh gezwungen gewesen sein, ihre Werkstätten in die werdenden Vorstädte zu verlegen, wo noch Raum genug vorhanden war. Der Name „Pfnurgasse“ blieb, doch seine Bedeutung geriet in Vergessenheit, wie die so mancher anderen lokalen Bezeichnung.

Die obere oder vordere Pfnurgasse vermittelte, nachdem seit Errichtung der äußeren Stadtmauer die innere Mauer und damit auch die Münzpforte ihre militärische Bedeutung verloren hatte, über den die Ohlau übersetzenden „Hutmachersteg“, vor welchem rechts das schmutzige, enge „Flederwisch-Gäßchen“ (Marstallgasse) im Schatten der inneren Mauer zur Schweidnitzerstraße dahin kroch, die Verbindung mit dem Vorstadtviertel „Unter den Mälzern“ (Hummerei usw.). Von besonderer sozialer Bedeutung war die Pfnurgasse in vergangenen Zeiten niemals. Trug sie doch im 16. Jahrhundert als Merkmal ihres plebejischen Ranges den Namen „Besengasse“. Für den engsten Lokaldurst besaß sie schon vor Zeiten an zwei Ecken der „Kleinen Junkerngasse“ zwei Kretschmerhäuser; das noch heut als Brauerei blühende „Grüne Bergel“ (Schuhbrücke 4) und „die Eberesche“, welche an das schon im 18. Jahrhundert florierende Gasthaus „zur goldenen Gans“, das zur Zeit Lessings und seiner „Minna von Barnhelm“ ein Joh. Ludwig Eichborn bewirtschaftete, grenzte und in neuerer Zeit in dem genannten Hotel aufgegangen ist. Auch bot das Eckhaus an der Ohlauischen Gasse, der „Blaue Hirsch“, ebenfalls ein altes Kretschmerhaus, eine stets frisch vom Fasse sprudelnde Bierquelle. Ein altes Hausymbol repräsentierten die „zwei goldenen Rosse“ (heut: Köffel) (81), wahrscheinlich zum Andenken an einen Fuhrwerksbesitzer oder wohlhabenden Hürdler. Neben dem „Grünen Bergel“ erhob sich die unscheinbare Front des sogenannten „Konventhauses“ (Nr. 5), welches vor 200 Jahren der Kirche zu Maria Magdalena gehörte. Es war das eines der vier letzten Beghinen-Häuser Breslaus.

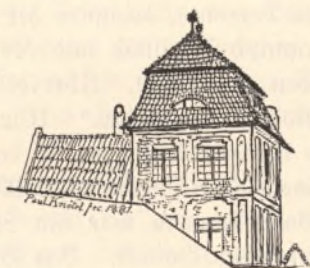
Der letzte Abschnitt der Gasse hieß speziell „Pfnurgasse vorm Hutmachersteg“. Hier wurde dicht vor dem Schwibbogen, welcher als letzter Rest der „Münzpforte“ geblieben war, im Anschluß an das schon seit 1668 bestehende Zucht- oder Arbeits- und Werkshaus mit Hilfe eines von dem wackeren Reichkrämer Esaias Sauer († 1777) gewidmeten Legats das Armenhaus errichtet. Die Baulichkeiten reichten schon damals bis an die hintere Pfnurgasse. Das feindliche Bombardement der Dezembertage von 1806 richtete an ihnen arge Verwüstungen an; drei Menschen blieben tot und sieben wurden verwundet.

Die untere oder hintere Pfnurrasse trug jenseits der Pfnurrpforte die besondere Bezeichnung „vor der Hirschbrücke“. Diese Brücke führte zur Hummerei hinüber. Hier legten vor Zeiten mit Getreide, Hopfen und Hülsenfrüchten beladene Schiffe an, welche auf der damals noch wasserreichen Ohlau in die Stadt hereinschwammen. Es gemahnt einen heut wie eine Sage. Hier lag dicht vor der Brücke gegenüber dem Hinterhause des Armenhauses eine alte Destillation, welche im 18. Jahrhundert Joh. Samuel Kundmann, „der Stadt Breslau wohlbestallter Wachtmeister-Leutenant und Ältester der Destillatorum“, inne hatte. Sein Sohn war der damals berühmte und auch noch heute hochgeschätzte Joh. Christian Kundmann, „Phil. et Med. Doct. et Practici allhier, der kaiserlichen Reichs-akademie natur. Curios. höchst meritirtes Mitglied“, der vielgenannte Kenner und Schriftsteller auf dem Gebiete der schlesischen Münzkunde. Wir erfahren aus dem Jahre 1733, daß am 6. Oktober besagter Ältester der Destillateure seine goldene Hochzeit und gleichzeitig seine Enkelin Jungfrau Renata Christiana, die Tochter des obengenannten Gelehrten, ihre Hochzeit mit einem Geistlichen feierte. Man fuhr mit einem „Komitat“ von einigen 60 Wagen in die Kirche. Das mag ein Ereignis für die gute Stadt Breslau gewesen sein und die alten und jungen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts viele Wochen hindurch beschäftigt haben. Wir erfahren aber auch, daß die Nachbarin des ehrenwerten Herrn Kundmann, die verwitwete Gräfin von Malkan, geborene Reichsgräfin von Erbach, welche das stattliche Haus mit dem tief gegen den Seitenbeutel hin ragenden Grundstücke diesseits der Pfnurrpforte besaß, jenes Doppel-Hochzeitsfest in der „Sala Terrena“ ihres Hauses ausrichtete, wobei 151 Gäste anwesend waren.

Ja, dieses alte, wappengeschmückte Haus (2) der Altbüßerstraße, das noch jetzt die Blicke auf sich zieht, gleich einer Matrone, welche noch die Spuren einstiger Schönheit zeigt, hat seine Geschichte. Vermutlich gehörte es ursprünglich einem ausgestorbenen oder im Landadel aufgegangenen städtischen Kaufherrengeschlechte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlegte der kaiserliche Postamts-Verwalter Friedrich Reinhard, ein gewalttätiger Herr, zu seiner größeren Bequemlichkeit die Postexpedition hierher in seine Wohnung, obgleich sich das Postamt auf der Rittergasse (Ritterplatz) befand. Möglicherweise hatte sich der Mann zum Privatvergnügen oder auf Befehl von oben ein kleines „schwarzes Kabinett“ angelegt. Vermutlich

infolge der Eigenmächtigkeiten in seiner Post-Praxis wurde er im Jahre 1667 vor seinem Hause von dem städtischen Hauptmann Stumpf erstochen . . . Seine Glanzzeit erlebte das Haus im Besitze der Reichsgrafen von Malhan. Wir trauen kaum unseren Augen, wenn wir zum Jahre 1735 lesen: „Unter allen anderen Gebäuden signalisirt sich wegen seines vortrefflichen Gartens am meisten das Hochgräfliche Malhanische Haus, dessen Ansehen von außen zwar schlecht (d. h. einfach), der Garten aber vortrefflich. Dieser ist aus dreierlei Erhöhungen, hinten aber im Prospect mit einem Amphitheatro angelegt. Die Gänge, wie auch hinten die vier unterschiedenen Etagen seynd ganz mit steinernen und vergoldeten Statuen, wie auch mit dergleichen blaumarmorirten Urnen oder Vasen und der schönsten Orangerie besetzt, also, daß hinten auf dem Amphitheatro die Bäume über 13 Ellen in die Höhe reichen. An allen vier Ecken des Gartens stehen regulär große und starke Pomeranzenbäume, deren Krone über 19 Ellen in der Rundung, die Stämme aber über eine Elle dick seyn. Dergleichen und noch stärkere (!) aus dem Königreich Sardinien gebrachte Bäume stehen theils in kleinen und großen Kuppeln, theils in großen und kleineren von Berlinischen Porzellainerinnen Gefäßen. Gegen Süden ist ein Espalier, welches schon 6 Ellen in der Höhe erreicht; die anderen Orangerie-Bäume stehen im Erdboden und werden im Winter mit Glas-fenstern überbaut. Mitten im Garten ist eine fontaine. Der Eingang in den Garten ist durch ein Vorzimmer und einen großen Saal (Sala Terrena), darinnen der Triumph des Bacchi, und gegenüber der Triumph Apollinis und der Minerva und deren 9 Musen mit Öl-farben gemalt ist. Über dieses ist der Saal mit allerhand kostbaren Möbeln ausgestaffirt.“ Wir hören aus anderer Quelle noch, daß sich in dem Bassin des in der Mitte des Gartens befindlichen Springbrunnens allerlei ausländische Wasservögel belustigten. Die zuletzt erwähnte Sala Terrena war mit Spiegeln und silbernen Kron- und Armleuchtern ausgeschmückt. Das Ganze war ein Rokoko-Märchen, von lebensfrohem Kunstsinne hineingedichtet in das verwinkelte Alt-Breslau, zwischen Pfnurpforte und Seitenbündel. Der Garten wurde, wie Markgraf berichtet, von Joach. Wilhelm von Malhan, der das Grundstück von seiner Frau, einer geborenen von Studnitz, gekauft hatte (1707), angelegt. Das Haus wurde der Witwensitz der vorhin erwähnten zweiten Frau des Reichsgrafen. Was ist aus all' dieser Herrlichkeit geworden? Wahrscheinlich verfiel der Garten mit seiner Sala Terrena schon nach dem Tode der Gräfin der Verwahr-

lösung. Während König Friedrich mit Österreich um Schlesien rang, wohnte in diesem Hause (1741) der französische Gesandte Marquis de Valori. Dann erscheint das Haus als Eigentum des von König Friedrich zum ersten preussischen Stadthaupten eingesetzten Direktors des Magistrats und Regierungsrates Joh. Chrysostomus von Blochmann. Im Beginne des 19. Jahrhunderts besaß es ein Bankier Schickler, dann ein Bankier Schreiber. Auch siedelte hier eine Zeitlang die Freimaurerloge „Horus“. Heute ist das Haus gleich den Nachbarhäusern zur Rechten und Linken Eigentum der Handelsgesellschaft Freund und birgt die Arbeitsstätte des gegenwärtigen Stadtverordneten-Vorstehers Sein Nachbar, das „goldene Walroß“ (3) war auch eine Zeitlang ein Herrschaftshaus im Besitze eines Herrn von Dobschitz, verfiel aber dann dem Handwerk. Ihren Kretscham besaß die Gasse im Eckhause der Ohlawischen Gasse im „Großen Christoph“, der dann später im „Weißen Adler“ aufgegangen ist. Im 16. Jahrhundert hieß der ganze Gassenabschnitt von der Albrechtsgasse bis zur Pfnurpforte „hintere Pfnurgasse“. — Seit 1825 ist diese Gasse, deren Name verklungen ist, der letzte südliche Abschnitt der Altbüßerstraße.





Von der alten Altbüßergasse.

Die Bezeichnung Altbüßergasse galt bis zum Jahre 1825 bloß für den nördlichen Abschnitt von der Albrechtsstraße bis zum Ritterplatze und wurde erst von da an auch auf „hintere Brust- oder Wurstgasse“ und die „hintere Pfnurgasse“ ausgedehnt. Man darf also jenen nördlichen Teil mit Recht die „alte Altbüßergasse“ nennen. Es ist ein uns Breslauern sehr geläufiger, im Grunde aber ein recht seltsamer Name, der aus so früher Zeit stammt, daß die Stadtgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts seine Bedeutung nicht mehr kannten und in ihrer jeder historischen Kritik ermangelnden Weise die denkbar naivste Erklärung gaben. Sie sagten: Auf dieser Seite seien die alten Büßer knieend dahingerutscht. Dieser Deutung konnte man noch in neuerer Zeit begegnen. Nun handelt es sich aber bei diesem Gassennamen eben so wenig um „alte Büßer“, wie bei der famosen modernen Bezeichnung „Reichstraße“ um den von einem phantasie-reichen Breslauer aus dem Nichts konstruierten Hospitalgründer „Reich“. Jene „alten Büßer“ waren vielmehr Schuhflecker. Sie hießen im Mittelalter „Altbüßer“ oder „Altbiser“, d. h. Altbesserer. Wie in anderen schlesischen Städten waren sie auch in Breslau mit den Schustern (Schuworthen) und Rotgerbern in einer Zechе und Zunft vereinigt. In einer Urkunde von 1365, welche die Rechte der genannten Gewerbe in Striegau behandelt, heißt es u. a.: „Wir geben . . . zu Rechte, daß die flecke, die die Altbuser an ihr Schuh-

werf setzen, sollen zweier Finger weit von einander treten bei der Buße (Strafe) eines Lotes (ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mark). Auch sollen dieselben Altbußer nicht neue Sohlen von ihrem eigenen Leder ansetzen auch bei der Buße einer Mark." Andererseits werden ihre Interessen gegen die fremden Altbußer geschützt, indem diesen verboten wird, „vor den Schrein (Verkaufsstätte) unserer Altbüßer zu stehen und sie in ihrem Kaufe (Verkaufe) zu hindern.“ Nach einem Dekrete des Breslauer Rates von 1400 durften die „Altbüßer“ erst nach dem Läuten der Ratsglocke ihre Waren, die also aus altem Schuhwerk bestanden, auslegen. Es scheinen auch die Verkäufer anderer alten Waren, so die Kesselflicker (Kesselflicker), sich in der bezeichneten Gasse niedergelassen zu haben, da schwerlich die Schuhflicker zahlreich genug waren, um sie ausschließlich zu bevölkern. Zu ihnen mögen sich auch Mitglieder der Mänteler- und Kuofeler- (Trödler-) Innung, die sich 1389 im Verzeichniss der auffässigen Zünfte findet, gesellt haben.

Der Name „Altbüßergasse“ taucht urkundlich zum ersten Male 1345 auf. Das schließt nicht aus, daß der Name der Gasse schon lange Zeit vorher vorhanden war und bereits aus jener ersten Periode der deutschen Stadt stammt, in welcher noch die einzelnen gewerblichen Genossenschaften in bestimmten Gassen beisammen wohnten. Nun liegt es sehr nahe, daß z. B. die Weiß- und Rotgerber, die Pfnurrer und Reuffer (Seiler) aus Gründen ihres Berufes, ganz sicher aber die Kuofler (Käufer) und Mänteler (Trödler) und die erwähnten Schuhflicker aus sozialen Gründen nur an den Rändern der neuen Kaufmannsgründung sich festsetzen konnten. Bildeten doch sicherlich die „Altbüßer“ nur ein sehr proletarisches Anhängsel der Schuster, die zuerst in der Schuhbrücke siedelten und schon im 13. Jahrhundert zusammen mit den Bäckern das Vorrecht der „Bänke“ mitten im Geschäftsquadrat des Ringes neben Kaufleuten und Reichkrämern erhielten. Die Altbüßergasse muß also eine Zeitlang gegen Nordosten hin die Grenze der deutschen Stadtgründung von 1241/42 gebildet haben.

Hier, in der Nähe der Maria-Magdalenen-Kirche, stießen eben in jener Werdezeit zwei verschiedene Gemeinwesen auf einander. Von der Adalbertkirche her war die schon am Ende des 12. Jahrhunderts entstandene, also ältere, aber kleine deutsche Schultheißer-Gemeinde im wesentlichen wohl nur in einer Gasse (Albrechtsgasse) westwärts bis gegen den Maria-Magdalenen-Kirchhof vorgerückt. Von dem neuen erweiterten Kaufhofe (Ring) her rückte nun die planmäßig als „Stadt“ vermessene neue Kaufmannsgründung gegen Osten vor.

Es war aber doch eine Zeit, wo die Gegend zwischen der älteren Albrechtsgasse, den neuen Klöstern am Oderufer und dem nordöstlichen Saume der jungen Stadt einen ländlichen Charakter trug. Die einzelnen Hütten der hier den Saum derselben bildenden „Altbusergasse“ schauten wahrscheinlich auf einen Pärchen (Pfahlwerk), hinter welchem ein Graben lief, und auf den jenseits liegenden Ager, dessen Ränder schon teilweise Gebäude aufwiesen, wo dann Herzog Heinrich III. den „neuen Markt“ (Neumarkt) für die von ihm 1263 gegründete Neustadt einrichtete. Es ist eine Zeit rasch fortschreitenden Werdens. Die Einverleibung des „neuen Marktes“ in die Stadt, welche gleichzeitig mit der Erwerbung der herzoglichen „neuen Fleischbänke“ durch einige Bürger für die Stadt 1266 erfolgt sein wird, schob die Stadtgrenze in dieser Richtung bis an die „weiße Ohlau“ (die damals westliche Ohlaummündung) vor. Dies alles, dann das Ineinanderwachsen der Goldschmiedegasse und der alten Albrechtsgasse und endlich die Vollendung des Klarenklosters (jetzigen Ursulinerinnen-Klosters) wirkten auf die Vollendung der Altbüßergasse ein und gaben ihr schon im Beginn des 14. Jahrhunderts den Charakter einer innerstädtischen Gasse.

Das älteste hervorragende Gebäude derselben stand am nördlichen Ausgange rechts und bildete die Ecke zu der schmalen Gasse, welche entlang der Klosterhofmauer lief. Es stand dem 1260 vollendeten Klarenkloster gegenüber und hieß „das Haus der Herzogin Anna“, der 1265 gestorbenen Witwe des Herzogs Heinrich II. Die Statue der frommen Klostergründerin, in der Hand eine Kirche haltend, war ein Wahrzeichen des alten Hauses. Da dasselbe nach dem Tode der Herzogin in den Besitz des Klarenklosters überging, so hieß es fortan das „Klarenstiftshaus“. Später wurde es eine Beghinenstiftung und erscheint 1429 unter der Bezeichnung „Regelhaus“. Im Besitze des Klosters ist das wahrscheinlich wiederholt umgebaute Haus bis zur Aufhebung der Klöster 1810 geblieben. Jetzt steht auf seiner Stelle das moderne, stattliche Pfarrhaus von St. Vinzenz.

Im nördlichen Abschnitte der Gasse, zwischen der Ritter- und Messergasse, stand sie in ihrem Werden einigermaßen unter dem Einflusse der kirchlichen Stiftsphäre. Denn hier besaßen die Katharinen-Nonnen und die Mönche von Leubus je ein Haus. Das der letzteren dürfte die dem Klarenstiftshause gegenüber gelegene Ecke gebildet haben. Später gewann dieser Teil der Gasse noch eine besonders vornehme Bedeutung. Als nämlich anno 1658 die kaiserliche Burg

den Jesuiten eingeräumt wurde, ward einem Teil der Kanzleien der „Königlich Schlesiſchen Kammer“ das ſoeben erwähnte Eckhaus (jetzt Nr. 35, der Sitz der Buchhandlung von Görlich und Koch) überwiesen und ihr auf dieser Stelle „ein eigen Haus erbauet und aptiret“. Die „Schlesiſche Kammer“ repräsentierte nämlich die direkte Regierung des Landesherrn, des Königs und Kaisers.

Das große stattliche Haus an der Ecke der Meßergasse (Nr. 29) war das freiherrlich Glaubitz'sche. Der letzte kaiserliche Oberpostverwalter v. Bihn — das „Post-Umbt-Haus“ lag in der Nähe, an der Rittergasse — kaufte kurz vor der preußischen Okkupation dieses große Haus und verlegte hierher die Post-Stallungen, welche sich bis dahin im „Weißen Engel“ auf der „Beckergasse“ (Kupferschmiedestraße 11) befunden hatten. In dem besagten Gassenviertel hatte auch ein altes Kaufmannsgeschlecht — in dem Giebelhause 32 — noch im Anfange des 18. Jahrhunderts seinen Sitz. Die „Drei Tannen“ (jetzt „Tannenbaum“, Nr. 33) beherbergten einen der vielen „Lehnkutscher“, welche in diesem Stadtteil ansässig waren.

Im Übrigen trug die Altbüßerstraße einen sehr gewerblichen und kleinbürgerlichen Charakter. Wo sich auch in den späteren Jahrhunderten bis in die neueste Zeit hinein die Trödler, Althändler und „Venditer“ so hartnäckig behaupteten, so daß der alte Name der Gasse noch immer eine gewisse Berechtigung hatte, war natürlich für das Patriziat kein Raum. Umso mehr blühten und gediehen hier allerlei mehr oder minder schmackhafte und riechbare „Nahrungen“, welche ihren ebenso genügsamen als betriebsamen Inhabern Wohlstand verbürgten bis ins dritte und vierte Glied. So war der „Weiße Stern“ (15) einst vom Anfang des 18. Säkulums an einige Generationen hindurch ein Zuckerbäckerhaus. Das Giebelhaus Nr. 20, vermutlich der noch vor 100 Jahren erwähnte „Johannessegen“, barg seit fast 200 Jahren eine Pfefferkücherei unter seinem Dache. Dasselbe gilt von dem benachbarten Giebelhause (21), wo noch in neuerer Zeit eine alte Zinngießerei florierte. Der „Zuckerhut“ bei den neuen Fleischbänken war gleich dem Hause Nr. 41 im nördlichen Viertel ein langlebiger Bäckeritz. Diese gehörten überdies neben den Kretschamhäusern zu den dauerhaftesten, d. h. am meisten von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden „Nahrungen“. Da ist in dem stattlichen Giebelhause Nr. 55 — sollte es vielleicht der verschollene „blaue Stern“ von 1792 sein? — noch heute eine Bäckerei, die schon vor 200 Jahren existierte. Mit diesen ehrwürdigen Gewerbe-

sitzen nahm es das alte gegiebelte Seifensiederhaus Nr. 49 auf, das innerhalb seiner Mauern seit vielleicht 200 Jahren bis in die neueste Zeit alle Stadien der Seifenfabrikation durchmachte. Das Haus Nr. 25 diente vom Anfange des 18. bis ins 19. Jahrhundert einigen Drechsler-Generationen. Die alten, biedereren Häuser „zur goldenen Sonne“ (53) und „zum braunen Hirsch“ (54) dienten allerlei Gewerben, aber der stattliche alte „rothe Krebs“ (51) und der neugebaute „rothe (früher goldene) Stern“ (52) waren Reichkrämersitze. Auch das Eckhaus „zum Kaffeebaum“ (vermutlich der frühere „Feigenbaum“) weist auf die Reichkräme zurück.

Die „drei Kornähren“ (Nr. 17) erzählen sicherlich von dem Segen, den einer seiner Besitzer in seinem Gewerbe hatte.

Der „graue Bär“ (Nr. 18), in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Reichkrämerbesitz, gewann im ersten Drittel des 19. Bedeutung für die Breslauer Kulturgeschichte als Sitz des 1827 gegründeten Künstler-Vereins, in welchem sich die Elite der damaligen Literatur und Kunst traf, soweit sie es nicht vorzog dem akademischen Partikularismus zu huldigen. Hier trafen sich die beliebten Breslauer Lokalpoeten Geisheim, Grünig, der spätere Stadtrat Pulvermacher, Ostberg, Förster und der Liederfrische, stets zu allerlei Schelmereien aufgelegte Hoffmann von Fallersleben, später auch der neugebackene Dozent Gustav Freytag u. a., die Maler Schwindt, Höcker sen. und jun. (der auch auf dem Gebiete der Glasmalerei neue Wege fand und sich in den Fenstern des Marienburger Schlosses schöne Denkmäler schuf), Koska, Herrmann, König, Rabe, Siegert, von welchem ein zeitgenössischer Schriftsteller 1825 rühmt: Er habe einst in seinem herrlichen Diorama den Vesuv und die Ruinen in dem antiken Theater von Taormina zuerst nach Breslau gezaubert

Das umfangreiche Eckhaus gegenüber den Fleischbänken, das jetzt zur Kupferschmiedestraße zählt, ist auf der Stelle zweier Grundstücke entstanden. Hier standen nebeneinander ein altes Reichkrämerhaus und ein im Anfang des 18. Jahrhunderts dem Kloster Heinrichau gehöriges Haus. Die poetisch klingenden Hausymbole „weißer Schwan“, „drei Schwäne“ und „goldener Engel“ deckten allerlei im Laufe der Zeiten wechselnden Gewerbebetrieb.

Daß angeichts so fleißiger Betriebsamkeit, wie sie die alte Altbüßergasse aufweist, auch der naturgemäße Durst zu seiner Befriedigung kommen mußte, war nur gerecht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts und noch am Ende desselben waren es nicht weniger als sechs, die

mit einer einzigen Ausnahme im nördlichen Abschnitte der Gasse lagen. Nach des Tages Mühen legte man sich in der Trinkstube des alten stattlichen Kretschamhauses zu den „Drei Ankern“ (42), an der Ecke der Messergasse, vor Anker. Von der anderen Ecke herüber winkten die „Drei Rosen“ (43) unter hohem Doppelgiebel hervor zu duftendem Trunke, namentlich die Schuster, die hier ihre Herberge hatten. Und in der dritten, östlichen Ecke der Messergasse versprach die gemüthvolle Bierfirma zum „Goldenen Herzen“ (28) ehrlich-frohen Austausch von Gedanken und Empfindungen im freundnachbarlichen Kreise am derben eichenen Tische. Wiederum auf der anderen Seite der Gasse lud das Hausymbol zum „Breiten Stein“ (46) zu einer langen Abendstizung unter trinkbaren Mitbürgern ein. Schrägüber endlich ragte wie noch heute das hochgegiebelte Eckhaus der Altbüßer- und Kupferschmiedegasse zu den „drei Kronen“ (23) empor und lud zu fröhlichem Abendtrunke. Wer da wollte, konnte auch noch das daneben liegende Durchgehhaus zum „weißen Storch“ benützen, um in dessen nach dem Neumarkte hinausliegender Kretschamstube seinen Durst zu löschen. Nur ein Kretschamhaus, das zum „weißen Schwan“ (50), lag südlich der Kupferschmiedegasse. Von allen diesen Kretschamhäusern ist als solches nur das zu den „drei Kronen“ übrig geblieben. Das „Goldene Herz“ ist zu einem Gasthause geworden. Im allgemeinen hat der Baugeist der neuen Zeit noch wenig unter den alten Häusern dieser Straße aufgeräumt, die also noch vielfach das Gepräge von Alt-Breslau trägt.





Die beiden Brustgassen.

Keine schriftliche Kunde, kein Bild berichtet uns, wie jene erste Kirche der h. Maria Magdalena und des h. Andreas ausgesehen hat, welche nach Überlassung der Adalbertkirche an die Dominikaner-Mönche anno 1226 auf Anordnung des Bischofs Lorenz als neue Pfarrkirche für das deutsche linksufrige Breslau erbaut worden war. Wahrscheinlich war sie ein in sehr bescheidenen Dimensionen gehaltenes romanisches Kirchlein. Jene deutsche Gemeinde, die zwar bereits mit „Stadtrecht“ begabt als civitas auftritt, an deren Spitze aber nur ein „Schultheiß“ (Schulze) stand, besaß eben nur eine geringe Ausdehnung und dürfte eher den Charakter eines Dorfes getragen haben. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß die neue Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena auf freiem Raume, vielleicht auf dem bisherigen Gottesacker der jungen Gemeinde an deren westlichem Saume lag und gegen Abend hin auf Gebüsch und Ager schaute, ja wohl selbst teilweise von Gebüsch umgeben war.

Nicht lange, und der Einfall der Mongolen (1241) gab das linksufrige Breslau den Flammen preis. Diese wurden aber zu den Fanalen einer neuen ungeahnten Zukunft. Auf dem herzoglichen Wald- und Wiesenboden im Westen der Kirche erstand bekanntlich bald nach der erwähnten Katastrophe die von den Kaufleuten im großen Stile geplante neue deutsche Stadt. Mit ihr ward bald auch die wieder aus ihrem Schutte sich erhebende kleine ältere deutsche

Niederlassung vereinigt, welche durch die östlich der Kirche gelegene Albrechtsgasse und einige Ausläufer derselben gebildet wurde.

Noch war die junge deutsche Schöpfung rings von polnischen Elementen umgeben und teilweise auch durchsetzt. Übernahmen doch die deutschen Bürger bereitwillig den alten polnischen Namen des Dominfel- und Burgortes auch für ihre neue Stadtschöpfung. Da mögen wohl auch manche andere slawischen Bezeichnungen sich lange zäh erhalten haben, bis die rasch wachsende Germanisierung der Umgebung ihre Bedeutung in Vergessenheit brachte und der Volksmund sie in sinnlose deutsche Worte umformte. Dies war auch mit der östlichen und westlichen Nachbarschaft der Magdalenenkirche der Fall. Die Verbauung des Platzes, auf dem sie stand, ging nur sehr allmählich vor sich. Wahrscheinlich schloß sich der Kirchplatz zuerst im Norden gegen die Gasse ab, als 1267 auf der Stelle des gegenwärtigen Hauses Nr. 11 (Hotel Mende) die Magdalenenkirche angelegt wurde. Dagegen vollzog sich die Verbauung auf der Westseite erst, als der Raum in der Stadt immer karglicher wurde, und die Ostseite blieb stets unverbaut. Daraus erklärt es sich auch, weshalb uns das Mittelalter keine Gassenamen dieser beiden Seiten aufbewahrt hat. Denn die Schuhbrücke ging doch bloß von der Albrechtsgasse bis zur Matthiaspforte und die Bezeichnung Altbüßergasse galt nur von der Albrechtsgasse bis zur Rittergasse (Ritterplatz). Im Volksmunde aber hatte sich doch eine Benennung der östlichen und westlichen Seite des Kirchplatzes erhalten, welche zuerst 1535 für den Westen in der seltsamen und völlig sinnlosen offiziellen Bezeichnung „Brustgasse“ zum Vorschein kommt. So hieß nämlich bis 1825 der Gassenteil von der Albrechtsstraße bis zur Ohlauerstraße.

Der Chronist Gomolki sucht in seiner Verlegenheit den Namen in seinem 1733 erschienenen Buche mit der naiven Bemerkung zu erklären: „Weil sie der St. Maria Magdalenenkirche recht vorne an der Brust liegt“. Nun hieß aber, um den Humor vollständig zu machen, die Gasse auf der Ostseite des Kirchplatzes, ebenfalls von der Albrechtsstraße bis zur Ohlauerstraße, lange Zeit hindurch und namentlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts „Brustgasse hinter dem Maria Magdalenen-Kirchhofe“ oder kurz „Hintere Brustgasse“, nachdem sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch die appetitliche und scherzhafte Bezeichnung „Wurstgasse“ getragen hatte, welche noch am Anfange unseres Säkulums neben der andern „Hinter dem Magdalenen-Kirchhof“ im Volks-

munde Kurs hatte. Zum Überfluß wird überliefert, daß auch einmal das alte „Cziczzen- oder Zitzegäßel“ — jetzige Barbaragäßchen — Brustgasse hieß. Mit dieser „Brust“ mußte es wohl also doch eine eigne Bewandnis haben, und die hatte es auch. Es handelt sich hier nämlich nicht um das deutsche Wort „Brust“, sondern um das polnische „brzost“ zu deutsch: Rüster, Ulme. Hiermit fällt ein ganz neues Licht auf diese Stadtgegend, und dieses Licht läßt uns ein Bild der ältesten Umgebung der Maria Magdalenenkirche schauen. Also etwa „Unter den Rüstern“ nannten die polnischen Nachbarn der deutschen Stadt dieses Gelände. Vermutlich war also die älteste Kirche von einem Teile des Waldes umgeben, welcher die Landschaft gen Westen bedeckte. Lange mag sich nun ein Kranz von Rüstern und Ulmen um das Gotteshaus erhalten haben, vielleicht fielen die letzten Waldbäume erst der Art in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum Opfer, als der Rat an den Bau der heutigen, umfangreichen gotischen Maria Magdalenen-Kirche ging. Das Polentum war längst aufgefogen. Die alte Bezeichnung war von den Deutschen übernommen, aber dann nicht mehr verstanden worden. So ward „Brzost“ zu „Brust“ zurecht gemacht. Auch die gleiche Bezeichnung des oben erwähnten „Barbaragäßchens“ läßt sich leicht aus dem Umstande erklären, daß in jener Gegend das alte, natürlich nur in waldiger Umgebung denkbare Dorf der herzoglichen Falkner (Sokolnice) lag.

Schon im 15. Jahrhundert schloß den Kirchhof, auf dessen Südseite das Pfarrhaus und später das Haus für das „gemeine Almosen“ (Armenamt) stand, im Westen und Osten eine Mauer von der Gasse ab. Allmählich wurden auf der Westseite, also an der „Brustgasse“, an Stelle der Mauer Häuser errichtet (sie waren schon im 16. Jahrhundert vorhanden), durch welche schmale Durchgänge auf den Kirchplatz führten.

Diese „Brustgasse“ war lange Zeit so recht bloß eine „Hinterhausgasse“, wie einst auch die alte Herrengasse. Denn auf der einen Seitekehrten fast nur die Hinterhäuser der tiefen Ring-Kurien der Gasse ihre unansehnlichen Fronten zu und auf der anderen Seite standen nur schmale und ärmliche Handwerkerhäuser. Die Gasse, welche allerdings nur eine sehr bescheidene Länge hatte, erfreute sich nicht einmal eines Kretschamhauses. Noch heute erinnert die Zusammengehörigkeit der Häuser Nr. 75 (Barasch), das die eine Seite des Hinter- oder Kränzelmärktes beherrscht — Nr. 76, schon im Anfang des 18. Jahrhunderts die „goldene Schnecke“, Nr. 77 „Altes Rathaus“ — mit den betreffenden Ringhäusern an die alten baulichen und Grund-

verhältnisse. Gegen die neuere Zeit hin hob sich der Charakter der „Brustgasse“ einigermassen. Das Eckhaus der Albrechtsstraße, der „Gelbe Löwe“, beherbergte schon im Anfang des 19. Jahrhunderts die vom feinsten Publikum besuchte „Zuckerbäckerei“ des Schweizers Orlandi, eines der ersten Pioniere des „süßen Gewerbes“ in Breslau. Das Haus war Anfang des 18. Säkulums ein Kürschnersitz gewesen. Doch existierte in der Brustgasse an der Ecke des Kränzelmarktes schon zur Zeit der preussischen Okkupation ein Kaffeehaus. Auf derselben Seite erinnert das Hausymbol „Daniel in der Löwengrube“ — jetzt bloß noch „Löwengrube“, Nr. 72 — an die bibelfesten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts. Auf der Ost- oder Kirchenseite der Brustgasse erzählte schon vor 200 Jahren die Bezeichnung „zur goldenen Waage“ (Nr. 8) von der Existenz eines Reichkrämergeschlechts (Albrecht . . . Bourgarde). Erst die neueste Zeit stellte den alten Zustand auf dieser Seite des Magdalenen-Kirchplatzes wieder her, indem sie die drei schmalen, schäbigen Häuschen beseitigte, von denen das eine ein altes Goldschmiedehaus war. Seit 1825 gab es auch keine „Brustgasse“ mehr. Sie war der Schuhbrücke angeschlossen worden.

Auf der Ostseite der Kirche ward der Kirchhof niemals verbaut. Hier behauptete sich die steinerne Mauer bis in unser Jahrhundert. Sie fiel erst 1823. Ihr Wahrzeichen war die sogenannte „Dompnigsäule“. Diese schöne Betsäule, welche ein Kreuzigungsbild krönt, eines der besten Denkmäler mittelalterlicher Steinbildnerei, dessen Meister leider unbekannt ist, stammt aus dem Jahre 1491 und soll der lokalen Tradition zufolge zum Gedächtnis jenes Rats-Vorsitzenden und Landeshauptmanns (Oberbürgermeisters) Heinz Dompnig gesetzt worden sein, welcher am 5. Juli 1490 das Bestreben, dem gewaltigen Herrscher Matthias Corvinus von Ungarn die Rechte und Interessen seiner Vaterstadt preiszugeben, mit dem Tode auf dem Blutgerüste büßen mußte. Erst in neuester Zeit ist aber nachgewiesen worden, daß die Säule mit Unrecht Jahrhunderte hindurch den Namen Dompnigs getragen hat. Sie ist vielmehr zum Andenken an den 1291 verstorbenen Ratsherrn Matthias Foyt errichtet worden. Dieser Mann war aber gerade einer der erbittertsten Gegner Dompnigs im Räte und dürfte nächst Hans Haunolt das meiste dazu beigetragen haben, daß dem ehrgeizigen Streber der Prozeß gemacht wurde. Foyt gehörte einer jener jüngeren Patriziersippen an, welche aus der Zunft emporgekommen waren; er entstammte einer Kretschmerfamilie. Das tragische Ende des Heinz Dompnig hat ihm mit der Zeit zu

einer wohlwollenden Legende verholten. Die angebliche Dompnigssäule wurde bei Abbruch der Mauer an die Ecke des Senioratshauses, gegenüber dem Predigergäßchen, übertragen, wo sie noch jetzt zu sehen ist.

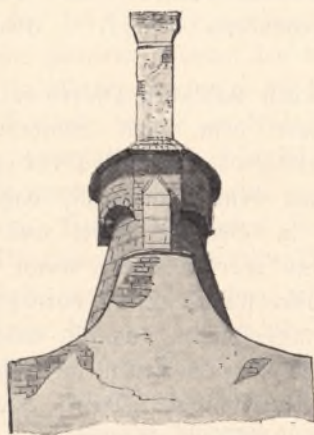
Die „hintere Brust“ oder „Wurstgasse“, welche übrigens im 16. Jahrhundert noch zur Pfnorrgasse gerechnet wurde, jetzt Altbüßerstraße 5—12 und 59, hatte von jeher einen Stich ins Vornehme. Schon im Mittelalter stand hier bis 1418 das Steinhaus der preußischen Ordensritter. Auf den Kirchhof herüber schaut noch heute mit seiner langen Front das die Ecke der Albrechtsstraße bildende alte Gräflich Schlegenbergische Haus, von welchem schon früher die Rede war. Seltsam klingt das Hausymbol „Zur stillen Musik“ und wird erst deutlicher, wenn wir hören, daß es früher „Zur englischen Musik“ hieß, also wohl Zeugnis von der beschaulichen Frömmigkeit eines seiner Besitzer — war es der Waid- und Schönfärber-Älteste, der es im Beginn des 18. Jahrhunderts besaß? — ablegen sollte.

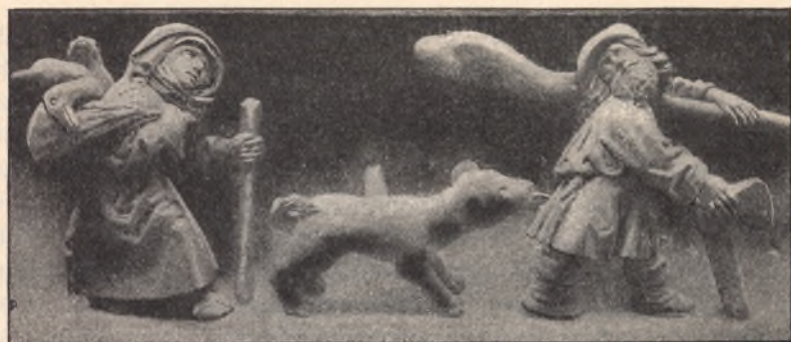
Zwischen dem neuen stattlichen Pfarrhofe von Maria-Magdalena und dem alten Seniorhause kroch unter drei Schwibbögen das schmale Predigergäßchen hindurch, von dem man sagte, daß es das höchste Pflaster in Breslau habe, weil es niemals überschwemmt worden war, wenn die ganze Stadt unter Wasser stand. Einen vornehmen Ruf hatte vor bald 200 Jahren das alte wackere Weinhaus von Gottfried Kappels Erben, an welches noch das heutige Hausymbol „Drei Weintrauben“ des alten stattlichen Hauses erinnert. Ja „trinkbar“ war die alte „Wurstgasse“ im höchsten Grade trotz ihrer Kürze. Denn auf der anderen Seite stand, eine Ecke zur Ohlauerstraße bildend, eine Bierburg erster Güte und von ehrwürdigem Alter, unzweideutig bezeichnet durch das Symbol „Zwei Kegel“. Dieser Sitz des braunen Nasses war so gewichtig, daß man sogar die ganze



Gasse zeitweise „Bei den zwei Kegeln“ nannte. Allerdings ist das alte Haus, von welchem am Spätnachmittag des 7. Mai 1849 der Aufstand seinen Anfang nahm, längst einem kolossalen, modernen Renaissancebau gewichen, der auf der Seite der alten „Wurstgasse“ in bunter Abwechselung allerlei Geschäften, u. a. dem Heim und Aßungslokal der hiesigen Vegetarier, der „Thalysia“, Unterschlupf bietet. Die andere Ecke zur Ohlauischen Gasse bildete das alte Kretschamhaus „zu den drei Hechten“.

Seit 1825 gibt es keine „Wurstgasse“ mehr. Sie ist der Altbürgerstraße angegliedert. Trotz der jungen Renaissance aber, die sich hier neben die Reste von Alt-Breslau gedrängt hat und stolz auf sie herab blickt, weht und webt hier im Schatten der altherwürdigen Maria-Magdalenenkirche noch etwas von dem Hauche der alten Stadtzeiten.





Die Dominsel in alter Zeit.

Die Erinnerungen an die sogenannte „Dominsel“, d. h. an die Zeit, in welcher es dort ein von starken Oderarmen zusammen mit dem Hauptstrome gebildetes Eiland gab, sind verblaßt, die Konturen der ehemaligen Insel im Osten, Norden und Nordwesten verwischt. Im Osten sendete der Strom einen starken Arm ungefähr im Zuge der heutigen Gräupnergasse nordwärts, dann nordwestlich über den gegenwärtigen Domplatz hinterm Kapitelhause weg. Er vereinigte sich auf dem Gebiete des jetzigen Botanischen Gartens mit dem westwärts in sanften Windungen hinfließenden Arme, welcher das nördliche Gestade der Insel bildete. Dieses schloß hier die Südhälfte der jetzigen Kreuzstraße bis zur Friedensburgstraße, die Martinistraße und den größten Teil des heutigen Gneisenauplatzes ein. Bei der Mündung des nördlichen Armes in die Sandoder lief die Insel in eine Landspitze aus. Das Eiland ist die älteste Kulturstätte innerhalb des Breslauer Stadtgebiets. Die seit 20 Jahren wiederholt bei gelegentlichen Ausgrabungen gemachten Funde sprechen von einer einige Jahrtausende alten Niederlassung. Ursprünglich — das erzählen sie — war das Eiland mit Haselgesträuch, Pappel-, Weiden- und Erlengebüsch bestanden, in welchem sich Uuer, Eber, Hirsch, Reh u. tummelten. Dann richteten sich Ansiedler aus Rücksicht auf das niedere, leicht überschwemmte Niveau in Pfahlbauten ein, deren Reste

man in Gestalt von eichenen Pfählen und Bohlen fand. Auch daß diese Urbewohner unbekannter Rasse Buchweizen, Weizen und Hirse bauten und Obstbäume pflanzten und Viehzucht und natürlich besonders Fischerei trieben, haben die Funde dargetan. Wann diese Pfahlbauer gelebt haben, liegt unterm Schleier der Vorgeschichte. Später ist das Niveau der Insel durch wiederholte Aufschüttungen erhöht worden, wahrscheinlich aber erst dicht vor und während der historischen Zeit. Der Anbruch derselben fällt in unserer Heimat mit der nahezu vollendeten Christianisierung zusammen, die übrigens nicht, wie polnischen Quellen stets nachgebetet wurde, unter polnischer, sondern unter böhmischer Herrschaft geschah. Erst der polnische Eroberer Boleslaus I. setzte sich am Ende des zehnten Jahrhunderts auf dem gedachten Eilande fest und legte eine feste Burg darauf an, deren 1017 zum ersten Male Erwähnung geschieht.

Das slawische Inseldorf — das nach einem völlig Unbekannten „*Pratisslaw*“ genannt erscheint — muß bereits Bedeutung gehabt haben. Wie hätte man es sonst zum Sitz des neugeschaffenen Bistums knapp vor dem Jahre 1000 gemacht, wodurch Breslau (*Wrotizla*) zum ersten Male in der Geschichte auftritt. Doch es ist nur ein spärliches Dämmerlicht, das auf das damalige Insel-Breslau fällt. Wir wissen nur, daß es mit seiner Burg einen politischen Mittelpunkt und wahrscheinlich in Verbindung mit der vielleicht auch schon besiedelten Sandinsel und dem am rechten Ufer gelegenen Dorfe Elbing den Knotenpunkt eines primitiven, aber lebhaften Handelsverkehrs bildete. Stromauf und stromab dehnt sich an beiden Ufern der Wald. Wer dachte an eine künftige deutsche Handels-Metropole? Von den Bischöfen nach dem ersten Johannes vom Jahre 1000, der später selbst bei den kirchlichen Chronisten in Vergessenheit sank, weiß die Geschichte nichts. Denn was eine für Historie ausgegebene Legende von sechs ersten welschen Bischöfen, die in Smogra und Ritschen residiert haben sollen, zu berichten weiß, ist eine Komposition sehr später Zeiten. Was die sonst recht ehrenwerten Chronisten Hanke und Henel von einer bereits von dem legendenhaften Bischof Urban in Smogra 983 angelegten und von dem ebenso legendären Bischof Lucilius vermehrten Büchersammlung, dem angeblichen Anfang der Dombibliothek, zu erzählen wissen, ist eitel Fabel. In dem gedachten Jahre existierte das Bistum noch gar nicht. Ein Bischof in diesem Lande und in jenen Zeiten konnte seinen Büchervorrat wahrscheinlich in einem Kasten unterbringen.

Erst nach einer sehr dunklen, von heidnischen Aufständen und Kriegsnöten erfüllten Periode erscheint um 1050 unter der vorübergehenden Herrschaft des böhmischen Herzogs im Lichte der Historie ein wahrscheinlich welscher Bischof Hieronymus als Inhaber des geistlichen Hirtensitzes auf der Flußinsel. Wie unsicher aber noch die Geschichte dieser Zeit ist, geht daraus hervor, daß er in der Bischofsreihe eines kirchlichen Chronisten, der von jenem ersten Johannes nichts mehr und von den sechs legendären Bischöfen noch nichts weiß, überhaupt als erster Bischof aufgeführt wird. Er „soll“ die erste, natürlich hölzerne, Domkirche aufgeführt haben. Das schließt aber nicht aus, daß eine solche schon vorher dagewesen ist und bloß während der Anarchie in Flammen aufgegangen war.

Man muß sich die Zustände der Dominselstadt, wenn überhaupt diese Bezeichnung gebraucht werden darf, nur möglichst schlicht und ländlich-schändlich vorstellen. In der Burg mag freilich ein gewisser barbarischer Eurgus geherrscht haben, auf den die armen Hörigen mit Ehrfurcht blickten. Die „Residenz“ der Bischöfe hat sich in jenen dunklen Zeiten und wahrscheinlich noch recht lange im Norden der Kirche in einem sehr einfachen Hause von Lehm und Bindewerk befunden. Noch im Beginn dieses Jahrhunderts führte das alte Haus „zum Haupt Johannes“, das in dem Abschnitte der Kleinen Domgasse hinter dem Schwibbogen am Kapitelhause steht, die Benennung „leimerne (lehmerne) Residenz“, offenbar als Tradition vom ältesten Bischofshofe, welcher sich hier in der Nähe des nordöstlichen Gestades der Insel befand.

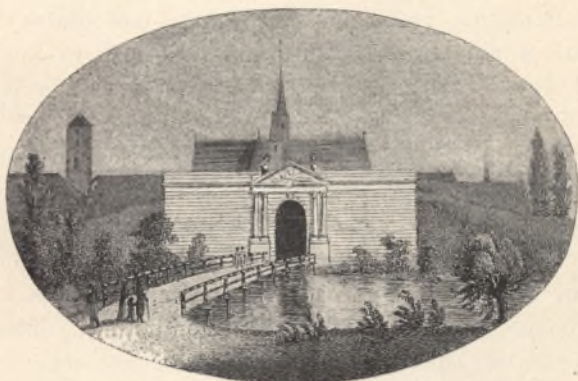
Im 11. Jahrhundert tauchen aus dem Dunkel auch schon die Namen der Martini- und Ägydiienkirche auf. Es waren sicherlich Holzbauten in romanischem Stile. Denn bei uns zu Lande reicht im Kirchenbau das Holzzeitalter bis knapp an die steinerne Gotik heran. Die Martinikirche war lediglich Burgkapelle und stand innerhalb der Burgmauern. Erst dem Bischof Walter (1149—1169), welcher im Rufe einer hohen Gelehrsamkeit steht, haben alle Chronisten nachgesagt, daß er die Domkirche von Stein habe erbauen lassen. Man weiß nichts näheres davon. Jedenfalls ist es nicht die gegenwärtige. Denn damals hatte man hier noch keine Ahnung vom gotischen Stil und steckte im Kirchenbau noch vollständig im spätromanischen Stile.

Ein helleres Licht fällt auf die Dominsel mit der allmählichen Herausschälung Schlesiens aus dem Verbande des polnischen Reiches, als der erste Herzog eines selbständigen Schlesiens, Boleslaus der Lange,

seinen Wohnsitz in der Domburg nahm. In der Nachbarschaft der Dominfel hatte sich manches geändert. Die Sandinsel war der Sitz eines mächtigen und reichen Klosters geworden, gleich dem Elbing. Auf dem linken Ufer dehnten sich Niederlassungen ins Land hinein. Der Wald drüben wich mehr und mehr zurück. Eine neue Zeit ragte herein, in der man schon die Züge des Deutschtums wahrnehmen konnte. Ihr Repräsentant war der junge blonde Prinz Heinrich, der deutsche Sitte und Sprache pflegte und mit seiner deutschen Gattin Hedwig drüben am linken Ufer bei der Sandbrücke eine Kurie bewohnte. Doch noch immer war der Dominfel-flecken der geistige Mittelpunkt des üppig ausblühenden Stadtlebens. Die Domschule, deren unter Herzog Heinrich I. ausdrückliche Erwähnung geschieht, bot bescheidene lateinische Bildung und behauptete sich noch lange als eine höhere Lehranstalt des Mittelalters.

Als im Frühling 1241 jählings der Mongolensturm über Schlesien hereinbrach, flohen die deutschen und polnischen Bewohner der linksuferigen Stadt, welche sie den flammen preisgegeben hatten, mit ihrer Habe auf die vom Wasser umflutete Dominfel und hinter die Mauern der geräumigen Burg. Die Legende hat diese Episode mit viel Phantasie ausgeschmückt. Flammen vom Himmel hätten die Mongolen von einer Berennung der Burg abgeschreckt. Die Gefahr ging rasch vorbei. In kurzer Zeit wuchs drüben auf jungfräulichem Boden im Anschluß an die früheren linksuferigen Niederlassungen eine deutsche Handelsstadt empor, in wenigen Jahrzehnten das Dominfel-Städtchen in Umfang, Volkszahl und wirtschaftlicher, ja bald auch politischer Bedeutung weit überflügelnd. Es sank fast im Handumdrehen zu einem bloßen Vororte herab. Seine Bedeutung behauptete es nur noch dadurch, daß die Herzöge Boleslaw, Heinrich III., Wladislaw und Heinrich IV. wieder ihre Residenz in der alten Domburg aufschlugen, daß der Rat der jungen deutschen Stadt hier nichts zu sagen hatte, und die Domkirche den geistlichen Mittelpunkt Breslaus bildete. Allerdings war es den Bischöfen oft genug zu schwül in der Nähe der Burg, mit deren herzoglichen Bewohnern man oft auf sehr gespanntem Fuße lebte, sodaß die Bischöfe lieber hinter den Mauern von Ottmachau eine Zuflucht suchten. Inmitten dieser rauhen Zeitläufte, wo trotz aller derben, oft bis zur ärgsten Ulfese und Selbstquälerei gehenden Frömmigkeit der eiserne Streitkolben entschied und der Eid nur leicht wog, fürsten sich an Bischöfen vergriffen und Bischöfe das Panzerhemd über das geistliche Kleid zogen,

gewinnt ganz besondere Bedeutung das Bild des Bischofs Thomas I., welcher neben seiner oberhirtlichen und intensiv politischen Tätigkeit noch Zeit für ein Lebenswerk fand, das die Folgen seiner sonstigen Taten überlebt hat. Es ist dies die gotische Domkirche, welche er in der Mitte des 13. Jahrhunderts — man nennt das Jahr 1244 — zu bauen begann. Zum ersten Mal setzte die damals noch junge gotische Baukunst, die im deutschen Westen bereits schöne Erfolge errungen hatte, ihren Fuß auf schlesischen Boden. Doch konnte sie sich noch nicht völlig der Herrschaft des spätromanischen Stils entziehen. So zeigen namentlich die Steinarbeiten im Chor noch romanisierende Partien. Der genannte Bischof führte bis zu seinem Tode (1268) unter tatkräftiger Unterstützung der Herzöge Boleslaw II.



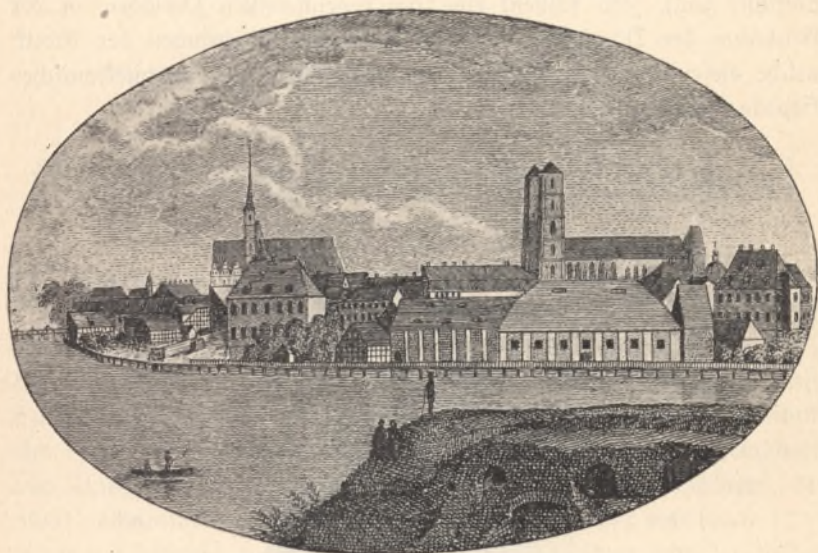
Alte Dombrücke.

und Heinrich III. den Chorbau des neuen schönen Domes bis zum Dach empor und setzte seinem kirchlichen Kunstsinne ein herrliches Denkmal. Aus derselben Zeit stammt auch die gegenwärtige Gestalt der dem Dome eng benachbarten kleinen Ägyptenkirche, welche in noch höherem Grade die Nachwirkung des romanischen Stils in einigen Rundbogen zum deutlichen Ausdruck bringt. Zunächst waren es wohl süddeutsche Meister, welche jetzt und auch später am Dome bauten, weshalb sich seine Gotik von süddeutschem Gepräge zeigt, welches erst später dem dunkelroten norddeutschen Backsteine wich. Eine ganz besondere Eigenart zeigt der Dom in den vier Türmen, von denen freilich nur die zwei vorderen vollendet sind, während die zwei hinteren nur angedeutet erscheinen. Wenn auch

die späteren Bischöfe die schöne Bauenergie Thomas' I. besessen hätten, wie viel herrlicher müßte sich die Kathedrale noch ausnehmen!

Während der Regierungszeit des ritterlichen und zugleich hervorragend bürgerfreundlichen und kunstsinigen Herzogs Heinrich IV., dessen Beinamen „der milde Fürst“ ihn treffend und erschöpfend charakterisiert, sah die auf lauter altpolnische Traditionen zurückblickende Domburg in ihren Räumen ein sanges- und farbenfrohes Bild deutschen Rittertums und eine gelehrte Tafelrunde von Freunden und Vertretern der mittelhochdeutschen Poesie. Herzog Heinrich IV. ist uns ja selbst als Minnedichter überliefert in der berühmten Pariser Handschrift. Neben weniger bekannten Minnesängern erscheinen der sagenhafte Tanhuser (Tannhäuser) und Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, als gefeierte Gäste in der glänzenden Tafelrunde der alten Domburg bei fröhlichem Gelage und süßem Saitenspiel. Freilich war es nur ein kurzer poetischer Einschlag in das derbe und rauhe Gewebe der Zeit Der fanatische Bischof Thomas II. war ein Mann, mit dem ein Heinrich IV. auf die Dauer nicht auskommen konnte. In den letzten Jahren der Regierung des Herzogs brach endlich 1284 mit der öffentlichen Verkündigung des bischöflichen Bannfluches über Heinrich IV. der offene Kampf aus (es handelte sich um irdischen Besitz!). Auf dem engen Raume zwischen dem Bischofshofe und der Burg kam es zu Zusammenstößen. Der Dompropst hielt zum Herzoge. Auch die Dominikaner und Minoriten nahmen für ihn Partei. In der Kathedrale erklärte laut ein Dominikaner den bischöflichen Bann für ungültig und sprach in gleicher Weise draußen zum Volke. Der Bischof hatte sich geflüchtet. In dem Kampfe kam auch der Gegensatz zwischen dem Polentum, das im Domkapitel dominierte, und dem Deutschtum zum Ausdruck. Als der Herzog sich mit raschen und kühnen Streichen zum Herrn der Lage gemacht hatte, schloß er mit dem Bischofe großmütig seinen Frieden, um die Hände für seine groß angelegte polnische Politik frei zu bekommen. Vorher aber erfolgte die Begründung des Stifts zum heiligen Kreuz und der Beginn des Baues der dazu gehörigen Kreuzkirche anno 1288. Doch der jugendliche Fürst erlebte das Ende des Baues nicht. Mitten aus weitaussehenden politischen Unternehmungen rief den Eroberer Krakaus der Tod in der Johannismacht von 1290 ab. Man hat ihn vergiftet! schrie das Volk, ob mit Recht, kann niemand sagen. Aber es hat doch eine eigene Bewandnis mit diesem Sterben gehabt. Knapp nach der Beisetzung des Toten produzierte

der Bischof in der Domkirche das vom Herzog angeblich vor seinem Ableben gewährte „große Privileg“, wodurch er durch Verzicht auf Neisse-Ottmachau zu Gunsten des Bischofs den Grund zum Kirchenlande legte. Auch kam ein ebenso zustande gekommenes „Testament“ zum Vorschein, welches allen politischen Anschauungen des Herzogs ins Gesicht schlug. Hiervon kam aber nur die Überlassung der Domburg und ihres Gebietes zu Gunsten kirchlicher Zwecke zur Ausführung. Mit Heinrich IV. Tode verblich die politische Bedeutung der Dominsel vollständig. Um so schärfer spitzte sich aber der Gegensatz zwischen ihr und der Stadt zu. Hier herrschte das kraftbewußte deutsche



Dominsel.

Bürgertum — dort eine deutschfeindliche, polnisch gesinnte Klerisei. Die Dominsel wurde völlig bischöfliches Territorium. Allmählich sank, als auch Herzog Heinrich V. nach kurzer Regierung gestorben war, die verödete Domburg in Trümmer. Sie hatte mit ihren Baulichkeiten, Höfen und Türmen ungefähr das Terrain des kurfürstlichen Waisenhauses, des Blinden-Instituts und der Martinistraße einschließlich der Kirche eingenommen. Auf ihrem Gebiete und aus ihren Steinen baute man Kurien für die Kanoniker des Domes vom Johannes Baptista und vom heiligen Kreuz. Als bleibendes Denkmal des „milden Fürsten“ aber stiegen die schön gegliederten Formen der

gotischen Kreuzkirche empor, deren Chor 1295 geweiht ward. Doch auch sie zeigte noch die Einwirkung des spätromanischen Stiles in der Errichtung einer Krypta oder Unterkirche (zum heiligen Bartholomäus) und den stark romanisierenden Formen des herrlichen Grabdenkmals ihres Stifters. Als erster Baumeister der Kreuzkirche gilt der magister lapicida Wyland. Herzog Boleslaw schenkte ihm 1309 „den Garten auf dem Elbing, dem Kretscham gegenüber frei von aller Dienstbarkeit“ In dieselbe Zeit — Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts — gehört auch der Neubau der alten Martinikirche, die in ihrer Krypta und ihren Bogen gleichfalls noch romanische Einflüsse zeigt. So schließt eine der bedeutsamsten Perioden in der Geschichte der Dominsel mit dem siegreichen Eindringen der Gotik welche diesem Stück Alt-Breslau sein eigenartig-schönes architektonisches Gepräge aufgedrückt hat.





Geschichtliches von der Dominsel.

Es waren wilde, anarchistische Zeitläufte im Anfang des 14. Jahrhunderts, als das erstarrte Polen wieder die Hände nach dem vielzersplitterten Schlesien ausstreckte und der Rat der deutschen Stadt Breslau nach dem rettenden Anschlusse an Böhmen Ausschau hielt. Seit kein Herzog mehr auf der Dominsel residirte, hatte das Polentum hier einen sehr regsamen Vorposten inmitten des Domkapitels etabliert. Der Kampf zwischen den deutschen, den Patriziergeschlechtern der Stadt entstammenden, und den polnischen Domherren war sogar 1319 in einem Schisma zum Ausdruck gekommen, indem jede der beiden Parteien für sich einen Bischof gewählt hatte. Dann brandete auch der Wogenschlag des großen zwischen dem Kaiser Ludwig und dem französischen Papste Johannes XXII. ausgebrochenen Kampfes, der die gesamte Kleriker- und Laienwelt spaltete, auch bis hierher in den Osten. Der päpstliche Legat, der möglichst viel Geld aus dem Interregnum herauszuschlagen trachtete, lag in fortwährendem Kampfe mit dem deutschen Bistumverweser Nikolaus von Banz, der auch Rat des Herzogs Heinrich VI. war. Im Einverständniss mit der polnischen Partei streiften die Feinde bis hart an die Stadt. Damit standen räuberische Anschläge auf die Dominsel in Verbindung. Einbrüche in die halbfertige Kathedrale und Überfälle der Domherrenskurien und deren Ausplünderung durch polnische Freibeuter und ein-

heimische Schnapphähne, die im Dienste des Herzogs Boleslaw von Liegnitz-Brieg, eines Parteigängers des polnischen Königs, standen, waren nichts seltenes. Es war dies eben auch eine Form des Krieges. Diese Vorgänge wirkten desto gehässiger, je unverhüllter der päpstliche Legat Peter von Auvergne, ein Franzose, für das Polentum Partei nahm. Nun kam es gar eines Tages im Winter 1326/27 zwischen ihm und dem Kanonikus Joh. Wiener vom Kollegiatstift zum hl. Kreuz zu einer Szene, in deren Fortgang der Legat dem Kanonikus, welcher einer der vornehmsten Stadtfamilien angehörte, ins Gesicht schlug. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in der Stadt. Die erboste Bürgerschaft rannte mit Schwert und Speiß, den Herzog und die Konsuln an der Spitze, nach der Dominsel, um die dem deutschen Domherrn angetane Schmach zu rächen. Es gab da einen argen Tumult und den polnisch gesinnten Domherren ward arg mitgespielt. Der Welsche aber mußte sich verbergen und flüchtete später nach Krakau. Nicht lange und die Dominsel ward Zeuge eines neuen Gewaltstreiches polnischer Herkunft. Als Heinrich von Banz in der Ägydienkirche eine Kapitelsitzung abhielt, überfielen Reifige des Liegnitzer Herzogs das Kirchlein und schleppten Banz nach der Oderburg Jeltsch bei Ohlau, wo dieser freilich bald erlöst ward. Ob dieser Vorgänge war die Stimmung eine so böse, daß der neugewählte Bischof Nanker, ein Pole, sich lange nach der Dominsel zu kommen fürchtete. Wer bürgte dafür, daß, wenn wieder 'was passierte, ihm das Volk von Breslau einen ungebetenen Massenbesuch im Bischofshofe machte? Mittlerweile erfolgte anno 1327 der Anschluß Breslaus an die Krone Böhmen und auch auf der Dominsel mußte man sich dieser der polnischen Partei äußerst fatalen Tatsache fügen. Kaum waren die Konflikte mit den päpstlichen Legaten zu Ende, so brach der bekannte Streit zwischen dem König Johann und dem Bischof Nanker (1339) aus. Nun waren auf der Dominsel, deren unsicheren Boden der Bischof bald verlassen hatte, die Königlichen und die Breslauer, die zusammenhielten, wieder einmal die Herren. An einem Spätherbsttage erschienen einige Konsuln mit Ratsknechten und Schlossern und ließen die verschlossenen Türen des Domes gewaltsam öffnen und neue Schlösser vorlegen, damit der Kirchenschatz von den Anhängern des Bischofs nicht fortgeschleppt werden könnte. Bald darauf ward auf alles Kirchengut die Sperre gelegt. Der Bischof in Reise kämpfte natürlich mit Bann und Interdikt. Es handelte sich auch diesmal um rein weltliche Dinge.

Schöne, friedliche Zeiten kamen über die Dominsel erst wieder mit dem jungen, hochgebildeten und weltmännischen Bischof Preczlaw von Pogarell, der dem klugen und kulturfreundlichen König und Kaiser Karl IV. sehr nahe stand. Erst während der friedlichen, blühenden Zeiten der Mitte des 14. Jahrhunderts, die dem Breslauer Bistum die Bezeichnung „das goldene“ einbrachten, ging es an einen ruhigen und stetigen Fortgang des durch die langen Wirren und den Geldmangel unterbrochenen Dombaues. Das Langhaus und wenigstens einer der vorderen Türme wurden in dieser Zeit vollendet. Der haufrohe



Ansicht der Kreuz- und Domkirche.

und fromme Bischof ließ aus eigenen Mitteln um 1361 die schöne Marien-Kapelle bauen, für welche 1380 Peter Orler, ein Prager Meister, die marmorne Grabfigur des 1376 verstorbenen Preczlaw von Pogarell schuf. Im Dienste dieses kunstsinigen Kirchenfürsten, welcher überhaupt der erste „studierte“ Breslauer Bischof gewesen zu sein scheint (er befand sich im Augenblicke seiner Wahl noch auf der Hochschule zu Bologna), stand als Hofmaler Simon von Gnechwitz, welcher den Domchor, die Marien- und Mansionarien-Kapelle mit farbigem Bildwerk schmückte. Der Bischof verließ dem Künstler ein Grundstück östlich des Oderarmes beim Eingange in den Hinterdom, also an der Ostseite der heutigen Gräupnergasse.

Auch in der Kreuzkirche, die zu dem vom Herzog Heinrich IV. reichdotierten Kollegiatstift zum h. Kreuz gehörte, wurde während des 14. Jahrhunderts gebaut und der westliche Teil samt dem vorderen Turme vollendet. Die Kanoniker eben dieses Kreuzstiftes zeichneten sich in dieser Periode des ersten Aufblühens der Renaissance, der Wissenschaften und der Literatur in Italien durch wissenschaftlichen Eifer vor allen Stiftsleuten Breslaus aus. Sie sicherten dadurch der zum kleinen Vorort ohne Handels- und Gewerbsleben herabgesunkenen Dominsel, die ja auch noch die angesehene, aber wenig gepflegte Domschule besaß, einen gewissen geistigen Vorrang vor der lediglich von merkantilen und gewerblichen Interessen beherrschten mächtigen Handelsstadt am linken Stromufer. Da glänzt besonders der Dechant des Kollegiatstiftes zum h. Kreuz, der Magister Nikolaus Wendeler (aus Neumarkt), als ein Mann von umfassender Bildung, feinem Kunstsinne, Herzensmilde und reinen Sitten — was in der damaligen Klerisei was sagen wollte! — hervor. Er besaß einen scharfen Blick für die Schattenseiten seiner Zeit und sah die religiösen Stürme der Zukunft voraus. Er beschäftigte sich viel mit der Arzneikunst und manche seiner Heilmittel gegen die Pest wurden noch von Fachleuten der Neuzeit anerkannt. Er vermachte seine reichhaltige Bibliothek der erst vor kurzem begründeten „Liberey“ (Bücherei) des Kollegiatstiftes. Diese wurde später mit der Dombibliothek — deren hauptsächlichsten Bestandteil sie gebildet haben dürfte — vereinigt. Wendeler, der am Abende seines Lebens viel in Italien wissenschaftlichen Studien lebte, starb im Anfange des 15. Jahrhunderts. Ebenfalls vom gleichem Streben erfüllt waren seine Stiftsgenossen Petrus von Brieg, der auch Arzt war, und Franz von Neumarkt.

Im Domkapitel ragte als hochbegabter und feinsinniger Träger des jungen italienischen Humanismus der Archidiaconus Nikolaus von Posen hervor, welcher nach dem Tode des Bischofs Preczlaw (1376) die Selbständigkeit des Bistums furchtlos gegen päpstliche Eingriffe verteidigte und während der bischofslosen Zeit die Zügel führte. Leider ward durch einen recht grob-materiellen Anlaß eine schwere Heimsuchung über die Dominsel und ihre kirchliche Aristokratie heraufbeschworen.

Im Widerspruch gegen das Biermonopol des Rats von Breslau und gegen das Meilenrecht der Breslauer Zünfte ließen die Domherren durch ihre Vikare das feinere Schweidnitzer Bier, das sie direkt

bezogen, billiger als in der Stadt ausschänken. Man kann sich ja den Ärger des benachteiligten Rates denken. Dieser „Bierkrieg“ dauerte ja schon lange. Als nun der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechanten, zu Weihnachten 1380 einige Fässer Schweidnitzer Bier schickte, ließ sie der Rat, um ein Exempel zu statuieren, kurzer Hand wegnehmen. Darauf schleunigst Bann und Interdikt. Nun machte im Juni 1381 gerade König Wenzel seinen ersten Besuch in Breslau, umgeben von einer starken Soldateska. Sein wohlberechtigter Wunsch nach zeitweiliger Aufhebung des Interdikts begegnete bei der Dom- und Stiftsgeistlichkeit des Sandes und Elbings scharfer Ablehnung. In der Erbitterung hierüber ließ nun der jähzornige und rohe Fürst seine raublustige Soldateska erst auf die Güter der gedachten Klerisei los und führte sie dann in eigener Person nach der Dominsel, wo er die Kurien des Bischofs und der Domherren der Plünderung und Verwüstung preisgab. Es wurde nach Herzenslust geraubt und verwüstet. Als die böhmische Horde fertig war, tafelte der „würdige“ König von den Vorräten der Geistlichkeit und nahm vom Raube das beste für sich. Diese scheußliche Episode heißt in der Breslauer Geschichte der „Pfaffenkrieg“. Den Breslauern war nicht wohl dabei. Der Bierstreit wurde nachträglich vom Könige dahin entschieden, daß sich das Domkapitel zwar direkt Schweidnitzer Bier kommen lassen, dasselbe auch frei ausschänken durfte, aber nicht an Einwohner der Stadt, denen der Rat den Besuch der Domschenken zu verbieten verpflichtet wurde. . . . An Konflikten mancherlei Art fehlte es nicht. Man war eben zu dicht benachbart. Hatte einer in der Stadt was „ausgeessen“, so brachte ihn die Flucht über die Dombrücke in Sicherheit und es hing vom guten Willen der Dombehörde ab, ob sie ihn auslieferte. Diese Dombrücke spielte also als Verbindungsglied zwischen zwei verschiedenen Rechtsgebieten, welche gleichwohl im innigsten Verkehr mit einander standen, eine wichtige Rolle. Im Jahre 1423 fiel die vermutlich vom hohen Alter morsche hölzerne Brücke einer Katastrophe zum Opfer. Als eben der Bischof Konrad mit der Palmsonntags-Prozession hinüber war, brach sie zusammen und es ertranken viele Menschen. Natürlich wurde eben nur wieder eine hölzerne Brücke gebaut.

Das 15. Jahrhundert war überhaupt eine bange, drohende Zeit für die Bewohner der Dominsel. Erst mußte das kaum notdürftig befestigte Eiland vor den Hussiten zittern. Dann kam der lange Krieg,

den der Bischof Konrad — ein Sproß des Ölser Fürstenhauses — in Gemeinschaft mit der Stadt Breslau mit den verbündeten ritterlichen Schnapphähnen von ganz Schlesiens zu führen hatte, denen sich gelegentlich auch Fürsten zugesellten, z. B. der leibliche herzogliche Bruder des Bischofs. Einen besonders pikanten Zug erhielt diese düstere Ritter- und Räuberromantik dadurch, daß sich den teilweise hussitischen Freibeutern mehrere Jahre hindurch auch der bisherige Dompropst Gramis zugesellte, als er mit seinen rechnerischen Künsten zu Ende war. Dieser begabte und vielgewandte geistliche Lebemann war nämlich im Auftrage des Baseler Reform-Konzils der General-Kollekteur der Ablassgelder für die böhmischen und polnischen Länder gewesen. Aber sein Parteistandpunkt, noch mehr sein Abscheu gegen jede Rechnungslegung, hatten ihn in schlimme Verwicklungen mit dem Bischof gebracht. Einmal schon — just am Weihnachtsabend von 1440 — hatte ihn Konrad im Bischofshofe einsperren lassen. Dann war es bei dem Versuch einer Berechnung, wahrscheinlich in der Dompropstei (Mai 1441), zwischen ihm und den Domherren zu einem Handgemenge gekommen, worauf man ihn abermals einsperrte. Er hatte zwar demütig um Gnade gebeten und freiwillig auf die Dompropstei verzichtet. Dann war er aber durchgegangen und zwar stracks zu einem der ärgsten Freibeuter, dem Opitz von Tschirne auf Schloß Muras, mit dem er nun das „Geschäft“ gemeinsam betrieb. An einem Januar-Abend von 1445 befand sich bereits die Dominsel-Bevölkerung in vollster Flucht nach der Stadt, weil die brennenden Dörfer der Nachbarschaft einen Überfall der verbündeten Raubritter in nächste Aussicht stellten. Er unterblieb zwar, denn die Stadtsoldateska stand bereit, aber die Furcht dauerte fort. Stand doch selbst Bischof Konrad, der wegen seiner enormen Schulden zum „freiwilligen“ Verzicht genötigt worden war, auf dem Sprunge, sich mit bewaffneter Hand wieder im Bischofshofe festzusetzen.

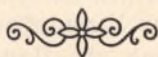
In der kurzen Ruhepause machte eine Bluttat von sich reden. An einem Tage anno 1458 erstach Heinrich Skoppe den Bürger Jakob Rothe unter der Türe der Ägydienkirche. Der Mörder, ein Sohn des Erbherrn „zum Domslau“, entkam. Doch zwei Jahre später kam es zu einem Ausgleich, wie damals üblich. Der Totschläger mußte „fünf Mark Zinse verreichen für 50 Mark abzulösen“. Diese Zinsen sollten die Ratmannen jährlich einmahnen „und die an des Rothe Seelen Seligkeit wenden und sie alle Jahre armen Leuten nach ihrem Erkenntnis um Gottes Willen geben“.

Als die Stadt Breslau in den großen Kampf mit dem Böhmenkönig Georg Podiebrad getreten war, ging die Angst für die Bewohner der Dominsel von Neuem los. Dem Bischof, der ja ein Tscheche war, ging die Politik der Breslauer sehr wider den Strich, auch manchem bequemen Domherrn. Dagegen stand das Kollegiatstift zum heil. Kreuz treu zur Stadt. Es war auch dem Domkapitel sehr zuwider, als der Rat die Dom-, Kreuz- und Peter Paul-Kirche befestigen und mit städtischen Streitkräften besetzen ließ. Zu Weihnachten 1462 ließ der Rat in aller Eile eine hölzerne Brücke zwischen der Dominsel und der Neustadt bauen und zur Verteidigung einrichten. Sie stand bis 1514. Auch wurde das ganze Ufer der Dominsel durch ein Palisadenwerk befestigt.

Während der nachfolgenden unruhigen Zeiten wurde gleichwohl von 1465 an einige Jahre hindurch an der großen Westhalle des Domes gebaut und hierüber vor dem Räte zwischen dem Kapitelsvertreter und den Maurern Hans Berthold und Franz, den Erbauern der Bernhardinkirche, ein genauer Vertrag abgeschlossen. Auch verpflichtete sich anno 1465 der städtische Schlosser (!) Jos. Pfauenberger, einen neuen „Segger“ (Uhr) an der Domkirche anzubringen. Er bekam 30 Mark Heller und den alten Segger als Angabe.

Man kann nicht gerade sagen, daß die damals exemplarisch katholischen, aber auch gut deutsch gesinnten Breslauer mit besonderer Achtung und Zärtlichkeit auf die Dominsel geblickt hätten. Es herrschten hier offenbar sehr „ländliche“ Zustände, welche den strengen Begriffen des Rats von öffentlicher Ordnung und guter Sitte widersprachen. Als das Kapitel 1470 um eine städtische Besatzung zum Schutze gegen die Raubzüge der Glazener Hussiten bat, erwiderte der Rat: Die Domherren möchten doch selbst Kriegsvolk anwerben. Sie brauchten sich übrigens vor den Glazern nicht zu fürchten, man würde sie wohl in der Stadt bei Zeiten gewahr werden. Die Kleriker hätten vielmehr Ursache, sich vor den Buben, Spielern und anderem schlechten Gefindel zu fürchten, das sich täglich auf dem Dom versammle. Der Stadtschreiber Eschenloer bemerkt geradezu in seinem zeitgenössischen Geschichtswerk: „In der Stadt ließ man Niemanden spielen, aber auf dem Dome war das öffentliche Spiel und alle Unziemlichkeit, die in der Stadt verboten waren, gang und gäbe. Alle bösen Leute, Männer und Weiber, die man aus der Stadt trieb, wurden auf dem Dome gehegt“. Welch eine Kritik über die damaligen Zustände auf der „heiligen Insel“!

Indessen behauptete trotz aller Verwahrlosung die Dominfel doch noch ein Stück ihrer Kulturbedeutung gerade gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Und zwar war hier — ob in dem alten Hause „An der Kreuzkirche“ Nr. 6 — oder an dessen Stelle — das noch im Anfange dieses Jahrhunderts die „fürstbischöfliche“ oder „alte Druckerei“ hieß, bleibe dahingestellt — die erste Breslauer Buchdruckerpresse in Tätigkeit. Der Inhaber derselben war Caspar Elyan, Unterkantor am Kollegiatstift „zum heiligen Kreuz“ und später jüngster Domherr und Lizentiat, jedenfalls ein sehr gebildeter Mann und anschlägiger Kopf. Man kennt jetzt eine Reihe von Drucken lateinischer Schriften aus dieser Presse, die ältesten aus 1475. In Breslau selbst legte man der Sache offenbar gar keine Bedeutung bei. So konnte es kommen, daß die kleine Druckerei Elyans, als dieser in einen anderen Ort übersiedelte (1482) oder mit einer Sendung betraut wurde und in der fremde etwa 1486 starb, in Vergessenheit geriet. Die (Druck-) „Geräte“ waren einem Bürger Hans Kluge, dem Elyan wahrscheinlich Geld schuldete, übergeben worden. Auch traten am Ende des 15. Jahrhunderts einige, besonders den Breslauer Patriziergeschlechtern entstammende Domherren als bedeutende Vertreter des sieghaft vordringenden Humanismus auf, so z. B. der als bedeutender Kenner des Griechischen und gewandter lateinischer Poet bekannt gewordene Joh. Sauer mann und der als Botaniker und Arzt hervortretende Berthold Mariensfuß. Allerdings war der Bischof Johannes IV. Roth (1482—1506) selbst ein eifriger Förderer der humanistischen Wissenschaften und ein sehr gelehrter Mann, der sich in Gemeinschaft mit dem Breslauer Hauptmann Haunold und dem Stadtschreiber Mornberg die erdenklichste Mühe gab, Breslau zum Sitz einer Hochschule zu machen . . . So fällt denn noch am Ende des Mittelalters, zumal auch einigermaßen Ordnung und Sicherheit in der Umgebung herrschte, ein freundliches Sonnenlicht auf die Dominfel.





Dom Hinterdom.

Diese Bezeichnung ist heut nur noch der älteren Generation geläufig. Sie galt aber Jahrhunderte hindurch für die jenseits der Dominsel gelegene äußerste Vorstadt. Seit einigen Jahrzehnten hat sich dieselbe indessen so ausgedehnt und entwickelt, daß der Name „Hinterdom“ historisch genommen nur noch einem Teile der Scheitniger Vorstadt zukommt. Er reichte von der Dom-Oder, welche im Zuge der heutigen Gräupnergasse vom Strome hereinkam und im nordwestlicher Richtung dicht hinter der Kathedrale fortfloß, bis zum Ende der großen Scheitniger Gasse, wo das alte Alzisehäuschen und das nunmehr im Hintergrunde des Gartens zu Nr. 14 der Kleinen Fürstenstraße liegende alte Wachthäuschen die äußersten Punkte bildeten, und vom Ufer des Oderstromes bis zu einem vom Domplatze bis zum Ende der Scheitniger Gasse verlaufenden Halbbogen, der genau der heutigen Kleinen Scheitnigerstraße entspricht.

Von dieser Linie bis zur verschollenen Vinzenz-Oder am Lehm-damm dehnte sich Jahrhunderte lang bis an die Schwelle der Neuzeit die mit Gebüsch und Tümpeln durchsetzte Wiesen- und Feldflur.

Bis in die neuere Zeit hinein war der Hinterdom das, was man ironisch eine „schöne Gegend“ zu nennen pflegt. Denn trotz der Nähe des Domes mit seinen vielen Gelegenheiten zur Frömmigkeit war der Ruf besagter Vorstadt, wie man zu sagen pflegt, „nicht fein“. Überall in die wenig bebauten Gassen hereinklickende ländliche Idylle,

„Schlätereier“ in Gestalt von windschiefen „Kaluppen“ und halb in die Brenneffeln gesunkenen Zäunen, von Kehricht-, Schutt- und Misthaufen, viel Weltlust bei schäumendem Bier und blinkendem Schnaps, bei jauchzenden Fiedeln, in Gesellschaft leichtgeschürzter Dirnen, ein Durch- und Nebeneinander von wackeren bescheidenen Leuten ohne Vorurteil, die auf ihrer Scholle saßen, ihren Kohl bauten oder Fischerei und Schiffferei oder irgend ein Handwerk trieben — allerdings sämtlich „Pfuscher“ in den Augen der Breslauer Innungsmeister — und



Der Dom.

leichtem fahrenden Volk, das in den Schänken oder in den Büschen herumlag, und überall richtige „polnische“ Wirtschaft, wo ein fetter Bissen und ein tiefer Trunk unendlich mehr galt als ein reines Hemde — das war vor Zeiten das Signalement des Hinterdoms. Und die Bewohner aller anderen Vororte sahen verächtlich auf diese ärmliche und äußerst zweifelhafte Gesellschaft herab.

Als die Breslauer in rabiater Tugendhaftigkeit anno 1551 das „sündhafte Haus“ am Winkel beim Odertore (am Ausgange der Oderstraße) umrissen, jagten sie die Bewohnerinnen desselben einfach nach dem Hinterdom, als wenn sich das von selbst verstände. Zum Jahre 1559 lesen wir, daß ein 97 jähriges Weib, „hinter dem Turm wohnend“,

wegen vieler Untaten ersäuft wurde: „sie hat — heißt es in der Notiz — lange auf dem Wasser wie ein Schaum geschwommen, ehe sie untergegangen ist.“

Ohne Zweifel ist der Hinterdom, dessen älteste Teile wahrscheinlich am Ufer der Oder zu suchen sind, schon in der altpolnischen Zeit als Vorort der Dom- und Burg-Gemeinde entstanden. Er dürfte auch seiner Lage nach erst später völlig germanisiert worden sein und viel länger als der Elbing den Charakter des polnischen Dorfes bewahrt haben. Die bis tief ins 14. Jahrhundert, ja noch später, im Domkapitel sich geltend machenden polnischen Einflüsse haben sicherlich der Germanisierung des Hinterdoms keinen Vorschub geleistet. Daraus ließe sich allerdings leicht der niedere Stand seiner Bevölkerung in Vermögen und Moral und der Umstand erklären, daß der Hinterdom, der durch seine Lage einer direkten Berührung mit der deutschen Stadt entrückt war, gewissermaßen als Ablagerungsplatz für allerlei menschlichen Auswurf galt.

Er stand unter dreierlei Gerichtsbarkeiten: unter der fürstbischöflichen, unter der des Dom-Dechanten und derjenigen des Magistrats. Aus diesem Grunde wohl erhielt, wie aus der Stadtrechnung 1468 hervorgeht, der „flodar“ oder Schultheiß des Hinterdoms einen Zuschuß aus der Kämmereikasse.

Als Schauplatz besonderer Ereignisse tritt dieser Vorort nicht hervor; aber gelitten hat er in den Kriegzeiten wie nur irgend ein unbeschränktes Dorf. Im Winter von 1474 zu 1475 legte auf Wunsch des Rats König Matthias sein festes Lager in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hinter-Doms gegen die Vinzenz-Oder hin an, wo er sein furchtbares „schwarzes Heer“ unterbrachte. Wie mögen die Bewohner des Vororts unter dieser Nachbarschaft gelitten haben! Während des 30jährigen Krieges verbanden den Hinterdom mit den gegenüberliegenden „Ziegelscheunen“ (jetzt Lessingplatz) wiederholt (1632, 1640, 1642) auf Monate Schiffbrücken, welche die kaiserlichen Truppen, bald fliehend, bald vorrückend passierten.

Die geistliche Verwaltung kümmerte sich offenbar wenig um die Wohlfahrt der Bewohner. Als die alte Brücke über den Oderarm dicht hinter der Kathedrale eingestürzt war, mußte 20 Jahre ein schlechter Steg vorhalten, bis 1597 eine ordentliche, ziemlich lange Holzbrücke nach der Hauptgasse des Hinterdoms gebaut wurde.

Nachdem die Preußen am 1. Januar 1741 den Hinterdom besetzt hatten, rückten sie am 2. über diese Brücke gleichzeitig mit

einer anderen Kolonne, die vom Sande her kam, auf die Dominsel. Mit dem Eingreifen der neuen preussischen Ordnung scheint sich hier manches gebessert zu haben. Von 1771—1782 wurden die Sand- und Dominsel und der Hinterdom durch die Anlage des Springstern-Werkes (Sternstraße) und ausgedehnter Befestigungen, deren Abschluß die kasemattierte Silberschanze beim Strauchwehre bildete, in das Verteidigungssystem der Stadt einbezogen. Dadurch wurde die Dom-Oder in einen Wallgraben verwandelt und die Westseite des Vorortes am Dome mit Schanzen versehen, während ein anderer Wallgraben südöstlich daran hinstrich bis zur Paßbrücke.

Der Hinterdom zählte am Anfange des 19. Jahrhunderts etwa 150 Häuser, die allerdings meist von Holz waren. Die Hauptgasse, in welche man auf der erwähnten Brücke über den Oder-Wallgraben und durch eine breite Pforte in die Verteidigungswerke gelangte, hieß damals „Hirschgasse“, nach dem alten lustigen Kretscham und Tanzboden zum „Weißen Hirsch“, wo man sich, wie erzählt wird, sehr ungeniert in Hemdsärmeln und „Latschken“ beim Klange der Fiedeln um die „Saulen“ drehte. „Das erste Gebäude des Hinterdomes auf der linken Seite an der Straße nach Scheitnig zu“ — die Ecke des Domplatzes und der heutigen Kleinen Scheitniger Straße bildend — war eine einem Wachszieher gehörige noble „Tabagie“, die den damals zeitgemäßen Namen „Zur ländlichen Philosophie“ führte und deren Hauptanziehungspunkte ein großer hübscher Garten und ein Billard waren, damals noch ein seltener Luxus. Ebenfalls im vorderen Teile des Hinterdomes lag das Grundstück mit den „Fleischbuden“ und das eines Dr. Lindner, wo sich neben einem besuchten Kaffee-Garten eine Augenklinik befand. Derjenige Teil des Hinterdomes, der sich von dem durch eine Schleuse verschlossenen Wallgraben (am Ausgange der heutigen Gräupnergasse) längs des Stromufers hinzog, wo es schon damals an Brantwein-Schänken nicht fehlte, hieß in seinem vorderen Teile „der Flügel“, nach den Wasserstauungs-Vorrichtungen am früheren Ausfluß der Dom-Oder. Der östliche und weitaus größte Teil der heutigen Uferstraße mit ihren Nebengäßchen hieß „Neu-Scheitnig“, umfaßte über 50 Häuser und stand unter städtischer Gerichtsbarkeit.

Als im Anfange des Winters von 1806 die feindlichen Truppen vor Breslau erschienen, überzeugte sich das Gouvernement von der Unmöglichkeit, die ausgedehnten Hinterdom-Befestigungen gegen eine regelrechte Belagerung zu halten und ließ am 6. Dezember alle diese

Schanzen und Kasematten durch ein Streifkommando rasch in die Luft sprengen. Sand- und Dominfel waren allerdings noch hinreichend durch die Burg-, Ziegel- und Sandbastei gedeckt. Aber auch der preisgegebene Hinterdom war wenig geeignet, den Feinden einen Stützpunkt zu bieten. Das Gouvernement versicherte daher den geängstigten Bewohnern dieses Vorortes noch am 8. Dezember, daß derselbe nicht gleich den anderen Vororten abgebrannt werden solle. Wenige Stunden später war der Gouverneur anderer Ansicht. Es blieb den Bewohnern des Hinterdoms nicht mehr die nötige Zeit, all' ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Als die von der Festung aus geworfenen Pechfränze nicht den gewünschten Erfolg erzielten, schickte der Gouverneur „freiwillige“ heraus, um die Brandlegung in gründlicher Weise durchzuführen. Den Bewohnern ward das Löschen ihrer Wohnungen bei Todesstrafe verboten. Den Anfang machten die kommandierten Brandstifter mit dem obengenannten Etablissement zur „ländlichen Philosophie“. Das Gebäude wurde so lange bewacht, bis es völlig in flammen stand. An diesem Tage wurden noch acht Besitzungen dem gleichen Schicksal überliefert. Einige Tage später gab man noch 19 Häuser der Stromseite dem gefräßigen Elemente preis. Ein Kartätschenhagel aus der Festung verhinderte die unglücklichen Bewohner an der Rettung ihrer Habe, verscheuchte aber nicht das tollkühne Raubgesindel, welches alles stahl, was die flammen verschonten. So sank ein großer Teil des Hinterdoms in Schutt und Asche. Die flammen beleuchteten in der Nacht den Dom, den Sand, die Sternbastei und das linke Ufer taghell. Die Obdachlosen flüchteten teils auf entfernte Dörfer, teils in die nächsten Kirchen und so namentlich in die Bartholomäus-Krypta der Kreuz-Kirche.

Es macht einen recht häßlichen Eindruck, wenn authentisch berichtet wird, daß Dom und Hinterdom während der Dauer der Belagerung viel mehr durch Kugeln aus der „befreundeten“ Festung, als durch Geschosse der Batterien des Feindes litten, der überhaupt diese Seite Breslaus schonte.

Der Sonnenschein des Friedens heilte allmählich die geschlagenen Wunden. Infolge der Einführung der Städte-Ordnung in Breslau 1809 wurde der Hinterdom als wirkliche Vorstadt mit der Stadt vereinigt, und mit dem Säkularisations-Edikt von 1810 hörte die geistliche Gerichtsbarkeit auf. Der dem Dome zugekehrte Westrand unterlag einer totalen Umwälzung, indem die Festungswerke völlig geebnet

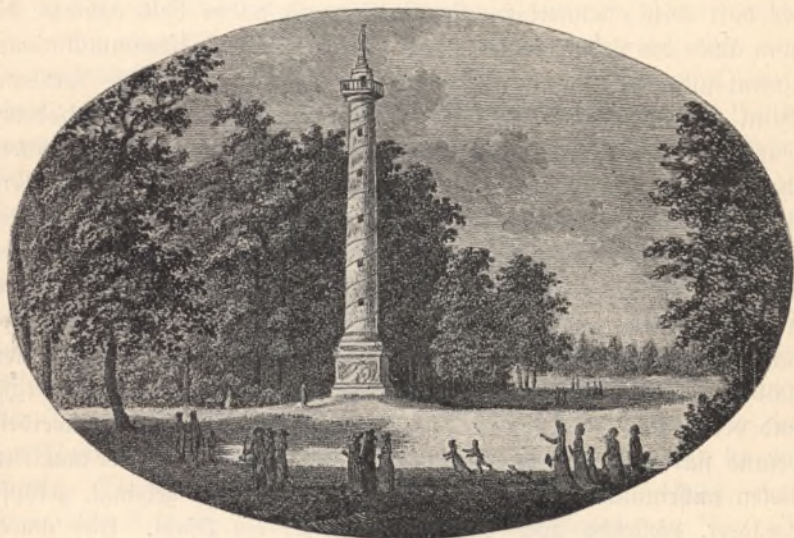
wurden. Es blieb nur ein Rest des alten Dom-Oderarmes und Wallgrabens übrig, der als „Hirschgraben“ noch viele Jahre ein übelständiges Dasein führte. An die Stelle früherer Holzklitschen traten mehrfach stattliche ein- und zweistöckige Häuser. Auf der Stelle der 1806 eingäscherten „ländlichen Philosophie“ erstand ein langes, ansehnliches Gebäude, das den ersten eleganten Breslauer Tanzsaal, den „Apollo-Saal“, enthielt, wo sich die besseren Elemente der Bevölkerung mit Vorliebe einfanden.

Die bisherige „Hirschgasse“ wurde Scheitniger Gasse genannt, obwohl es aus historischen Gründen richtiger gewesen wäre, ihr den Namen „Hinterdom-Straße“ zu geben, und man es bei einer Scheitniger Gasse — so nannte man nämlich auch die den Hinterdom nördlich einrahmende Allee — füglich hätte bewenden lassen können.

Die Hauptstraße dieser Vorstadt konnte allerdings bis in die Neuzeit hinein nicht ihren vorstädtischen Charakter verleugnen. Der „Weiße Hirsch“, der in seiner Art auch in die neue Zeit hinein weiter florierte, der von einem Kreuzfiger gleich einem Wahrzeichen beherrschte Doppelseingang in den sogenannten „Laurentiusplatz“, eine Reihe alter, niedriger Häuschen und das alte, biedere Ausspann-Gasthaus zum „Goldenen Adler“ gaben ihr ein eigenes Gepräge. Und dieses verlor sich auch nicht, als wider alle Tradition gerade in dieser noch immer den allerletzten Rang einnehmenden Vorstadt sich ein glänzender Tempel des Vergnügens durch die zu Weihnachten 1837 erfolgte Eröffnung des „Wintergartens“ auftrat. Er war mit einem für das damalige Breslau unerhörten Glanz und Luxus ausgestattet und wurde bald der Zielpunkt der vornehmen und wohlhabenden Gesellschaft der Stadt. Er war vor 50 Jahren „das besuchteste, eleganteste und anständigste“ Etablissement von Breslau und übte nach mancherlei Schicksalen auch noch vor 30 Jahren als Sitz des Sommertheaters eine große Anziehungskraft aus. Aber dieser „Tempel“ sank, ohne den Hinterdom auf eine höhere Stufe gehoben zu haben, wieder auf das Niveau desselben herab.

Eine echte Hinterdom-Partie war der schon erwähnte „Laurentiusplatz“. Ein Platz war es allerdings nicht, sondern eine Menge von Gassenwinkeln — der eine hieß „Kampfelwinkel“, von der schlichsten Hausbiersorte —, die in ein häuserloses, sich hinter dem Laurentius-Kirchhof bis zum nordöstlichen Ende des Hinterdoms schlängelndes Gäßchen ausliefen, und eine Sammlung der jämmerlichsten und unheimlichsten Kaluppen aufwiesen. — Die Hirschgasse, die jetzt der

Träger der alten Tanzboden-firma wurde, ging von der Scheitniger- bis zur Ufergasse und wies eine Reihe idyllischer Gehöfte auf, wo Tischler und andere Gewerbetreibende sich gehörig breitmachen konnten. — Das Gräupnergäßchen neben dem Rinnsal des alten Dom-Oder-Urnes war schon vor 50 Jahren dicht bebaut. Das Eckhaus der Scheitniger Gasse hieß zuerst die „Kümmelecke“ und verwandelte sich dann in ein „Crucifix“ (jetzt einer der schönsten Neubauwerke dieser Vorstadt). Weiterhin befand sich der Kaffeegarten „Zur Hoffnung“. Das Gäßchen wies, wohl schon aus früheren Tagen, noch einen „Grünen



Der Hohenlohesche Park, jetzt Scheitniger Park.

Berg“, einen „Goldenen Anker“, einen „Weißen Löwen“, ein Haus „zu unserer lieben Frauen“ und einen „Segen Jakobs“ auf. — Die Ufergasse machte am Ausgange der 30er Jahre einen äußerst primitiven Eindruck und war meist von Schiffen und Arbeitern zweifelhaftester Sorte bewohnt. Hier florierten die Branntwein-Brennereien, und das „Seelenbad“ zum Andenken an eine uralte Stiftung, wonach armen Leuten ein Bad gewährt werden sollte, — der „Seelöwe“ und der „h. Laurentius“ standen bei den Verehrern eines guten Kümmeles in gutem Rufe, wenn auch der Ruf der Gesellschaft, die sich dort traf, nicht der beste war. — Von den Gäßchen, die im Rücken der Ufergasse die allerältesten Hinterdom-Traditionen in Ärmlichkeit und Verlumptheit fristeten, war vor

50 Jahren wenig zu sagen. Die Gellhornsgasse wies nur 4, die Hintergasse 10, die Schulgasse und die Kirchhof- (jetzt Marien)gasse nur einige Häuser bescheidenster Bauart auf.

Den nördlichen Saum des Hinterdoms bildete, wie schon angedeutet, die sogenannte Kleine Scheitniger Gasse. Dieselbe wies vor 50 Jahren aber nur 8 Häuser auf; denn eigentlich war es eine hoch gelegene Landstraße, von der man rechts auf Unger und Gärten, links aufs freie Feld sah. Sie sandte zuerst einen häuserlosen Weg neben dem damals noch „neuen“ Aldalbert-Friedhofe zu der dort ebenso häuserlosen Sterngasse, und nahm bald dahinter die vom Ende des Lehmдамmes durch die Auen auf den Kommunikationsdamme führende Pappel-Allee auf, die sich in der Gasse fortsetzte. Beim „Seidelgärtel“ und dem schrägüber wie ein vorgeschobener Vorposten der Vorstadt daliegenden einsamen Kaffeehause von „Brigittenthal“ schlug die Landstraße eine südöstliche Richtung ein, führte an dem im freien inmitten des Friedhofes stehenden alten Laurentius-Kirchlein vorüber und traf am Ende der Scheitniger Gasse beim Alzisehäuschen auf die nach Schwoitsch resp. Grüneiche führende Landstraße, bildete aber gleichzeitig mit der 1782 vom Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen nach Scheitnig angelegten schönen Allee einen spitzen Winkel. Innerhalb dieses Winkels, dessen Schenkel jetzt von der Kleinen Fürstenstraße und dem letzten Abschnitt der Kleinen Scheitnigerstraße gebildet werden, befand sich früher die Hochgerichtsstätte des Domes. Später markierte diesen unheimlichen Ort, wo so mancher Verbrecher gehängt, geköpft, gerädert, vielleicht auch verbrannt wurde, ein Pfahl. Hier wurde noch 1802 der wegen Mordes verurteilte Ungar Troer geköpft, dessen Hinrichtung deshalb allgemeines Interesse erregte, weil der berühmte Breslauer Arzt Dr. Wenzel am abgeschlagenen Haupte des Delinquenten sensationelle Experimente behufs Feststellung der letzten Lebensäußerungen anstellte. Die letzten Reste des „Galgenteiches“ wurden beim jüngsten Schulhausbau in dieser Gegend beseitigt.

Der nächste Grund, weshalb der Hinterdom nicht recht emporkommen wollte, war wohl der Mangel einer direkten Verbindung mit der Stadt. Es bestanden zwar zwei Überfahren — am Ende der Gräupnergasse und der Kirchhofgasse (wie dort noch jetzt) —, aber sie verbanden den Hinterdom nur sehr primitiv mit dem öden Holzplatze.

Am Ende der 50er Jahre wurde ein Lauffteg — die „Paulinenbrücke“ — zwischen dem Holzplatze und der Gräupnergasse errichtet.

Aber erst der Aufschwung der 70er Jahre brach die Lethargie, die bis auf die neueste Zeit hinein auf dem Hinterdom gelastet hatte. Der Bau der Lessingbrücke (1875) und die Anlegung der Adalbert- und Paulstraße mitten durch die verplankte alte Hinterdom-Welt legten breite Breschen in sie und nahmen den alten Fluch von ihr. Neben den ebengenannten neuen Straßen modernisierte sich die Scheitniger Straße und erweiterte sich die Hirschgasse nach Norden und eroberte sich den oben erwähnten Kommunikationsdamm bis zum Lehmdamm. Der alte Chaussee-Rahmen, die kleine Scheitniger Gasse, verwandelte sich in eine wirkliche Straße mit fast ununterbrochenen Häuserfronten. Das schmutzige Viertel von St. Laurentius durchquerte eine neue Laurentiusgasse und ließ nur wenige Reste des ehemaligen „Platzes“ übrig, mit ihnen das Kreuzifix. Der Umwandlungsprozeß des Hinterdomes schreitet unaufhörlich fort; er hat fast gar kein einziges Gäßchen unberührt gelassen; er hat aber auch außer dem Neubau der Laurentiuskirche (1858) einige andere kirchliche Bauten hervorgebracht: das St. Josephsstift der Grauen Schwestern in der Gräupnergasse, das Hedwigshaus in der Hirschstraße und die Kirche zum Herzen Jesu in der Hintergasse. — Doch schon ist der Hinterdom nicht mehr die äußerste Vorstadt auf dieser Seite. Im Norden ist eine neue in der Bildung begriffen, deren Hauptadern die Sternstraße und die Straße Am Brigittenthal sind. Eine andere schiebt sich im Osten vor, an den Flanken der alten Fürsten-Allee nach Scheitnig und der in eine stattliche Tiergartenstraße verwandelten ehemaligen Landstraße nach Schwoitsch-Grüneiche; und da keine Lokal-Bezeichnung die alte Tradition festhält, wird in einigen Jahrzehnten der „Hinterdom“ ebenso der Vergessenheit verfallen, wie die „Tschepine“.





Die Dominsel bis zur Ankunft der Preußen.

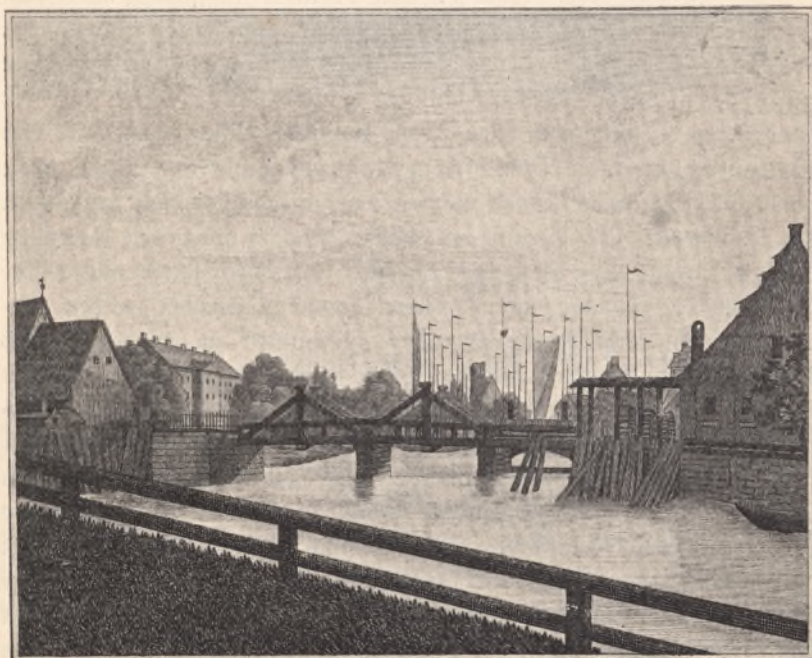
Auf der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts war der kleine Dominsel-flecken wieder einmal der Schauplatz von allerlei Skandal und Unruhe. Der gelehrte und energische Bischof Johannes IV. Roth, welcher den Beschluß durchsetzte, daß keinem Polen mehr eine Domherrnstelle verliehen werden dürfe, war mit seinem Kapitel wegen der von ihm beabsichtigten Reformen in einen schlimmen Hader geraten, welcher sogar zu Handgreiflichkeiten führte. Domherren wurden festgenommen und fortgeführt, andere flüchteten. Es gab Tumulte und die skandalösesten Plakate wurden angeheftet. Dieser Skandal setzte sich bis in die Stadt hinüber fort. Natürlich nahm die Bevölkerung der Dominsel den leidenschaftlichsten Anteil an diesen Kämpfen auf engem Raume. Wegen der den Kollegiatherren vom heiligen Kreuz vom Bischof gestatteten roten Kleidung statt der braunen waren die Domherren mit jenen beinahe handgemein bei den Prozessionen geworden. Die Dominsulaner bildeten auch dieserhalb Parteien. Es muß erhebend gewesen sein. Dazu kamen nun noch äußere Gefahren. Als die Majorität des Domkapitels beschlossen hatte, keinen Fürsten mehr zum Bischof zu wählen und auf Betreiben des Bischofs Johannes Roth den ebenso weisen als gelehrten Ungarn Johannes Turzo zum Koadjutor resp. Nachfolger wählte, kannte der Jörn der schlesischen

fürsten keine Grenzen. Es brach ein förmlicher Krieg aus. Die Domherren, welche gegen Turzo waren, mußten flüchten. Aber an keinem Tage war man auf der Dominsel vor feindlichen Handstreichern sicher. Die wieder sehr übermütige und zahlreiche Raubritterschaft machte mobil gegen den Dom und am Weihnachtsabend von 1502 vereitelte nur das Glatteis einen Überfall der Dominsel durch die „Reiter, Droher und Brenner“. Zu allem Überfluß ließ ein Erzeß betrunkenener Domkleriker und ihres geistlichen Umgesindes am Sandtor Anfang Januar 1503 die ohnehin böse Stimmung der Breslauer gegen den Dom in hellen Flammen empor schlagen. Der Rat der Stadt, der, gestützt auf seine große politische Macht, eine Art von Oberaufsicht über die Dominsel in Anspruch nahm und hierin schon von König Matthias bestärkt worden war, bemächtigte sich gewaltsam der Schuldigen. Als hierauf die übliche Antwort durch den Bannfluch erfolgte, konnte das Volk von Breslau nur durch starke militärische Besetzung der Zugänge zur Dominsel davon abgehalten werden, hinüber zu eilen und dort drüben alles „zusammen zu schlagen“. Das Verhältnis zwischen den beiden selbständigen Rechtsgebieten der Stadt und des Domes war im hohen Grade unklar. Als es um 1504 zwischen dem Domkapitel und den schlesischen Fürsten zu einem Vergleich kam, ward auch zwischen jenem, der doch nun einmal des städtischen Schutzes gegen äußere Gefahren bedurfte, und dem Breslauer Räte ein Abkommen vermittelt. Der wesentliche Inhalt desselben war: die eiserne Stange mit dem königlich-böhmischen Wappen auf der Mitte der Dombrücke (wo sich heute das eiserne Portal erhebt) sollte das Grenzzeichen zwischen der bischöflichen und städtischen Jurisdiktion bleiben, und wer vom Dome nach der Stadt und aus der Stadt nach dem Dome flüchtete, sollte frei sein; eine Bestimmung, die manchem Leben und Freiheit gerettet hat. Fremdes Bier sollte auf dem Dome nicht verschenkt werden, sondern nur Breslauer Bier; und die Handwerker der Domherren sollten nur für diese in deren Häusern arbeiten dürfen. Nun trat wieder eine Zeit der Ruhe ein.

Bischof Johannes Roth gab durch seinen Baueifer der Dominsel ein neues Gepräge. Wie es scheint, hatten die Bischöfe bis in diese Zeit in der alten Residenz, der sogenannten „Lehmernen“ hinterm Schwibbogen beim Ägädi-Kirchlein, gewohnt. Der genannte Kirchenfürst ließ nun nicht allein eine neue massive Bischofsresidenz auf der Stelle der jetzigen, sondern auch 1500 das Domkapitelhaus an dem vorerwähnten Schwibbogen erbauen und darin das Archiv und die

Dom-Bibliothek unterbringen, welche erst durch seine Zuwendungen und durch die Aufnahme der Wendeler'schen Bibliothek des Kreuzstiftes gelehrte Bedeutung erhielt.

Die Dominsel, welche übrigens auf der Brückenseite durch ein auf Pfählen errichtetes Kastell notdürftig gedeckt war, bot nach Angaben des zeitgenössischen Kreuzherrn Barthol. Stein im Anfange des



Ansicht der Mühlenbrücke über die Oder im N. W. von Breslau

16. Jahrhunderts folgendes Bild. Der weite Raum, auf welchem einst die herzogliche Burg gestanden, wurde noch durch die äußere Mauer markiert. Hier standen 7 Kurien der Kanoniker vom Dome und vom h. Kreuz. Überhaupt faßte die Dominsel 30 meist mit Gärten versehene „Residenzen“ der Kanoniker und Domherren. Der Bischofshof und das Kapitelshaus werden als die ansehnlichsten profanen Baulichkeiten der Insel bezeichnet. Außerdem gab es noch 60 Wohnhäuser, was auf eine noch dichtere Bevölkerung als heute schließen läßt. Die Domkirche, welche damals als die schönste Schlesiens bezeichnet wird, war mit Kupfer gedeckt und von außen bemalt. Erst

1512 waren die beiden vorderen Türme vollendet. Sie müssen mit ihrer zweimaligen Durchsicht im Renaissancestil einen hübschen Anblick gewährt haben. Barthol. Stein nennt auch eine nunmehr verschollene Alexiskapelle „beim Schülerhospital“. Die einst so bedeutende Domschule war schon damals von der bischöflichen Schule in Neisse überflügelt, wohin gegen Ende des Jahrhunderts auch das Priesterseminar verlegt wurde.

Trotz des nur durch die diplomatische Nachgiebigkeit der Bischöfe Jakob v. Salza, Balthasar v. Promnitz und Kaspar v. Logau mühsam verschleierten kirchlichen Gegensatzes zwischen der lutherischen Stadt und dem altkirchlichen Dome, waren die Beziehungen zwischen beiden in dieser Zeit freundliche. Das entsprach ja auch dem regen Verkehr zwischen den eng benachbarten Gebieten. Freilich schloß der Argwohn der städtischen Innungen, daß ihnen die Haus-Handwerker der Domherren doch „ins Handwerk pfuschten“, niemals. Wie freundlich-nachbarlich aber doch das Verhältnis war, das zeigte sich besonders, als in der grauen Frühe des 19. Juli 1540 durch die Nachlässigkeit des Seigerstellers, der bei seinem Geschäft ein brennendes Licht vergessen hatte, ein furchtbarer Brand den südlichen Domturm und das ganze Kirhdach vernichtete. Da der Dom keine Löschmittel besaß, griff die wohlorganisierte bürgerliche Feuerwehr Breslaus unter Führung des Oberbürgermeisters so rasch und energisch ein, daß die Dominsel vor einer Katastrophe bewahrt blieb. Erst anno 1555 war der Turm wieder aufgebaut.

Als aber unter dem Eindrucke der drohenden Türkengefahr der Rat 1541 die Einbeziehung des Domes in den Befestigungsring der Stadt in Angriff nahm, stellte sich der alte Widerstand in recht häßlicher Form ein. Bischof Balthasar und das Domkapitel hatten bereits in einem Abkommen die Errichtung von drei Bastionen, Wällen und Streichwehren zugestanden. Als man im Anfang des Winters bereits in vollster Arbeit war und nun natürlich auch die Domherrengärten am Ufer der Oder angetastet wurden, erhoben die geistlichen Herren ein großes Geschrei, daß man kurzer Hand die Fruchtbäume umhacke, wiesen plötzlich Briefe vor, die ihren Besitzstand schützten und beschuldigten den Rat der Stadt des gewaltsamen Vorgehens. Der Rat mußte nun allerdings die Arbeiten einstellen und hatte genug zu tun, sich in Prag zu verteidigen. Die Angelegenheit hinterließ ihren Stachel.

Als sich seit der Inthronisation des landfremden Bischofs Andreas Jerin (1586) auf der Dominsel der Geist der Gegenreformation

mächtig zu regen begann und gleichzeitig zwei Jesuitenväter, die bereits seit 1581 auf der Dominsel wirkten, in der Peter Paul-Kirche eine provozierende Tätigkeit entfalteten, blickten die lutherischen Breslauer, die ja nicht bloß wegen der Türken, sondern auch zum Schutze ihrer durch Kaiser Rudolf II. bedrohten Glaubensfreiheit den ganzen Bastionen- und Wallgürtel der Stadt mit schwerem Gelde umbauten und verstärkten, voll Haß und Mißtrauen auf die benachbarte „heilige Insel“, die nun erst recht „Feindesland“ zu werden anfing. Die freilich mißglückte Entführung eines Magdalenschülers durch die Jesuiten rief hieben einen Sturm der Entrüstung hervor und ihm mußten die Jesuiten für dieses Mal weichen (1595).

Die Dominsel hatte als Sitz der bischöflichen Gewalt „seit Menschengedenken“ die Auszeichnung genossen, daß jeder Landesherr, der zur Huldigung nach Breslau kam, zuerst den Dom besuchte, bevor er sein Hoflager in der Stadt aufschlug. So war es seit den Königen aus dem Luxemburger Hause fast 300 Jahre gehalten worden. Jeder Herrscher war an der Dombrücke vom Rosse gestiegen, um zu Fuß und barhäuptig dem Haupte der Schlesischen Kirche seine Reverenz zu bezeigen. Zum letzten Male geschah dies durch den zum Nachfolger des Kaisers Matthias ernannten Erzherzog Ferdinand II. von Inner-Österreich, der sich bereits seine Sporen als Bändiger der „Ketzer“ verdient hatte, am 21. September 1617. Der nächste Herrscher, der zur Huldigung anno 1620 nach Breslau kam, der kalvinistische König Friedrich (von der Pfalz), fragte nicht mehr nach dem Dom. Dort drüben fühlte man sich tief gedemütigt durch den Triumph des Protestantismus, so daß das Domkapitel nach der Flucht des Bischofs nach Polen sogar die Konföderation der Schlesier mit den aufständischen protestantischen Böhmen beschwor. Im Falle der Weigerung hätte allerdings die Soldateska ohne weiteres die Dominsel besetzt . . . freilich kam der Umschwung zu Gunsten Ferdinand II. furchtbar rasch mit der Niederlage des „Winterkönigs“ in der Schlacht am Weißen Berge. Nun hatten die Breslauer aber auch gar nichts mehr auf der Dominsel zu sagen und mußten, wenn sie sich auch selbst hinter ihren Bastionen und Wällen noch mit ihrer Glaubensfreiheit geborgen fühlten, doch ruhig zusehen, wie der fanatische Weihbischof Eisch von Hornau drüben die Ausrottung der Ketzerei betrieb und etwaige Widerstrebende in den alten Burgturm — später die „Käufekammer“ geheißen — steckte, um sie mürbe zu machen. Ja, da drüben über der Dombrücke war wahrhaftig „Feindesland“ für

die Breslauer. Dort spann man, wie 300 Jahre vorher, die Unterdrückung.

Da drang auf einmal anno 1632 in die Stille der Dominsel kriegerischer Lärm. Die verbündeten Sachsen, Schweden und Brandenburger hatten Ende August die Kaiserlichen bei Steinau geschlagen und waren in vollem Anzuge auf Breslau. Da nahm der berühmte Graf Dohna, der Urheber der Glaubens-Dracoen, die schleunigste Befestigung der Dominsel in Angriff, schonungslos die Domherren-Jdyll dem Beile und der Hacke preisgebend. Zu spät! Wie rächte sich nun das frühere Widerstreben gegen eine Einbeziehung in den Festungsring der Stadt! Am 5. September kampierten bereits die fliehenden Kaiserlichen auf dem linken Ufer angesichts des Doms. Auf dem Fuße folgten ihnen am 7. die Verbündeten. Die Stadt Breslau behauptete ihre Neutralität, auf ihre Bastionen trogend. Die Domherren und alle, die fortkonnten, flüchteten. Es war hohe Zeit. In der nächsten Nacht passierten die Kaiserlichen die Schiffbrücke zwischen dem Platz „bei den Scheunen“ (Lessingplatz) und dem Hinterdom und setzten unter steten Kämpfen der Nachhut den Rückzug fort. Auf vielen Kähnen setzten die Verbündeten auf den Dom und Sand über, um sich dort für fast drei Jahre häuslich einzurichten. Zum ersten Male seit einem halben Jahrtausend wurde die Dominsel eine Beute feindlicher Truppen, aber gründlich. Wie das damals Kriegsgebrauch war, warf sich die fremde Soldateska auf eine schonungslose Ausplünderung und Verwüstung der Kirchen und Kurien. Die guten Breslauer sahen's voll Schadenfreude, und Gesindel aus der Stadt und den Vorstädten nahm an der Plünderungsorgie teil. Viel kostbares Kirchengeschloß, Messgewänder &c. gingen dabei zu Grunde oder wurden geraubt. Das Traurigste war die totale Vernichtung der Dombibliothek. Die einzelnen Stücke derselben wurden zerrissen, verbrannt und in die Oder geworfen oder durch Verkauf überallhin verstreut. Es gingen 298 Pergament-Handschriften, 218 Papier-Manuskripte und über 2200 Druckwerke verloren. Nur einige Überreste aus dem Nachlasse Wendelers wurden gerettet. Es begann eine trübe Zeit für die Dominselnbewohner. Ein Jahr später, Mitte Oktober 1633, erschienen die Kaiserlichen unter Schaffgotsch wiederum vor Breslau, diesmal siegreich. Wieder setzten sie sich „bei den Ziegelscheunen“, aber auch auf dem Hinterdom und Vinzenz-Elbing fest, um die Verbündeten auf den Inseln zu blockieren. Ein wilder Geschützkampf tobte unter den Mauern der neutralen Stadt

um den Besitz des Sandes und Domes. Als in der Nacht des 25. November Kaiserliche und Verbündete in einer Ausfallschlacht hart mit einander rangen, in welcher Schaffgotsch eine Niederlage erlitt, geriet der südliche Domturm durch die Unvorsichtigkeit eines sächsischen Büchsenmeisters in Brand und brannte total aus. Die Kaiserlichen zogen ab und die Verbündeten setzten ihr rauhes Garnisonleben — die Sachsen und Brandenburger auf der Dom-, die Schweden auf der Sandinsel — fort. In der Bartholomäuskrypta, wo man selbst die toten Kanoniker aus den Gräbern riß, um nach Schätzen zu suchen, brachte man die Säule unter . . . Als nach dem Prager Separatfrieden von 1635 am 15. Juli die Sachsen 20. von der Dominsel abrückten, verübten sie zum Abschied noch die größten Exzeße. 12 Glocken der Kathedrale und der Kreuzkirche nahmen sie als „Andenken“ nach Meissen mit. Jetzt besetzten kaiserliche Truppen die Dominsel. Doch bald genug überließ der Kaiser die Obhut über die noch von den Sachsen herrührenden Befestigungswerke des Eilandes der städtischen Soldateska, unter deren Schutz die geistliche und Laienbevölkerung wieder aufatmete.

Mit dem Frieden kamen stille, dumpfe Zeitläufte. Einen Bischof bekam man nicht zu Gesichte. Für den polnischen Prinzen und seinen Nachfolger, den kaiserlichen Prinz-General, die nur den Bischofstitel hatten, führte der schon erwähnte Weihbischof Eisch von Hornau die Verwaltung. Er stiftete 1654 zum Gedächtnis seines Wirkens bei der Wegnahme der evangelischen Kirchen die Eischianische Foundation für sechs Welpriester, die in dem 1659 erbauten Hause (Nr. 14 Domstraße) zwischen der Ägyptienkirche und der Domschule untergebracht wurden, wo gegenwärtig bis auf weiteres die Franziskaner siedeln. Der erste wirkliche Bischof seit 40 Jahren, Sebastian Rostock, stellte den abgebrannten Südturm 1668 wieder her. Die sehr schlanken, zierlichen, zweimal durchsichtigen Renaissance-Spitzen standen auf mit Aufsätzen gezierten Umgängen. Durch den nächsten Bischof, den Landgrafen Friedrich von Hessen, erfuhr die Kathedrale auf der Chorseite eine Verdunkelung ihrer gotischen Stilreinheit durch den Umbau der Elisabeth-Kapelle im Jopfstile anno 1680. Die Beendigung ihrer inneren Ausschmückung erfolgte erst 1700.

Das Verhältnis zwischen der Stadt und der Dominsel drohte sich unter dem Druck des kirchlich-politischen Despotismus am Ende des 17. Jahrhunderts dahin umzukehren, daß der Rat des lutherischen Breslau sich vor dem Bischof beugte. Damals saß Pfalzgraf Franz

Ludwig von Neuburg auf dem fürstbischöflichen Stuhle, ein Bruder der Gemahlin des Kaisers Leopold I. Er war gleichzeitig Bischof von Worms und Kurfürst von Trier, also eine stupend vornehme Persönlichkeit. Unter ihm zogen die Franziskaner, die Ursulinerinnen, die Kapuziner und die Minoriten in die Stadt ein und gründeten sich die Jesuiten ihre Universität auf den Trümmern der kaiserlichen Burg. Er war aber auch ein Kavalier; das war bei den hohen Kirchenfürsten des Rokoko Mode. Er ließ sich um 1700 einen Reitstall und eine Reitschule bauen. Am 25. April 1702 weihte der „Kurfürst selbige mit einem pompösen Bankett ein, wozu alle Grandes (Großen) invitirt worden, dabei sich dero Garde zu Pferde mit fliegenden Fahnen und Trompeten und Pauken, welche ein Mohr schlug, präsentiert. Darinnen waren auch zwei wohlgelegene Alkoven gebaut, in welcher die Damen ohne einige Incommodité dem Volgtigieren zuschauen können“ — vermeldet ein zeitgenössischer Chronist. Er ließ aber auch von 1720—1727 durch den berühmten kaiserlichen Baumeister Fischer von Erlach die sogenannte Kurfürstliche Kapelle im prächtigsten Jopffstil ebenfalls an der Ostseite der Kathedrale erbauen, so daß hier deren schöner gotischer Chorbau von den beiden großen Barock-Kapellen wie architektonisch verheimlicht erscheint. Endlich errichtete er um 1720 hart neben der Peter Paul-Kirche, mit der Längsfront gegen die Kreuzkirche das sogenannte Kurfürstliche Orphanotropheum, eines der schönsten Gebäude aus der Barockzeit. Der ursprüngliche Zweck dieser Stiftung war die Erziehung von 100 mittellosen, von nichtkatholischen Eltern herstammenden Waisen für die katholische Kirche, wobei Adelige den Vorzug hatten. Kurfürst Franz Ludwig war nämlich ein eifriger Kämpfer gegen die lutherische Ketzerei.

Aber schon neun Jahre nach dem Tode dieses mächtigen Mannes schnappte das bisherige widernatürliche Verhältnis zwischen der Stadt und der Dominsel wieder in die Natürlichkeit um. Am Nachmittage des 2. Januar 1741 rückte nämlich von Elbing her über die Dombrücke König Friedrich II. an der Spitze einer preußischen Grenadier-Kolonne auf die „heilige Insel“, und just in nächster Nähe des kurfürstlichen Waisenhauses vor der 1726 aufgestellten Nepomuk-Statue von Meister Urbansky überreichte der Domdechant mit einem Kniefall die Torschlüssel. Wieder behauptete die Stadt eine diesmal etwas naive Neutralität und die Preußen richteten sich mittlerweile in den Vorstädten und so auch auf der Dominsel ein. Diesmal

benahmen sich die „Feinde“ sehr gesittet. Eine sehr laut redende Illustration des Umschwungs der Zeiten war es allerdings, als der wegen politischer Umtriebe von den Preußen in Freiwaldau verhaftete Kardinal-fürstbischof v. Sinzendorf nach der Schlacht bei Mollwitz nach Breslau gebracht und auf dem Wege zum Dome, wo er eingesperrt werden sollte, von einer heulenden und tobenden Menge eskortiert wurde. Man ließ ihn jedoch bald frei. Allerdings war die Dompropstei Zeuge eines allerletzten Widerstandes des Domkapitels gegen das preußische Geschick, als die Herren am 12. August den Huldigungseid verweigerten, worauf sie sämtlich ausgewiesen wurden. Doch nach einigen Monaten kehrten sie zurück und huldigten am 7. November ohne jedes Aber. Jetzt war die Dominsel, wenn auch noch immer unter bischöflicher Jurisdiktion, ein für allemal zur kleinen stillen Vorstadt herabgesunken, wo bloß noch die ehernen Glockenzungen dröhnend das Wort führten, sonst aber sabbatliche Stille herrschte. Religiöse Gegensätze hatten im Staate des großen Friedrich, der nicht daran dachte, als Rächer der Protestanten und Verfolger der Katholiken aufzutreten, keinen Raum und so verflüchtigte sich der ehemalige scharfe Gegensatz zwischen Stadt und Dom allmählich in der geistig klaren Atmosphäre des Aufklärungs-Zeitalters. Nur die kirchliche Architektur, das öftere Auftauchen bunter Priester-Gewänder auf der stillen Straße und eine träge Unterströmung in der unteren Schicht, die nicht rasch mitkommt, erinnerte noch an die frühere Bedeutung der „heiligen Insel“.





Die Dominsel in neuerer Zeit.

Der alte Bischofshof bestand aus einem Konglomerat von Gebäuden mit steilen Dächern. Der spätgotische Stil war mit Renaissancezutaten verbrämt. Von der östlichen Ecke des Bischofshofes zum südlichen Turm hinüber spannte sich ein Schwibbogen. Jenseits am Oderufer hatte Kurfürst Franz Ludwig 1720 auf der noch aus dem dreißigjährigen Kriege wüste liegenden Brandstätte einer Domherrenkurie das Alumnat, ein für damalige Zeit sehr imposantes Gebäude, erbauen lassen. Im übrigen trug der Doms Flecken noch ein sehr alterthümliches Gepräge. Der in Rom weltmännisch erzogene Kardinalfürstbischof von Sinzendorf hatte sich, obgleich ihn König Friedrich bald sehr scharf angefaßt hatte, mit diplomatischer Gewandtheit in die neue vom Geist der friederizianischen Aufklärung und Toleranz beherrschte Situation gefunden. Es war eine interessante Illustration derselben, daß der früher so glaubenseifrige Kirchenfürst in seiner Residenz dem protestantischen Herrscher im Sommer 1742 ein glänzendes Ballfest gab. Spielte sich der Kardinal schon hierbei sehr geschickt auf den Voltairianer hin aus, so übertrumpfte ihn hierin noch der junge strebsame und lebenslustige Domherr Phil. Gotthard Graf von Schaffgotsch, welcher auf des Königs Befehl Koadjutor und nach Sinzendorfs Tode (1747) Fürstbischof wurde. Die freigeistige Komödie hielt vor den Unfällen Friedrichs II. im Jahre 1757 nicht Stand. Nach der Einnahme Breslaus durch die Österreicher im Spätherbst 1757 pries Schaffgotsch in der Kathedrale angesichts des Prinzen von Lothringen und der anderen kaiserlichen Generale die Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft mit so leidenschaftlicher Begeisterung, daß man dies für seine wahre Gesinnung halten konnte. Leuthen und die Wiedereroberung Breslaus durch den König machten

ihm einen bösen Strich durch die Rechnung. Schaffgotsch durfte sich in Breslau nicht mehr blicken lassen.

Das Jahr 1759 bedrohte den Dom mit einer Katastrophe. Ein im Groß-Kretscham am Abend des 9. Juni 1759 ausgebrochenes Feuer ergriff die zwei schönen Thürme der Kathedrale und zerstörte sie bis zu den Galerien. In der Kirche selbst konnte lange Zeit kein Gottesdienst abgehalten werden. Als die Thürme 1762 wieder hergestellt wurden, erhielten sie statt der früheren Renaissancespitzen die noch heute vorhandenen banalen Holzdächer.

Auf des Königs Nachtgebot wurde nach dem Kriege die Dom-Insel in den Rahmen der erweiterten Befestigung einbezogen. Die Arbeiten begannen im April 1771 mit Absperrung der Dom-Oder vom Strome und ihrer Umwandlung in einen Festungsgraben. Diesem entlang wurden auf der Domseite Wälle errichtet. Im Nordosten der Kathedrale führte eine Zugbrücke auf das vom Wasser des Wallgrabens umflutete Dom-Ravelin und von da in die Lünette auf dem Hinterdom-Ufer, wo man durch eine breite Pforte in südlicher Richtung in die Hirsch- (jetzt Scheitniger-) Gasse gelangte. Die Kurien an der Oder mit ihren Gärten blieben unberührt, weil die Dominsel im Süden hinreichend durch die Ziegelbastion und die Festungswerke bis zur Sandbrücke gedeckt war. Dagegen wurden im Norden der Insel einige Werke angelegt längs des sie gegen den Springstern abgrenzenden Wasserlaufes. Im übrigen wurde sie auf dieser Seite sehr ausgiebig von dem jenseits errichteten gewaltigen Sternwerk geschützt.

Ein Menschenalter nach dem vorerwähnten Brande drohte abermals eine viel schlimmere Katastrophe. Als am Abend des 25. Mai 1791 ein Flammenmeer sich fast über die gesamte Sandinsel ausgebreitet hatte, trugen brennende Balken vom Ufer derselben und der aufgesprungene starke Westwind das Unglück auch nach der Dom-Insel. Zunächst fing die Dombrücke, welche gerade zweihundert Jahre vorher, anno 1591, einen Neubau erfahren hatte, Feuer und brannte ab. Im Nu ergriffen die Flammen die Peter Paul-Kirche und das kurfürstliche Waisenhaus auf der einen und die Domherren-Kurien auf der Stromseite. Sie wurden samt der Propstei und dem kurfürstlich-bischöflichen Reitstall in Ruinen verwandelt. Erst am anderen Morgen konnte man dem wütenden Element Halt gebieten und den Bischofshof und die Kathedrale nebst der linken Seite der Domstraße retten.

In der nächsten Zeit wurden die Kurien der Domherren in der stattlichen und friedselig anmutenden Behaglichkeit aufgebaut, welche noch heute der Domstraße ein eigenartig-sympathisches Gepräge gibt. Auch das kurfürstliche Waisenhaus wurde in seiner Barockpracht hergestellt. Zugleich aber erbaute der neue Fürstbischof Prinz Josef Christian von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein nach 1795 eine neue Bischofs-Residenz, deren imposantes, einfaches Säulenportal noch heute die Blicke fesselt. An die Wiederherstellung der Reitschule



Partie bei der Kreuzkirche.

aus der Zeit der bischöflichen Kavaliers dachte man in diesen sparsameren und ernsteren Zeiten nicht mehr. Auch in der Stadt kommandierte damals als Gouverneur ein Hohenlohe, aber er war mit dem Fürstbischof nur weitläufig verwandt, weil Fürst Friedrich Ludwig, der Schöpfer des „Fürstengartens“ bei Alt-Scheitnig, der Fürstenallee und Fürstenbrücke, der lutherischen Linie Ingelsingen angehörte.

Der Dominselflecken zählte zwar nur 40 Häuser übertraf aber auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts an äußerer Stattlichkeit,

die ihn einem netten Städtchen gleichen ließ, alle anderen, mehr oder minder dorfartigen Vorstädte. Den größten und am Strome gelegenen Teil der Insel nahmen die hohe und niedere Geistlichkeit des Dom- und Kreuzstiftes und die kirchlichen Beamten und Domestiken in Anspruch. Gerade im vorderen oder westlichen Gebiete, wo vor Zeiten das laute, kriegerische Hofleben und der Lärm des ritterlichen Treibens geherrscht hatte, hielt nun längst die kirchliche Fürstlichkeit in ihrer Weise Hof und wehte der Hauch geistlich-vornehmer Beschaulichkeit. Doch erstreckten sich mehrere geistliche Kurien auch über den nordwestlichen Teil der Insel, auf den Boden des früheren Burgviertels, der heutigen Martinistraße. Eins der Häuser trug die seltsame, wahrscheinlich alte Bezeichnung „zur Hölle“. Hinter dem Orphanotropheum, an der heutigen Martinigasse, hatte sich als letzter Überrest der verschwundenen Herzogsburg ein dicker, altersgrauer Turm erhalten, der „für Missetäter und widerspenstige Kapitels-Untertanen“ als Kottler diente und noch bis knapp vor Ankunft der Preußen „verstockte Ketzler“ von den Kapitelsgütern beherbergt hatte. In ihm verbrachte der bekannte Herr v. Troer, der letzte der Dom-Jurisdiktion verfallene Delinquent, 1802, den Rest seiner Tage vor der bei Brigittental erfolgten Hinrichtung. Der Turm fiel erst 30 Jahre später.

Hinter der Kreuzkirche am freien Platze standen das Schulhaus (jetzt mit dem Garten, in welchem das Glockenläuterhaus sich befand, Nr. 7 und 8), die fürstbischöfliche Druckerei — noch jetzt das alte einstöckige Haus mit hohem Dache unter Nr. 6 —, über 200 Jahre nach der ersten Presse der Dominsel und Breslau anno 1699 von Andreas Franz Pega begründet. In der Mitte des 18. Jahrhunderts vererbte sich die Druckerei an einen Joh. Franz Kreuzer und ging dann an die firma Gröschel und an die gegenwärtige firma Brehmer & Minuth über und wurde in die Alte Sandstraße verlegt. In der hinteren erkerartigen Vertiefung des Platzes stand — wie noch heute das Bindewerk-Gebäude mit dem steilen Dache Nr. 5 — das dem Kreuzstift gehörige „Rote Haus“. Auf der anderen Seite des Platzes präsentierte sich, wie noch gegenwärtig, in derber Halbländlichkeit der Großkretscham, der Mittelpunkt der trink- und tanzfrohen Weltlichkeit der „heiligen Insel“. Gegenüber im engen Gäßchen stand inmitten des Gartenfriedens die Kurie des nachherigen Weihbischofs und späteren fürstbischofs v. Schimonsky. Hier in dem Gewirr kleiner Gäßchen zwischen Domstraße und Wall, wo einst das alte bischöfliche

Viertel war, lag allerlei. Da war die „Dom-Tischlerei“, die „Kapitular-fleischerei“, das „Wachthaus“ unweit des hinterm Schwibbogen verborgenen alten Hauses „zum Haupt Johannis“ (der „lehmernen Residenz“), das „Bettelvogthaus“ und in nächster Nachbarschaft des altehrwürdigen Kapitelhauses am Walle hinten das „Bräuhäusel“, das als Tanzboden schon von jeher einen sehr hemdsärmeligen Ruf besaß. Bei Ankunft der Preußen 1741 hatte sich gegenüber dem Bräuhäusel ein Schuppen befunden, wo das Kapitel vier Kanonen, zwei Mörser und sonstiges verrostetes Kriegshandwerkszeug aufbewahrte. Das alles wurde natürlich sofort beschlagnahmt. Steinberger fügt in seinem Tagebuche hinzu, daß dann die Preußen das „liederliche Zeughaus“ dem Bräuer für zwei florin verkauften, die sie vertranken.

In den Frieden der Dominsel brach plötzlich der Kriegsschrecken von 1806. In der ersten Panik wollte das Gouvernement die dreißig Jahre vorher errichteten Befestigungen des Springsterns und der Dominsel preisgeben. Aber in der Erwägung, daß man auf diese Weise dem Feinde nur Vorschub bei Belagerung der Stadt leisten würde, entschloß sich das Gouvernement, den Dom und das Sternwerk zu verteidigen. Dadurch wurden die herrlichen kirchlichen Baudenkmäler der Dominsel wenigstens vor den Brandfugeln der Festung und die Häuser der Bewohner vor der systematischen Niederbrennung bewahrt, welcher die anderen Vorstädte verfielen. Schon am 8. Dezember erzählten die über den Wallgraben am Hinterdom herüber lodernden flammen der zunächst gelegenen Häuser desselben von dem Schicksal, das auch den Dombewohnern gedroht hätte. Viele Bürgerfamilien, die sich in der Stadt nicht sicher genug vor den feindlichen Geschossen glaubten, flüchtlinge vom Hinterdom und namentlich die Bewohner der Dominsel suchten Schutz mit ihrer Habe in den unterirdischen Räumlichkeiten, die sich hier darboten. In den hinteren Kapellen und Souterrains der Kathedrale brachte man Wertsachen, kostbare Möbel zc. unter. In den Kellergewölben der Domkirche, der Propstei, namentlich aber in der Unterkirche des hl. Bartholomäus, richteten sich viele Hunderte für die Schreckenswochen der Belagerung ein. In den dunkeln, weiten Hallen der zuletzt erwähnten Krypta kampierten etwa 400 Menschen aller Bevölkerungsklassen und jeden Alters, Katholiken und Lutherische, und führten hier unten ein allerdings durch das Krachen der Geschütze unterbrochenes Stilleben. Da standen Betten an Betten, ab und zu auch eine Wiege, und allerlei Hausrat. Man kochte in improvisierten Küchen. Das Domkapitel trug Sorge für

das leibliche und geistliche Wohl. Es wurde zuweilen geräuchert, um die verdorbene Luft zu verbessern. Obgleich die Häuser der Domstraße ziemlich stark den Kugeln der Belagerer ausgesetzt waren, wurden doch Brände stets im Keime erstickt. Indessen ging doch am Abend des 30. Dezember, gleichzeitig mit einer Lederfabrik im Bürgerwerder, das bei der Martinikirche gelegene Haus des Archidiaconus v. Strachwitz in Flammen auf, wobei drei Menschen von den stürzenden Mauern erschlagen wurden. Im übrigen war die Dominsel sehr glimpflich weggekommen.

Die in den nächsten Jahren durchgeführte Entfestigung Breslaus befreite auch das Domgebiet von seiner fortifikatorischen Einschnürung im Norden und Osten. Durch die Zuschüttung des Wallgrabens — der ehemaligen Dom-Oder — vom früheren Einflusse bis zur Gerlachschen (Schubertschen) Gärtnerei schwand die uralte natürliche Grenze zwischen Dom und Hinterdom und wurde der Domplatz in seiner heutigen Ausdehnung gewonnen. Seine Ostfront bildete der bald nachher auf der Brandstätte des Hinterdom-Kaffeehauses „zur ländlichen Philosophie“ erbaute Tanzsaal „zum Apollo“. Es war das erste mit geschmackvoller Eleganz eingerichtete Tanz-Etablissement Breslaus. Der dem Pöbel verschlossene „Apollosaal“ spielte in den Erinnerungen der älteren Bürger-Generation eine große Rolle . . . Am alten Wasserlaufe entwickelte sich aus den Resten früherer Zeit und neuen Zubauten das Gräupner-Gäßchen, wo fast jedes Haus sein Symbol hatte. Auf der vermutlich älteren Ostseite die „Kümmelecke“ (später das „Crucifix“), der „Segen Jakobs“, die „Hoffnung“, ein gut besuchter Kaffee- und Kümmelgarten der „goldne Anker“ und der „weiße Löwe“. Sie sind sämtlich mit ihrem frohen Treiben verschwunden und haben in neuerer Zeit eins nach dem andern dem Hospital- und Klosterfrieden des Marien- und Josefsstifts der Grauen Schwestern Platz gemacht. — Im Norden war ein Teil des eingeebneten Festungs-Terrains, also auch die Dominsel, 1811 für den Botanischen Garten reserviert.

Mitten in diesen Veränderungen machte das Säkularisations-Edikt von 1810, das u. a. auch das Dom- und Kreuzstift zu Gunsten der Staatskasse einzog, mit der bischöflichen Territorial-Herrschaft und Gerichtsbarkeit über das Domgebiet ein Ende. Nach einer Übergangszeit wurde der Dom als ein Bestandteil der 1824 geschaffenen Sand-Vorstadt in die Stadt Breslau einverleibt — nach einer 600jährigen Sonder-Existenz neben der viel jüngeren, aber mächtigeren Stadt. Der bedeutsame historische Vorgang vollzog sich

ohne Geräusch. Als „Vorstadt“ hatte man sich ja schon seit Jahrhunderten geföhlt.

Den Norden des Domes verbanden zwei häuserlose Gäßchen mit der eben angelegten Sterngasse. Die eine, längst kassiert, kroch über den westlichen Teil des Botanischen Gartens hin. Die andere, die eben erst angelegte „Hedwigsgasse“ — jetzt Kreuzstraße — wies bloß auf ihrer Westseite in der Nähe der Kreuzkirche die frühere umfangreiche Jungnitsche Dom-Kurie auf. Der König gab sie für die Errichtung eines Taubstummens-Instituts her, das im Sommer 1821 eröffnet wurde und hier bis 1845 blieb. . . Auch sonst noch wurden einige der durch die Säkularisation der Regierung zur Verfügung stehende Grundstücke gemeinnützigen Zwecken gewidmet. Die schon erwähnte, durch die Ernennung von Schimonskys zum Weihbischof verfügbare Kurie in der kleinen Domgasse 8 ward unter Leitung des Professors Dr. Benedikt 1815 zur chirurgischen Klinik eingerichtet, die in diesem stillen, idyllischen Vorstadtwiertel Jahrzehnte hindurch Tausenden die Gesundheit wiedergegeben hat. In neuester Zeit wurde in den traulichen Doppelgiebelhäusern eine filiale der Elisabethinerinnen eingerichtet. . . . Die Eiborsche Kurie gab der König 1820 für das noch heute an dieser Stelle befindliche, seitdem wesentlich erweiterte Blinden-Institut her. Gleichzeitig wurde in einem der vier Gäßchen, welchen frühere Magistrats-Weisheit die Kollektiv-Bezeichnung „Kleine Domgasse“ beilegte, vom Könige als Ersatz für das mit dem Matthiasstift eingezogene Hospital 1820—22 auf der Stelle des früher erwähnten „Weinhauses“ — das Weinhaus muß am Anfang gestanden haben (siehe Markgraf Kl. Domstraße 35) — ein neues Elisabeth-Hospital für alte Leute beider Konfessionen errichtet. Auf der Südseite des Domplatzes wurde das Knaben-Konvikt mit seinen eigentümlichen Flügeln erbaut. Einen hübschen architektonischen Abschluß erhielt die sabbatstille Straßenbucht der Nordwestspitze der Dominsel — das ehemalige Burggebiet — beim verschwiegen gelegenen Martini-Kirchlein durch die Erbauung des stattlichen antikisierenden Logengebäudes der drei vereinigten Freimaurerlogen auf dem Boden der ehemaligen Bastianischen Kurie. Von der Vordombrücke aus, welche dicht an der Klarenmühle vorüberführte, gewährte jene Nordwestspitze, welche von der Klaren-Oder und vom „Hirschgraben“ umflossen war, mit dem Logengebäude und dessen Garten und der herüberschauenden Kreuzkirche ein malerisches Bild. Der „Hirschgraben“, der elende stinkende Überrest der Dom-Oder, der sich durch

die grüne Pracht des Botanischen Gartens, dann zwischen Dom- und Sternstraße hinschlängelte und unter den Büschen des Logengartens zur Klaren-Oder sickerte, ward 1863 beseitigt. Der Teich im Botanischen Garten markiert noch ein Stück des Bettes der alten Dom-Oder.

Im allgemeinen änderte sich im Baubilde des alten Domes, den man noch immer ironisch die „heilige Insel“ hieß, bis an die Schwelle der Gegenwart nichts. Die Zeit schien hier still zu stehen. Ja, es wurde in der Tat immer stiller hier, ganz im Gegensatz zu anderen Vorstadt-Gegenden. Im „Apollosaal“ verstummten die Geigen . . . und in neuester Zeit erhob sich auf dem Boden vieljähriger Tanz-Traditionen ein moderner Doppelbau „Zum St. Petrus“ . . . Nur im alten Groß-Kretscham, den man auch „Nudeltopf“ nannte, drehte sich noch geraume Zeit eine „auserlesene“ Gesellschaft, man sagt: teils „in Eatschen“, im Tanze. Dann wurde es auch dort still, ebenso wie später im „Bräuhäusel“ hinten, das einem industriellen Zwecken gewidmeten Neubau weichen mußte.

Endlich brach der Baugeist bei Erbauung der Gneisenaubrücke (1885—86), welche mit einer östlichen Wendung direkt auf die Nordwestspitze der Dominsel gerichtet ward, eine breite Bresche gerade in die sabbatstille Gegend beim Blinden-Institut, die vielen Breslauern bis dahin völlig unbekannt war. Das Logengebäude sank in Staub. Sein Garten verschwand spurlos. Über die eingeebneten Trümmer hinweg legte man die Martinistraße an. Auf dem neugeschaffenen Gneisenauplatze verschmolzen Dom- und Sterngebiet so vollständig, daß man sich den früheren Stand der Dinge nur mühsam in der Erinnerung zurecht legen kann. Das alte Bild ist versunken. Neue malerische Perspektiven sind an seine Stelle getreten.

In raschem Tempo reihte sich nun, aber charakteristischer Weise nur am nördlichen und südwestlichen Saume der „heiligen Insel“, ein baulicher Fortschritt an den andern. Die Kreuzstraße, die allerdings nur noch als Verbindungsglied zwischen Dom- und Sterngebiet in Betracht kommt, die Martinistraße und die längs des zugeschütteten Bettes des Hirschgrabens laufende Friedensburgstraße schritten ihrer Vollendung entgegen. Gleichzeitig erhoben sich bedeutende Einzelbauten. Das pflanzenphysiologische Museum am Botanischen, das Josephstift, der neu erstandene Prachtbau des fürstbischöflichen Konvikts, welcher den schönsten architektonischen Rahmen des Domplatzes gegen den Norden bildet, und der Neubau der Bibliothek und

des Diözesan-Museums hinterm alten Kapitelhause im fernsten nordöstlichen grünen Winkel des Domgebiets. Von 1888—1890 baute man auch endlich die erste massive und geschmackvolle Dombrücke, die fünfte, soweit unsere historische Kenntnis zurückreicht Viele Jahrzehnte sind nun bereits seit der Einverleibung des Domkapitels in die Stadt vergangen. Ringsum ist sie von neuen Vorstädten eingeschlossen. Vorüber ist die Zeit, wo man am Adalbert-Kirchhof vorüber in wenigen Minuten vom Dome ins freie kam. Aber der Dom ist nicht in Breslau „aufgegangen“, er hat auch noch den letzten Anläufen des modernen Baugesistes seinen althistorischen Sonder-Charakter bewahrt, er ist eine ausgeprägte topographische Individualität geblieben . . . Schon beim Überschreiten der Dombrücke haben wir die Empfindung, daß wir in eine anders geartete, stille Zone, nun eben auf die „heilige Insel“ gelangen. Die behaglich gebauten, auf der rechten Seite durchweg einstöckigen Häuser der Domherren, von denen einige mit Bildwerken ohne besonderen Kunstwert und steinernen Wappen geschmückt sind, blicken uns so eigen friedsam und vornehm-schlicht aus ihren blanken Fensteraugen an. Wie stimmungsvoll präsentiert sich das schöne Tor der Probstei und wie imposant-einfach schließt die Kurien-Reihe angesichts des herrlichen Domportals mit der bischöflichen Residenz ab! Auf der andern Seite grüßt uns neben der kleinen Peter-Paul-Kirche, die schon allerlei Zwecken, 1813 auch als Franzosen-Lazarett gedient hat, wie ein Grandseigneur der Barockzeit vornehm-liebenswertig das Orphanotropheum mit seiner opulenten Wappenzier. Auf dieser Seite sind die geistlichen Häuser älter, wie ihre steilen Dächer und die hinterwärtige Szenerie verraten. Auch auf beiden Seiten der Kathedrale dieselbe bauliche Stimmung. — Barock und nüchternste Schlichtheit des angehenden 19. Jahrhunderts und zwischenein das alte gotische Kapitelhaus mit seinem Sechs-Eilien-Wappen. Durch den Schwibbogen schaut man wie in eine alte verstaubte Vergangenheit auf das „Haupt Johannis“ im ältesten Bischofshofe In dem abseits liegenden Teile des Domes — beim Großkretscham und in den vier Gäßchen der „Kleinen Domgasse“ — sieht es aus wie in einem, vom Alter verstaubten, weit abseits des Verkehrs gelegenen Kleinstädtchen. Hart neben lieblicher Garteneinsamkeit die nüchternste Baufälligkeit und gegenüber moderner Architektur häßliche Schläterei. Baulich wird sich hier hinten noch manches ändern. Aber der Charakter der alten „Dominsel“ wird bleiben. Hier residiert das Bistum. Der allergrößte Teil des

Grundbesitzes — die Domstraße und der Domplatz ganz — gehört dem Kapitel . . . Keine Straßenbahnglocke darf hier die Stille stören . . . Sind wir erst durch eins der beiden Straßenviertel, die noch unterm Banne des „Domfriedens“ zu stehen scheinen, im brausenden und rasselnden Treiben der Scheitniger Vorstadt wie in einer anderen Welt untergetaucht, so begreifen wir erst recht, daß die „heilige Insel“ eine scharf abgesonderte Individualität inmitten des Vorstadtlebens bildet.





Von der Sandinsel.

Zur Zeit, als der mächtige und kriegsgewaltige Polenherzog Boleslaus I. — es war im Anfang des 11. Jahrhunderts — bereits zeitweilig auf der Burg der Dominsel residierte und der dortige Burgflecken anfang, ein politischer und kirchlicher Mittelpunkt zu werden, lag das winzige Oder-Eiland, das man „auf dem Sande“ hieß, unbewohnt und von Gestrüpp bewachsen. Höchstens spannten dort ab und zu hörige Fischer ihre Netze im Uferschilf aus . . . und am linken Stromufer dehnte sich, gleichwie am rechten, ober- und unterhalb der Dominsel der unabsehbare Oderwald.

Unerthalb Jahrhunderte später findet der Blick auf diese Stromgegend das Bild wunderbar verändert. Das kleine Eiland beherrschen die weitläufigen Gebäude eines Klosterstiftes und im Strome spiegelt sich eine romanische Rundbogen-Kirche. Dahinter gen Westen aber bedeckt die Insel ein vielfach von Gärten und Ackerstücken durchsetzter Flecken. Es ist das Werk des vielfach von der Sage umwobenen, aber unbestritten als Bahnbrecher der Kultur in der Heimatsgeschichte dastehenden Statthalters Peter Wlast, an dessen Name sich eine ergreifende Tragödie und eine daraus resultierende Thronrevolution knüpft. Fast zu gleicher Zeit hatte dieser Mann, dem so viele kirchliche Stiftungen zugeschrieben werden, das Vinzenzkloster auf dem Elbing und das Kloster auf der Sandinsel ins Leben gerufen. Für

letzteres nennt man das Jahr 1149. Zuerst hatte er den Mönchen, regulierten Augustiner-Chorherren aus der Abtei von Arrovaise in der Grafschaft Artois (Nord-Frankreich), eine Abtei bei seinem Bergschlosse Gorla auf dem Abhang des Zobten eingerichtet. Aber des rauhen und unwirthlichen Aufenthaltes wegen hatte er sie nach einigen Jahrzehnten nach der Sandinsel versetzt.

Diese kirchlichen Gründungen hatten neben der religiösen auch eine sehr wohl erwogene kulturelle Bedeutung. Gerade in jener Zeit hatten sich zahlreiche geistige Fäden zwischen dem halbbarbarischen polnischen Osten und dem hochentwickelten Nordfrankreich, dem wallonischen Flandern, angesponnen. Zahlreiche wallonische Edelleute und Priester tauchten am polnischen Hofe und in den Kastellaneien der Magnaten auf. Man rief wallonische Klosterbrüder ins Land, die den Wald lichteteten und rationellen Ackerbau einführten. Es kamen wallonische Pflanzgärtner und Tuchweber herein. Sie schufen u. a. den Flecken an der Ohlau bei St. Mauritius, den Anfang der Ohlauervorstadt, besiedelten vermutlich auch zuerst die Inseln zwischen den Ohlau-Urmen, auf der später die Neustadt entstand, wahrscheinlich auch den Keizerberg; und die Annahme liegt nahe, daß auch die Ansiedler, welche zuerst neben dem Augustiner-Chorherrenstifte ad St. Mariam in arena (auf dem Sande) ihre Hütten bauten und darin Handwerke trieben und im Kloster den durstigen Mönchen das hier noch unbekannte heimatliche Bier brauten, ebenfalls Wallonen waren. Das ist die erste Jugend der Sandinsel.

Der uralte Handelsverkehr, der hier seinen Weg über den Strom nahm und die natürlichen Beziehungen zwischen den bewohnten Oderinseln und den beiden Ufern — dem Elbingdorfe auf dem rechten, und den werdenden Niederlassungen auf dem linken — hatten schon frühzeitig stabile Verbindungen durch Brücken zwischen der Dom- und Sandinsel und zwischen letzterer und den beiden Ufern geschaffen, die Vinzenz- und die Frauenbrücke.

Wieder ein Säculum später hat sich das Kulturbild mächtig verschoben und zugleich reicher und mannigfaltiger entwickelt. Kein polnischer Oberherr herrscht mehr über das Land. In der Domburg residirt ein germanisierter schlesischer Pfasten-Herzog. Schlesien ist von einem dichten Netze von deutschen Dörfern und Städten überzogen. Tief drin in der ehemaligen Einöde des linken Stromufers ist — man möchte fast sagen: über Nacht — eine jugendkräftig emporstrebende deutsche Handelsstadt — das heutige Breslau — entstanden, dessen

Gassen sich hart an die auf dem Uferrande liegenden drei neuen Klöster von St. Jakob (später Vinzenz), St. Klara und St. Matthias herandrängen. Der Flecken auf der Sandinsel, der bei seiner Entstehung ungefähr die Bedeutung einer nach Westen vorgeschobenen Insel-Vorstadt des alten polnischen Dom-Breslau hatte, ist nun zur Vorstadt der jungen deutschen Handelsstadt des linken Ufers geworden.



Sandinsel.

So haben sich die Dinge verkehrt. Man weiß auf der Sandinsel wohl nichts mehr von Wallonen, auch Polen sind wohl kaum noch vorhanden, höchstens als Gefinde. Deutsche Handwerker wohnen in den sich immer dichter gruppierenden Häusern. Auch im Sandstift selbst, wo bald das Polentum die ursprünglichen wallonischen Elemente verdrängt hatte, hat nun das Deutschtum gesiegt und die polnischen Elemente in die Minderheit gedrängt. Es ist auch längst unabhängig vom französischen Mutterkloster geworden und hat die geistliche Exemption, d. h. die Befreiung von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, erlangt. Es ist reich an Landbesitz. Das ganze Gebiet des Zobtenberges gehört ihm und es hat dort mit rühmenswerthem Eifer die

deutsche Kolonisation gefördert und u. a. den Marktflecken Jobten angelegt. Doch mit seiner Herrschaft über die Sandinsel selbst sieht es sehr unklar aus. Die ehrwürdigen Augustiner-Chorherren behaupten freilich, der Klostergründer Peter Wlast habe ihnen das ganze Eiland als Eigentum überwiesen mit allen Territorialrechten — aber sie können es nicht genau nachweisen; und so haben sich denn Stadt und Stift Jahrhunderte lang herumgestritten. Denn die junge Stadt hat mit ihrer Bürgerschaft Fuß gefaßt auf der Sandinsel. Heißt es doch in der von Herzog Heinrich III. anno 1261 bezüglich der Verleihung des Magdeburger Rechts an die junge Stadt verfaßten Urkunde, beziehungsweise in deren Bestätigung und Ergänzung durch den bürgerfreundlichen Heinrich IV. u. a., daß „alle die auf dem Sande . . . wohnen, zu der Stadt Gericht gehören“. Doch abgesehen von diesem Streite, hielten die Augustiner-Chorherren gleich den Minoriten in den heftigen Konflikten zwischen dem Herzog und der Stadt einerseits, und dem noch immer als letzter polnischer Posten verteidigten Domkapitel und den päpstlichen Legaten andererseits stets treu zur Stadt und dem Deutschtum. Der Abt und die Brüder, unter denen nun oft genug Söhne des Breslauer Bürgertums erschienen, die auch zuweilen zur Würde des Abtes emporstiegen, wußten den starken Schutz und Schirm des Rates zu würdigen.

Wie es nun einmal im Wesen jener robusten Zeiten lag, so fehlte es auch nicht an richtigen Palast-Revolutionen innerhalb der heiligen Räume, bei denen es — so namentlich im Beginn des 14. Jahrhunderts — sehr handgreiflich herging, und die Dazwischenkunft der weltlichen Gewalt nötig wurde. Doch das wäre eine Geschichte für sich. Allerdings wird sich ja wohl die „öffentliche Meinung“ der Sandinsel vorwiegend mit den Vorgängen im Stifte beschäftigt haben, dessen Bewohner mit der Außenwelt im regsten Verkehre standen. Das Mittelalter liebte die Geheimnisfrämerei nicht und begünstigte die laute derbe Öffentlichkeit.

Als der aus dem Streite der Parteien anno 1329 zur Abtwürde gelangte ehemalige Klosterkoch Konrad von Leslau mit starker Hand und scharfem Blicke die geistliche Zucht wieder herstellte, ging damit auch eine große bauliche Umwälzung Hand in Hand. Er ließ sofort die haufällige Wlast'sche Kirche niederreißen, die den ästhetischen Ansprüchen der von der steinernen Poesie der Gotik beherrschten Zeit nicht mehr entsprach. Man ist neuerdings auf die Fundamente der alten Stiftskirche unterm Straßendamm vor der Dombrücke



Die alte Sandkirche von der Südseite.

gestoßen. Sie hat also nördlich der heutigen Sandkirche gestanden. Konrad von Leslau ging zwar mit Energie an den Bau der neuen gotischen Kirche, womit gleichzeitig auch der völlige Umbau der Abtei erfolgte, aber er starb (1363), noch ehe der Chor eingeweiht

werden konnte. Das schöne Gotteshaus wurde erst im Beginn des 15. Jahrhunderts vollendet. Es war die großartige Breslauer Bauperiode, aus welcher u. a. die heutigen Kirchen zu St. Elisabeth, St. Maria Magdalena, St. Dorothea, Korpus-Christi und die Ostfassade des Rathauses stammen. Einer der Nachfolger Konrads baute 1386 die Annakirche gegenüber der neuen Stiftskirche inmitten des Friedhofes der Sandinsel-Parochie. Dahinter lag die Richtstätte der Sand-Jurisdiktion.

Als Kaiser Karl IV. 1372 in Breslau Hof hielt, ließ sich der Konvent von St. Maria wieder einmal seinen Besitz feierlich bestätigen. Derselbe umfaßte, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, damals „den Grund und Boden des Klosters, den Kretscham mit den da herumliegenden Häusern von dem Nonnenkloster (richtiger wohl Beghinenhaus) bis an die Vinzenzbrücke, die Badestube, zwei Malzhäuser und die (Marien-)Mühle bis an des Töpfers Haus mit dem daran liegenden Erbe an der Oder, von der Vinzenzbrücke — das daranstehende Haus ausgenommen — bis an die Dombrücke“. . . Indessen lebte besonders in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der alte Grenzstreit zwischen Stadt und Stift von neuem auf und beschäftigte während eines halben Jahrhunderts die Prokuratoren beider Teile, die Höfe der Könige Matthias, Wladislaw und Ludwig und andere Instanzen. Das Stift versuchte immer wieder von neuem, die ganze Sandinsel für sich in Anspruch zu nehmen, was naturgemäß den Rat stets zu heftigstem Widerspruch reizte. Endlich kam es, 1520 am 31. Juli, auf Grund eines Schiedsspruchs von je zwei gelehrten Klerikern und Edelleuten zu einer feierlichen Einigung zwischen dem Räte — vertreten durch den Ratspräses und Landeshauptmann Achatius Haunolt, seinen Stellvertreter Hieronymus Hornig, den Ratsherrn Ambrosius Jenkwitz und den Schöffen Magister Nikolaus Leubel — und dem Konvente — vertreten durch den Abt Thomas Falkenheim, den Prior Balthasar, den Kustos Paulus, den Schaffer Eizentiaten Johannes, den Propst Petrus und den Abt Kapellan Gabriel.

Es heißt in dieser Vereinbarung: „Zum ersten soll die Stadt Br. . . behalten den ersten Teil des Sandes, nämlich von den Brücken so man aus der Stadt geht gegen Unserer Lieben Frauen Kirchen vornehmlich auf die rechte Hand bis an den Klosterhof — Unserer Lieben Frauen Hof“ — wo also heute die Grundstücke 1 (ehemaliges städtisches Zollhaus) und 2 sich befinden. Weiter sollte der Stadt

gehören: „auf der linken Seite bis in das Mittel (Mitte) des Gäßleins an der ‚Jungfrauen Conventhaus‘“ — also bis in die Mitte der Annengasse — „und durch dasselbe Gäßlein bis an das Quergäßlein, das da liegt auf der linken Hand hinein gegen der Krüpelgassen bis gar in dieselbe“ — d. h. bis an die im Bogen von der Annengasse bis wieder in die Hauptstraße verlaufende heutige Schleusengasse — „also das die Stadt Br. alle diese obgenannte Grund, Boden und Häuser auf die linke Hand samt dem alten Spital mit aller Obrigkeit, Herrlichkeit, oberen und niedern Gerichten nun und zu ewigen Zeiten geruhlich behalten soll und besitzen. .“

Dem Sandstifte aber sollte gehören: „was da ist zu der rechten Hand des bemeldeten Quergäßleins (nämlich des nördlichen Flügels der Schleusengasse) bis in die Krüpelgasse (östlicher Flügel der Schl.) und weiter durch denselben Teil der Krüpelgasse bis an die Oder samt allen den Häusern, Flecken, Hofereiten und Gärten daselbst hinten“ — also das ganze Uferland von der Oberschleuse an auf der westlichen Seite der Insel — „und ferner alle die Häuser, Flecke, Hofereiten und der ganze Boden von der Jungfrauen Conventhaus (an der Annengasse) bis an die Brücke, die sich anhebt bei St. Josephs-Kapelle“ — die also am Eingange der Mühlgasse vor der ehemaligen Leichnamsbrücke gestanden hat — „samt der Badestube, Mälzhäusern, Mühlen, Hinterhäusern und Flecken hinten und vorne, was die Oder umgriffen hat, und gegenüber von St. Josephs-Kapelle zurück bis an die Ecke — die „scharfe Ecke“, damals ein Weinhaus, wo scharf gezechet ward, — gegenüber der Schule“ — welche der Nordfront der Kirche vorlag — „und von derselben Ecke bis an die Tum- (Dom-) brücke.“ — Dieses ganze Gebiet sollte von allen städtischen Lasten frei sein „ausgenommen in Kriegsläufen“, da sollen die Untertanen des Abts angewiesen werden, „daß sie mit Wachen oder anderer Hilfe nach Möglichkeit mit der Stadt leiden (tragen).“ Auf seinem Jurisdiktionsgebiete besaß der Abt also das „Ober- und Niedergericht“ über Jedermann — ausgenommen die dort sich aufhaltenden Breslauer und Fremden. Die auf dem geistlichen Gebiete wohnenden Handwerker „und die mit der Stadt Zech halten“, d. h. in einem Verhältnis zu den städtischen Innungen standen, „oder sonst Hantierung treiben“, waren zu allen Pflichten und Beiträgen der städtischen Zünfte verhalten und konnten durch den Rat dazu gezwungen werden. Ausgenommen hiervon und nur zur Verfügung des Stiftes standen ein Hoffschneider, ein Schuster, ein Kürschner, ein Bäcker und ein Bräuer

— gewiß höchst verwickelte Zustände! Der Kretscham — wahrscheinlich war es das noch heute bestehende Kretschamhaus zum „schwarzen Hans“ — gehörte unter die Gerichtsbarkeit der Stadt.

Anno 1590 begann der Rat seinen Sandinsel-Besitz ordentlich zu befestigen, zu welchem Zwecke 1594 eine neue feste Sandbrücke gebaut wurde, welche direkt unter den Geschützen des auf dem linken Ufer ebenfalls neu erbauten Sandtors und der zwischen der Sand- und Goldbrücke aufgeschütteten Sandbastei lag.

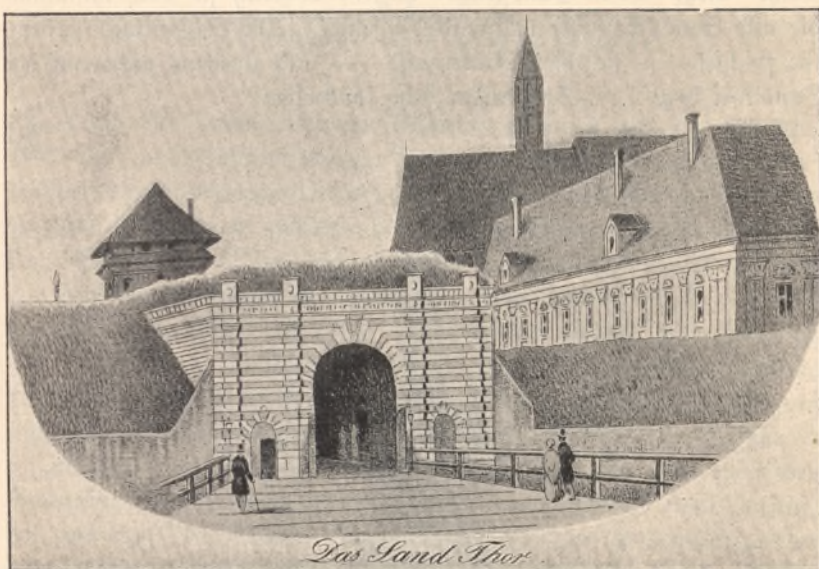
Unruhige Zeiten verlebte das Sandinsel-Städtlein von 1632 bis 1635. Am 8. September 1632 besetzten nämlich Schweden und Sachsen die Sand- und Dominsel. Erstere kam wegen ihres näheren Verhältnisses zur Stadt besser weg, als die Dominsel, wo die fremden Truppen arg hausten. Als im November 1633 die Kaiserlichen unter Schaffgotsch die Schweden und Sachsen blockierten, tobte der Geschützkampf in unmittelbarer Nähe der Sandinsel und die Insel-Vorstadt schwebte in arger Feuersgefahr. Das ging rasch vorüber. Als am 15. Juli 1635 in Folge des Prager Friedens die Sachsen abrückten, wurden die Sandinsel-Bürger vor kaiserlicher Besatzung bewahrt, erhielten aber eine städtische Garnison.

Es kamen ruhige Zeiten, aber man fühlte auch den religiösen Druck. Im Jahre 1688 wurde die Klosterkirche der Augustiner-Nonnen — jetzt katholisches Schullehrer-Seminar nebst Kirche — in Barockstil erbaut. Von 1709 bis 1715 errichteten die Äbte Balth. Seidel und Joh. Joseph Cramer das neue Sandstift in seiner noch heute erhaltenen massigfreundlichen Form.

In der Nacht zum 30. Januar 1730 aber fuhr ein Blitzstrahl in die schöne Renaissance Spitze des Turmes der Sandkirche und zerstörte diesen samt dem Kirchendach. Es hat bei der Wiederherstellung nicht langen wollen, und so trägt der Turm noch heute nach 164 Jahren sein unwürdiges Notdach. . . Mit dem 2. Januar 1741 kam das preussische Schicksal über die Sandinsel und von ihr aus erfolgte an dem denkwürdigen Laurentiustage, gleichzeitig wie vom Nikolai- und Ohlauertore aus, die Überraschung Breslaus.

König Friedrich der Große bezog durch die Anlegung des großen Sternwerkes die Sandinsel gleich der Dominsel mit in den Rahmen der Verteidigung. Doch hatte diese Vorstadt diese zweifelhafte Gunst nicht lange. Indessen fiel in diese Zeit das furchtbarste Unglück, das jemals über die Sandinsel gekommen war. Am Abend des 25. Mai 1791 brach auf dem „Mist- oder Krüppelberge“ — die Oberschleusen-

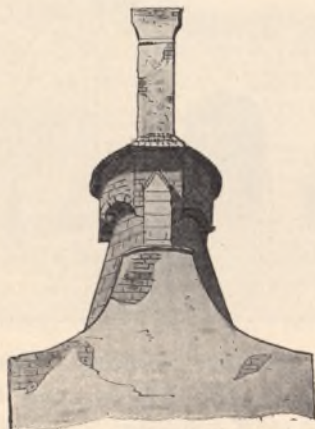
Insel — bei einem Destillateur ein Feuer aus, welches ein heftiger Sturm rasch über die ganze Insel trieb. Es wäre wohl möglich gewesen, den Brand auf den „Krüppelberg“ zu beschränken, wenn nicht der Kommandant den städtischen Spritzen das Passieren des Sandtores verboten hätte, weil er besorgte, bei dem Trubel könnten Soldaten ausreißen! Als man endlich doch die Passage freigab, war das Unglück nicht mehr zu bemeistern. Die entsetzliche Feuersbrunst, die den Strom nach der Domsinsel übersprang, wütete bis zum nächsten Tage. Welch eine Verwüstung! Auf dem Sande waren von den 54 Häusern, die dort standen, nur 15 übrig geblieben. Die Sandkirche



und das Stift waren furchtbar beschädigt, ebenso die Kirchen von St. Jakob und St. Anna. Die Mühlen und der vordere Teil des Domes lagen teilweise in Trümmern . . . Bei dem Wiederaufbau des Insel-Städtleins erstanden allerdings die Häuser, welche an die Nordseite der Sandkirche geflebt waren, nicht wieder. Dafür pflanzte man dort Pappeln, die freilich auch wieder verschwunden sind.

Über 650 Jahre waren die Geschehnisse und das Tagesleben der Sandinsel aufs innigste mit dem Sandstift verbunden gewesen. Den „Sand“ ohne die ehrwürdigen Chorherren konnte man sich ja gar nicht vorstellen . . . und als es auf einmal im Spätherbst 1810 infolge des Säkularisationsediktes mit der altehrwürdigen Stiftsherrlichkeit zu

Ende war, da blieb kein Seiger darüber stehen. Jetzt residirt die königliche und Universitäts-Bibliothek in den imposanten Räumen — die noch immer im Volksmunde in gewohnheitsmäßiger Pietät das „Sandstift“ heißen. Die Sandinsel zeigt aber noch immer einen Stich ins Klein- und Altbürgerliche und der moderne Baugeist scheint sich zu scheuen, hier große Umwälzungen vorzunehmen. Nun rauscht und summt der elektrische Motorwagen gerade hindurch, gleich als wollte er einer allerneuesten Zeit Bahn brechen. Über eins haben wir uns aber schon oft den Kopf vergeblich zerbrochen, weshalb die Stadtväter von 1825 die alte Hauptstraße der Sandinsel, die eigentlich „Breitestraße“ hieß, „Neue Sandstraße“ hießen, obgleich sie doch tatsächlich die alte Sandstraße ist, während die jetzige „Alte Sandstraße“ erstens nie so hieß — sie hieß Malergasse — und zweitens nicht auf der Sandinsel liegt . . . Sonderbar, sehr sonderbar!





Beim Springstern und an Brigittental.

Es war vor Zeiten, als in der Domburg noch die Herzöge residierten, ein von Gebüsch, Gestrüpp, Gesümpf und üppigem „Wiesewachs“ erfüllter ellipsenförmiger Werder, der da gleich einer Einöde, umflossen von drei Oderarmen, zwischen dem Vinzenz-Elbing und der Dominsel lag. Der südliche Arm war derselbe, welcher durch seinen Ausfluß aus dem Strome hinter der Kathedrale das Domviertel zum Eiland machte. Er erhielt noch einen verstärkenden Zufluß von Scheitnig her. Nachdem er hinterm alten Kapitelhause seine nördliche Richtung aufgegeben, floß er in flachen, sanften Windungen nach Westen, um schrägüber der schon damals existierenden Klarenmühle in den Strom zu münden. Im Norden des gedachten Werders floß ein durch den Zusammenfluß verschiedener Lachen, die von Leerbeutel und Scheitnig her aus der Oder kamen, gebildeter kräftiger Arm in ziemlich gerader südwestlicher Richtung und vereinigte sich gegenüber dem westlichen Ende des Lehmammes mit dem Strome. Beide Arme verband ein in nördlicher Richtung verlaufendes drittes Gewässer in der Gegend der heutigen Monhauptstraße . . . Es war vor Jahrhunderten ein verwahrlostes Stück Land. Durch seine Lage öfteren Überschwemmungen ausgesetzt, war es ein Dorado für Rohrdommel, Wachtelkönig und anderes Geflügel, wahrscheinlich in trockenen Zeiten auch ein Schlupfwinkel für loses Gesindel. Der Werder stand unter dem Klarenstift. Erst sehr spät erscheint er benamset und zwar dreifach. Weil man am leichtesten von den Brücken, welche vom Sande nach dem Vinzenz- und Matthias-Elbing führten, auf das Eiland gelangte, so hieß es „Zwischen den Brücken“ oder auch, weil es eine wenig merfliche

Bodenmulde gebildet haben dürfte, das „Brückental“. Nun lag aber im Anfang des 18. Jahrhunderts — seit wann, weiß man nicht — auf dem Werder zwischen anderen Lustgärten vornehmer Besitzer und namentlich hinter dem sogenannten „Rosenfranz-Garten“, der eine bürgerliche „Tabagie“ gewesen zu sein scheint, ein wahrscheinlich den Matthias- oder Kreuzherren vom roten Stern gehöriges, sehr umfangreiches Gartengrundstück. Da es sternförmig in seinen Anlagen gestaltet war und offenbar einen Springbrunnen besaß oder besessen hatte, so nannte man es den „Springstern“. Man hieß das ganze Eiland „beim Springstern“. Im Frühjahr 1741 exerzierten die am Neujahr dort eingerückten Preußen in den Räumlichkeiten der gedachten geistlichen Sommerfrische. Weiter hinaus durfte man in Unbetracht der Herren Räuber — 3. B. Mandube und Genossen — die Sommerfrischen nicht verlegen. Später taucht auf einmal die Bezeichnung „Brigittental“ für diesen Werder auf. Da uns von keiner Brigittenkapelle oder derlei berichtet wird — nach bloß reichen Leuten pflegten die alten Bresler keine Gassen 2c. zu benennen — so liegt es auf der Hand, daß wir es hier mit der Verbalhornung der Benennung „Brückental“ in „Brigittental“ zu tun haben. Ganz ähnlich ward ja in jenen Zeiten der zweite Teil des alten Brückenzuges zwischen Sand und Elbing aus „Vortum“ (Vordom)-Brücke in die völlig unverständliche „fortuna-Brücke“ und die (Elftausend) „Jungfern-Gasse“ in eine noch dazu „Neue Junkern-Gasse“ verhunzt. Zimmermann berichtet ausdrücklich vor hundert Jahren: „Brigittenthal werden einige Häuser — es waren etwa 14 — genannt in der Gegend, wo man vom Sande über die Brücken beim neuen oder Friedrichsthore zur neuen Garnison-Bäckerei und auf den Dom gehet. Ehe in den Jahren 1769 bis 1773 hier wegen Anlegung neuer Festungswerke eine Änderung mit den Gebäuden vorgenommen wurde, nannte man diese Gegend den Springstern oder insgemein zwischen den Brücken.“

Nach dem heutigen Stadtplane würde der als Springsterngebiet oder Brigittental bezeichnete alte Werder durch folgende Linien zu bestimmen sein, welche den erwähnten ehemaligen Wasserläufen entsprechen. Die südliche Grenze ließe hiernach von einem Punkte an der Morgenseite des Botanischen Gartens, diesen von Osten nach Westen schneidend, in der gleichen Richtung die Gartengrundstücke im Süden des Zoologischen Museums durchquerend, die Kreuzstraße überschreitend, der Friedensburgstraße folgend und den Gneisenau-Platz übersetzend, bis zum letzten Hause der Neuen Junkernstraße an der

Oder. Die nördliche Grenze, entsprechend der alten „Vinzenz-Oder“, zöge sich ungefähr von der Monhauptstraße an parallel dem südlichen Saume des Lehmhammes und überschritte dann die Neue Junkernstraße etwa bei Nr. 26, um an der Oder hinten zu enden. Hiernach ergäbe sich die westliche Grenze als ein durch das Stromufer zwischen den Mündungen der beiden Oderarme gebildeter stumpfer Winkel. Die Ostgrenze endlich würde sich durch eine ziemlich gerade Linie vom Gewässer des Botanischen Gartens an hinter der Westfront der Monhauptstraße darstellen.

Es ist nicht leicht, ein ungefähres Bild dieses Gebietes vor 150 Jahren zu entwerfen. Man denke sich ungeheure Gartengrundstücke, durchzogen von einem Hauptwege und einigen sehr schmalen Zaungäßchen und in diese große, stille, vom Lärm der Stadt weit abgelegene Idylle einige mehr oder minder schlichte, im Schatten der Bäume nahezu verschwindende Gebäude eingestreut, etwas schlichtes Rokoko mit dicken Sandstein-Göttern, Blumen und viel Gemüse und ein wenig halbländliche „Schläterei“.

Nach dem siebenjährigen Kriege beschloß der König Friedrich, auch den Sand und den Dom durch Festungswerke zu schützen, ein Unternehmen, welches der Rat der Stadt Breslau schon im 15. und 16. Jahrhundert geplant hatte, woran er aber stets durch den Widerstand des Domkapitels gehindert worden war. Nun versiel das Gebiet des Springsterns einer grundstürzenden Umwälzung. Anfangs 1771 gingen 1500 Arbeiter ans Werk. Die friedliche Gartenidylle wurde umgewühlt und zerstört. Der alte „Springstern“ verschwand spurlos. Es erhoben sich Mauern und Wälle auf dem ganzen Gebiete. Die Oderarme wurden in mehrere Wallgräben zerteilt und büßten ihren alten Charakter völlig ein. Das neue „Springsternwerk“, gewissermaßen eine Festung für sich, nahm den ganzen alten Werder ein und griff nach dem Hinter-Dom und den Bleichen-Inseln hinüber. Den Kern des ganzen Befestigungs-Systems bildete die Sternbastei. Gedeckt wurde sie durch weitere sechs abgesonderte, von wasservollen Wallgräben bespülte Lünetten und Schanzen, zu denen noch die Klarenwerderschanze auf der Vorderbleiche und verschiedene Außenwerke kamen. Den architektonischen Schmuck des gewaltigen Springsternwerkes bildete das Friedrichstor, ein schönes Barock-Bauwerk, dessen kriegerische Reliefs am oberen Teil der äußeren und inneren Seite einen fesselnden Anblick gewährten. Sein Durchgang war schmal, aber lang und zeigte, abweichend von den anderen Toren, eine

geringe Krümmung. Man gelangte von draußen her zu dem Tore über eine Aufzugsbrücke, welche vom Lehmdundamm über den Wallgraben führte. Man gelangte dann auf dem sogenannten Steindamme innerhalb der Werke wiederum über eine Brücke nach dem Dome und nach der anderen Seite über die Friedrichs- und Leichnamts-Brücke auf den Sand. Innerhalb des Tores barg sich eine Kaserne oder Kasematte. Dicht daneben ward eine zweite errichtet. Das schöne Tor selbst war ein Werk des als Baumeister berühmten älteren Langhans in der Zeit von 1771—1776. Wegen des sumpfigen Bodens mußte das Bauwerk auf einem dreifachen Eichenrost errichtet werden. Damals entstand auch die Garnison-Bäckerei, die in neuerer Zeit einem modernen Museumsgebäude weichen mußte. . . . Indessen hatte diese gewaltige Rechte-Oderufer-Festung keinen langen Bestand. Sie konnte den Fall Breslaus im Januar 1807 nicht hindern. Sie kam aber auch, als die Entfestigung Breslaus von Napoleon dekretiert war, zuletzt an die Reihe. Wie lange auch das Gouvernement zögerte, Wälle und Mauern mußten dennoch der Spitzhacke und der Schaufel verfallen. Übrig blieben bloß die beiden Kasematten und das Friedrichstor. Die gründlich verstornten Oderarme versickerten und versumpften mehr und mehr. Sie zeigten zwar in ihren alten Betten ein stellenweise anmutendes landschaftliches Bild, erfüllten aber infolge ihres stagnierenden Gewässers die Nachbarschaft mit schädlichen Dünsten, so daß der „Hirschgraben“, wie man den Rest des südlichen Armes nannte, Jahrzehnte hindurch eine Plage für die Vorstadt war. Nach Beseitigung und Einebnung der Werke und Wälle führte man vom Ende des eben erst im Entstehen begriffenen südlichen Abschnittes der neuen Junkernstraße in gerader Richtung am Südausgang des Friedrichstores vorüber die neue Sternstraße. Sie reichte, nachdem man den nordwärts fließenden Arm am östlichen Ende des alten Springsterns in den 70er Jahren zum größten Teile zugeschüttet hatte, bis an den sogenannten Kommunikations- oder Pfaffendamm, welcher durch die heutige verlängerte Hirschstraße von der Kleinen Scheitnigerstraße bis an das Ende des Lehmdundammes bei den Waschteichen markiert wird. Einen großen Teil des ehemaligen Sternwerk-Terrains verwendete die Regierung auf die Herstellung des Botanischen Gartens. In ihm barg sich ein bedeutendes Stück des alten Oderarmes oder „Hirschgrabens“. Der große, schöne Teich ist ein durch gehörige Wasserzufuhr verjüngter und die Gartenlandschaft schmückender und belebender Rest des uralten Gewässers. Die neue Sternstraße

wies nur wenige Baulichkeiten auf. Das Friedrichstor war nicht mehr passierbar. Im Norden beschattete den Eingang Gebüsch. Der frühere Weg zum Lehmduch war kassiert. Die Gegend sah unwirtlich und zumteil verwildert aus. Am Bretterzaun des Botanischen Gartens wucherten Taubnesseln und anderes Unkraut. Am Ende entstand der „neue“ St. Adalbert-Friedhof. Während die Stätte der Toten den Abschluß dieser recht eigentlichen „toten Gasse“ bildete, symbolisierte ihr erstes Haus an der Neuen Junkernstraße, eine niedere, aber gemütliche Klitsche, der „Rote Hirsch“, das fröhlichste Leben als vielbesuchter Tanzboden. Der umfangreiche Garten dahinter war ein auch vom besseren Publikum bevölkertes Kaffee-Etablissement. Weiterhin, an der Ecke der Hedwigs-, heutigen Kreuzstraße, florierte vor 60 Jahren der „Menzelgarten“, welcher später auch als „Odeon“ eine Rolle unter den Vergnügungsorten der Vorstädte spielte.

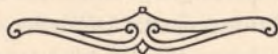
Mittlerweile hatte die alte Bezeichnung „Brigittental“ eine Verschleppung weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinaus ans alleräußerste Ende der Vorstadt in die nächste Nachbarschaft des alten Dom-Hochgerichts sich gefallen lassen müssen. Dort erstand am freien Felde an der die kleine Scheitnigerstraße bildenden staubigen Allee, schrägüber dem gemütlichen Seidelgärtel, das Kaffeehaus „Brigittental“. Es hatte auch geraume Zeit der „Perückenmacher-Garten“ geheißen. So hatte ein Kaffeesieder sich des alten, nicht mehr verstandenen Namens angenommen, der nun erst recht jeder Deutung trostete. Nach und nach entstanden eine Gärtnerei und einige kleine Besitzungen. Das war der Anfang der Straße „Am Brigittental“, der bei Lichte besehen eigentlich gar keine historische Berechtigung hat. Hiermit soll allerdings nicht gesagt werden, daß der Name „Thomasstraße“, welcher der Straße eine kurze Zeit aufgenötigt worden war, mehr Berechtigung gehabt hätte.

Im Beginn der 40er Jahre schenkte der um Breslau hochverdiente Geheime Kommerzienrat Welsner dem Verein für den Unterricht und die Erziehung der Taubstummen, welcher nur ein sehr bescheidenes Asyl für seine Schutzbefohlenen in der Kreuzgasse hatte, ein großes Grundstück in der stillen Sternstraße. Der Bau der neuen Taubstummen-Anstalt, welche eine architektonische Zierde dieser Vorstadtgegend ward, begann 1842, und am 25. Januar 1845 erfolgte die feierliche Eröffnung durch den Konsistorialrat Middeldorpf, den Vereinspräses. Einige Zeit vorher, im Winter von 1843/44,

war auf die Sterngasse in höchst fataler Weise die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt worden. Die Stadtverwaltung hatte nämlich die ihr überlassenen Kasematten armen Leuten, die keine Wohnung finden konnten, als Not-Quartiere überlassen. Es hatten sich aber in den verwahrlosten und überfüllten Wohnungen furchtbare Zustände herausgebildet. Die Kasemattenartifel eines Kandidaten Wolff, der davon den Namen „Kasematten-Wolff“ erhielt und außerdem die wenig liebevolle Aufmerksamkeit der auf „Ruhe“ erpichten Behörden auf sich lenkte, erregten ungeheure Sensation. Es war das erstemal in Breslau, daß das soziale Elend öffentlich erörtert wurde.

Doch das ging vorüber. Nach weiteren Jahrzehnten, 1862, wurde endlich auch der stinkende „Hirschgraben“ zugeschüttet, der so lieblich im Schatten der alten Bäume des Logengartens hindämmerte.

Endlich kam aber die allerneueste Zeit im Sturmschritt auch über die stille Sternstraße dahergeschritten. Sie schuf namentlich jenseits der neu angelegten Monhauptstraße moderne Häuserfronten mit tiefen Vorgärten. Sie schuf mit der Gneisenaubrücke den Gneisenauplatz und die Friedensburgstraße im Bette des alten Oderarmes. Es war wiederum in diesem vordersten Teile des ehemaligen „Springstern-Territoriums“ eine grundstürzende Veränderung, aber eine im Zeichen der Verschönerung von Garten- und Baukunst. Und weit, weit hinaus über die ehemalige Flur ist die Straße gewachsen. Und wo einst vor Zeiten erst nur das Gethier hauste, dann die Idylle wohnte und hierauf militärischer Drill die nüchternen Festungsräume erfüllte, surrt und klingelt jetzt der elektrische Wagen durch eine der schönsten Vorstadtstraßen. Im Hofe des stattlichen Arbeitshauses, das seit 1860 an der Stelle der alten Kasematten steht, sind noch die Schmuckstücke des Friedrichstores zu sehen.





Auf uraltem Boden.

(Bei der Martinikirche.)

Sehr viele Breslauer haben jenes stille, kleine Plätzchen, das sich links hinter der Kreuzkirche vom ehemaligen Konvikt und von der Ecke der Kreuzstraße ein wenig hügelan erstreckt und das vom Blinden-Institut, der Martinikirche, dem Garten des Waisenhauses zur „Schmerzhaften Mutter“ und dem alten Eogen-Grundstück begrenzt wird, wohl niemals betreten. Gehört der Teil der Vorstadt, der früher die Dominsel bildete, schon zu den stillen Partien Breslaus, wohin nur wenig vom Tosen und vom hastigen Verkehrsleben der Großstadt dringt und flingt und wo etwa nur die Passionswoche und das Fronleichnamsfest größere Volksmassen versammelt, so war jenes Plätzchen der allerstillste Winkel der Sandvorstadt. Nur wenige Leute hatten dort etwas zu tun, und die Bewohner der gedachten Gegend lebten ein Stilleben im vollsten Sinne des Wortes. Das Gras wucherte üppig zwischen dem primitiven Pflaster, auf dem bloß die Jugend der nahen Schulen sich herumtummelte, ungestört vom Menschen- und Wagenverkehr. Der Fremde, den ein Zauber auf dieses Plätzchen gerade vor die altersgraue, teils grün umrankte Martinikirche gestellt hätte, würde geglaubt haben, in eine uralte, weitab vom Verkehr liegende, von der Gegenwart vergessene Kleinstadt geraten zu sein. Ja, hier konnte man noch träumen, wenn der Wind die Blüten oder die welken Blätter aus den nahen Gärten über die Zäune in die sonntägliche stille Gasse wehte. Hier zwischen den ehrwürdigen, steinernen Zeugen längst versunkener Zeiten und Geschlechter, der schönen Kreuzkirche und des schier in Vergessenheit

geratenen Kirchleins des heiligen Martin, konnte man sich ungestört vom Treiben des Tages in die Kindheits-Erinnerungen unserer Stadt versenken.

Noch vor kurzer Zeit lag diese kleine Welt völlig abseits von den belebten Teilen der Vorstadt und war namentlich gegen die so nahe gelegene, stark benützte Verkehrslinie, die von der Matthiasstraße über die beiden Oderbrücken nach dem Neumarkt zc. führt, vollständig durch den Strom abgeschlossen, und mancher, der die frühere Vordombrücke passierte, schickte wohl einen neugierigen Blick hinüber nach jener, gleichwie von einem Bollwerk verschänzten Gegend, die sich wie ein Burgfried ausnahm, über welchen nur der schlanke Turm der Kreuzkirche herüber schaute. Auch von der Stern- und von der Kreuzstraße durch breite Gartendickichte gedeckt und von der Domstraße durch die Peter Paulskirche und das Konvikt völlig dem Anblick entzogen, war jenes „Martins-Plätzchen“ nur von einer einzigen Seite hinter der Kreuzkirche zugänglich. So kam es, daß die große Breslauer Welt wenig oder gar nichts von jener Idylle wußte. „Die Martinkirche?“ so fragte wohl schon mancher verwundert, „wo befindet sie sich? Ich habe nie etwas von ihr gehört.“ Denn nicht alle besitzen Dr. Euchs' „Führer durch die Stadt.“

Das änderte sich, als die Gneisenaubrücke erbaut worden war. Diese neue Brücke folgte nicht der Richtung ihrer Vorgängerin; sie wählte nicht die Neue Junkernstraße als Ziel, sondern mündete weiter stromaufwärts. Von dem Ausgang dieser Brücke aus ist eine breite Bresche in die stille Martini-Idylle gelegt worden, und wunderseltzam mutet uns der Blick in diesen abgelegenen Teil der Dominfel an. Auf ihre alten Tage ist die alte, vergessene Martinkirche aus ihrem Stilleben heraus ins helle Licht des Tages gerückt worden.

Den Dom umflutete bekanntlich einst die Oder. Der Hauptstrom sendete einen Arm, der nach dem alten Breslographen Stenus (Stein) am Ende des 15. Jahrhunderts sehr tief und breit war, etwa in der Gegend der heutigen Gräupner-Straße nach Norden, der hinter der Kathedrale vorüberfloß und hart hinter dem alten Kapitels Hause neben der Ägidienkirche sich nach Nordosten wendete, das Terrain des gegenwärtigen botanischen Gartens durchströmte, wo noch heute beträchtliche Spuren dieses Flußlaufes vorhanden sind, und sich dann westlich (längs der jetzigen Sternstraße) wendete, um ungefähr gegenüber der Klarenmühle in den dortigen Oder-Arm zu münden.

Die Dom-Insel besaß dergestalt die Form eines Ellipsoides, dessen nordöstliche Spitze eben das oben geschilderte stille Plätzchen bildete. Hier — und das wollen wir allen, die das frische Leben der Gegenwart zum ersten Male in diese seit gestern „gewesene“ Idylle trägt, an dieser Stelle erzählen — hier war einst vor vielen Jahrhunderten der politische Mittelpunkt des alten polnischen Breslau. Im Schatten der beiden alten Kirchen schlummern die Erinnerungen an die Zeit, in der sich hier zum ersten Male eine herzogliche Burg erhob. Wann dies geschah? Keine Kunde erzählt uns davon; denn erst das Jahr 1000 gibt uns durch den Griffel des Merseburger Bischofs Thietmar die erste historische Nachricht von der Existenz des Ortes „Wrotizla“, einer Verstümmelung der Bezeichnung „Wratislaw“, woraus dann Braßlaw, Breslaw, Breslau wurde. Manch' Jahrhundert schon mag diese Ansiedlung auf der Dominsel bestanden haben, davon erzählen die vor Jahren wiederholt hinter der Kreuzkirche gefundenen Pfahlbauten-Reste. In der That, wir befinden uns hier auf uraltem Kulturboden; und das Breslau, von dem uns Thietmar berichtet, tritt betürmt und mauerunggürtet, als Bischofsitz und als Hauptstadt eines Theiles des polnischen Reiches in die Geschichte ein. Allerdings darf man die Bezeichnung „Stadt“ nicht im deutschen Sinne verstehen. Nicht freie Bürger, sondern Hörige verschiedener Abstufungen vom einflußreichen Burgbeamten bis zum Leibeigenen herab bewohnten die Hütten, welche die Dominsel bedeckten. Auf jener zwischen den beiden Oderläufen nordostwärts vorgeschobenen Landspitze befand sich das bis in die Gegend der späteren Kreuzkirche reichende Burg-Gebiet. Innerhalb desselben standen die Burg, in welcher der Statthalter des polnischen Herzogs wohnte, die dazu gehörigen Baulichkeiten, und schon in früherer Zeit, vielleicht schon im Beginn des 11. Jahrhunderts, die Martini-Kirche, freilich nicht die heutige, sondern ein hölzernes Kirchlein im romanischen Rundbogenstil, die Burg-Kapelle. So stammt denn dieses Gotteshaus ungefähr aus derselben Zeit, wie die erste hölzerne Kathedrale des Täufers und wie die erste Kirche des heil. Ägidius daneben. Das Christentum, das erst ein Menschenalter vorher von dem polnischen Herzoge Mesko zur Staatsreligion an Stelle des heidnischen Götterdienstes erhoben worden war, hatte in den Kirchen der Dom-Insel eine seiner ersten offiziellen Repräsentationen in Schlesiens gefunden.

Während noch niemand die entfernteste Ahnung davon haben konnte, daß da, wo sich Hirsche und Rehe, Elens und Auerochsen,

Wölfe und Bären im unabsehbaren Walde tummelten, weitab vom linken Ufer des Stromes, einst der Marktplatz einer stolzen deutschen Handelsstadt mit seinen hochgegiebelten Patrizierhäusern erstehen würde, herrschte im Bereich der Burg und der Martini-Kirche ein lautes bewegtes Leben, besonders als auf der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts der kühne Polenprinz Boleslaw „mit dem schiefen Munde“ auf der vom Strome bespülten Halbinsel Hof hielt, oder später, als er, der Beherrscher des weiten Polenreichs, im Kriege gegen den längs der Oder vordringenden deutschen Kaiser Heinrich V. hier sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Als dann ein halbes Jahrhundert später (1163) Boleslaw der Lange als Herzog des größten Teiles Schlesiens seinen Sitz in der Burg der Dom-Insel aufschlug, wurde diese heut so stille Gegend zum dauernden Aufenthalt eines Landesfürsten. Allerdings mußte die Dom-Burg schon am Ende des 12. Jahrhunderts die Ehren der Residenz mit einem Schlosse und anderen Kurien am linken Stromufer teilen, weil die Räume für die heranwachsende Familie des härtigen Heinrich und der frommen Hedwig nicht mehr zureichten. Schon hatte diesseits der Oder eine dreifache Kolonisation, eine polnische, eine wallonische und eine deutsche, Fuß gefaßt. Aber nachdem dieses junge Breslau hart am linken Ufer vor Ankunft der Mongolen (1241) den Flammen preisgegeben worden und bald nach dem Abzug der Barbaren weit im Südwesten auf öder Heide eine deutsche Stadtgründung ins Leben getreten war, trat die alte Burg der Dom-Insel als Residenz der Herzöge wieder in ihre Rechte.

Unter Heinrich IV., dem „milden Fürsten“, dem Helden, Staatsmann und Minnesänger, dem Stifter der Kreuzkirche und dem Freunde und Wohltäter der mächtig aufblühenden neuen deutschen Stadt, erlebte die alte Herzogsburg ihre glänzendste Periode. Ein vielgestaltiges, buntes Hofleben flutete durch ihre Räume und erfüllte ihre Umgebung. Sah die Martini-Kirche den frommen Herzog oft in demütigem Gebet, so erblickte ihn der Saal der Burg in einem auserlesenen Kreise von „Rittern vom Geiste“, zu dem der sagenhafte Dichter Tannhäuser (Tannhäuser), der fluge und gelehrte Propst und Kanzler Bernhard von Kamenz, der alte Simon Gallicus und der fromme geistigfreie Minorit Heinrich von Brene und manch' ein Sänger gehörten. Wohin ist jene Tafelrunde, in der die Ideen einer gärenden Zeit das Wort führten, in der das Minnelied zur Harfe oder zur Fiedel klang und die Becher mit gewürztem Weine dazu läuteten? Verklungen, aber

nicht vergessen! In der schwülen Johannesnacht anno 1290 schloß der „milde fürst“, der die deutschen Banner Schlesiens auf den Zinnen von Krafau und Sandomir aufgepflanzt und der sich die Kreuzkirche als schönstes steinernes Denkmal errichtet, in der alten Burg viel zu früh für die deutsche Sache im polnischen Osten seine Augen.

Vom Ufer, hart an der Burg, schleppte an einem Spätherbsttage von 1293 Lutsko mit seinen Verratsgenossen den arglosen Heinrich V. aus der hier gelegenen Badestube gewaltsam durch den seichten Oderarm fort in die grausame Gefangenschaft des Glogauer Herzogs, aus welcher Heinrich die Befreiung nur durch Abtretung eines großen Theils seines Besitzes erkaufen konnte.

Der letzte Breslauer Herzog Heinrich VI. (1311—35) residierte in seiner Kurie am Ende der Schmiedebrücke, die sich nach und nach zur königlichen Burg erweiterte. Seitdem war es stiller und stiller im alten Schlosse und in der Nachbarschaft der Martinikirche geworden. Das alte polnische Insel-Breslau trat immer mehr in den Hintergrund vor seiner jüngeren, mächtig und kraftvoll emporstrebenden deutschen Schwester auf dem linken Ufer. Der politische Mittelpunkt des Landes lag in dem stattlich sich erhebenden Rathause. Das Dominsel-Breslau hatte mit der Handels-Republik des linken Ufers weder politisch noch rechtlich etwas gemein und es wäre zu einem dorfartigen Vorort herabgesunken, wenn es nicht der Sitz des Bistums und des reichen und wissenschaftlich hochangesehenen Kollegiatstiftes zum heiligen Kreuz gewesen wäre.

Das Burgterrain fiel in die Hände der Geistlichkeit. Das alte Schloß sank, verödet, verwahrlost, zernagt von Wind und Wetter, allmählich in Trümmer und nur wenige Spuren sind von ihm übrig. Als Hüterin dieser uralten Traditionen aber ist die alte Burg oder Martinikirche stehen geblieben inmitten der Veränderungen, die sich um sie herum vollzogen haben. Im 14. Jahrhundert war das Kirchlein von neuem auf seinen alten Fundamenten über einer Krypta (Unterkirche) im gotischen Stil erstanden und seitdem haben Um- und Zubauten wiederholt sein ursprüngliches architektonisches Bild verunstaltet. Aber blicken wir mit Pietät auf das alte, graue, grün-überwachsene Gotteshaus, den Hüter dieses uralten Bodens.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch daran erinnern, daß der Brückenzug, der den Sand mit dem östlichen Elbing von jeher verband, mit der Sand- und Dombrücke die älteste Verkehrslinie über den Strom schon am Ende des 11. Jahrhunderts vorstellte. Seit der

Gründung des Vinzenzklosters auf dem Elbing (in der Gegend der heutigen Michaeliskirche) in der Mitte des 12. Jahrhunderts, das durch seine geistliche Machtstellung und seine Reliquienschatze das Ziel eines starken Zustromes von Menschen wurde, gewann die „Vinzenzbrücke“ an Bedeutung. An ihrem nördlichen Ende befand sich ein viel umstrittener Kretscham. Später hieß sie nach einer der Mühlen „Leichnamts“ und bis in die jüngste Vergangenheit nicht minder geschmacklos „Vordom-Brücke“. Gneisenau gab ihr also den vierten Namen.

Durch die neue Anlage dieses Brückenzuges hat der Anblick dieser Stadtgegend wesentlich gewonnen, indem eine fesselnde Perspektive in die neue Sand-Straße und der Blick auf einen breiteren Wasserspiegel nach der uralten Klarenmühle erzielt worden ist. Dies in Verbindung mit der durch die neue „Martini-Straße“ erschlossenen interessanten Perspektive nach der Kreuzkirche verleiht dieser Vorstadt-Partie einige neue Reize.

Unser altes Breslau gleicht einer bejahrten, aber wohlkonservierten Patrizierfrau, die nicht durchaus neuen modernen Schmucks bedarf, um zu glänzen; sie besitzt noch alte köstliche Zierrat genug, um, wenn dieselbe nur geschickt angebracht wird, ihre Schönheit in das vorteilhafteste Licht zu rücken.





Von der ehemaligen kaiserlichen Burg und vom Sperlingsberge.

Im Jahre 1825 wurde der letzte Rest von den Mauern heruntergeklöpft, der noch von den Zeiten der alten kaiserlichen Burg von Alt-Breslau erzählte. Einen erhebenden Anblick gewährte ja allerdings das alte verwahrloste Gemäuer nicht, das da am unfertig gebliebenen östlichen Flügel des Universitätsgebäudes gegen das Oderufer hing und dessen Bedeutung für das Publikum verschollen war.

Das dem Untergange verfallene Gebäude gehörte einst zur kaiserlichen Burg, welche auf der Stelle des östlichen Flügels der Universität und der Matthiaskirche sich erhob und mit ihrem galeriebekrönten Portal gerade in das stets sehr lebhafte Treiben der Schmiedebrücke hereinschaute.

Schon in der allerfrühesten Zeit der deutschen Stadt stand auf dieser Stelle eine herzogliche Kurie, ein den Bedürfnissen des herzoglichen Hofstaates dienendes, befestigtes Gehöft. Es war das westlichste in der Reihe der herzoglichen Kurien, welche am Ende des 12. Jahrhunderts errichtet worden waren und von der Sandbrücke an das Ufer der Oder einnahmen. Und es war die einzige Kurie, welche der herzoglichen Familie auf dem linken Ufer des Stromes übrig geblieben, nachdem die fromme Herzogin Anna, die Witwe des in

der Mongolenschlacht (1241) gefallenen Herzogs Heinrichs II., die übrigen Kurien und Residenzen den hier angesiedelten Konventen der Minoriten, Klarissen und Kreuzherren (Sankt Matthias) zu Klosterzwecken überlassen hatte. Besagte übrig gebliebene Kurie bot offenbar nur bescheidene und beschränkte Räumlichkeiten. Denn die Herzöge Heinrich III. († 1266) und Heinrich IV. († 1290) residierten in der uralten Burg auf der Dominfel. Nachdem aber der letztere in seinem angeblichen, offenbar von Pfaffenhänden gefälschten Testamente die Domburg der Kirche überwiesen hatte, blieb eben den Herzögen bloß noch die bescheidene Kurie am Ende der Schmiedebrücke zur freien Verfügung übrig. Der letzte Herzog von Breslau, Heinrich VI., residierte in ihr von 1311 bis zu seinem 1335 erfolgten Tode.

Die innigen Beziehungen des Rates der Breslauer Stadtrepublik zu ihren neuen Oberherren, den Königen von Böhmen aus dem Hause der Luxemburger, legten es jenen nahe, die herzogliche Kurie durch umfangreiche Zu- und Umbauten zu einer königlichen Burg umzugestalten, in welcher die Herrscher während ihrer, gewöhnlich einige Monate dauernden Aufenthalte wohnen und „Hof halten“ könnten. Man ging schon im Todesjahre des ersten böhmischen Herrschers, des Königs Johann, 1346, ans Werk. Der Bau wurde während der für die böhmischen Länder und ganz besonders für Breslau glänzenden Regierungsperiode des Königs und Kaisers Karl IV. eifrig gefördert. Die Breslauer nannten das allmählich entstehende Bauwerk daher mit stolzer Genugtuung die „kaiserliche Burg“. Dieselbe war im Laufe der Jahre, namentlich 1359 bis 1361, soweit der Vollendung entgegengeführt worden, daß Kaiser Karl wiederholt in ihr mit seinen Räten und nächsten Dienstmannen Wohnung nahm und feste veranstalten konnte. Sicher ist dies der Fall gewesen während des kaiserlichen Hoflagers in Breslau in den ersten drei Monaten des Jahres 1372. In dieser Zeit spielte sich in den Räumen der kaiserlichen Burg ein sehr bedeutsames Kapitel der hohen Politik jener Tage ab. Es fanden nämlich hier die entscheidenden Konferenzen des Kaisers Karl IV. mit seinem geschickten Staatsmann, dem Herzog Primko von Teschen, und dem ungarischen Palatin, Herzog Wladislaw von Oppeln, statt, welcher zur Verlobung des jüngsten Sohnes des Monarchen, Sigismund, mit Maria, der Erbin von Ungarn, und somit zur höchsten Entwicklung der Macht der Luxemburger führte. Die guten Breslauer waren damals Monate hindurch Zeugen eines sehr lauten und glänzenden Treibens. Die Prunkräume der Burg

sahen einen ganzen Kranz von schlesischen und deutschen Reichsfürsten, Staatsmännern und fremden Gesandten, Rittern und Edeln um den mächtigen Monarchen. Sie sahen eine Reihe von glänzenden Festen und Banketten, auf denen auch die geldkräftigen und mit Ritterart vertrauten Ratsherren und deren schöne Frauen und Töchter eine Rolle spielten. Es war ein gut Stück Geschichte, das einst hier in den Gemächern der Burg am Ende der Schmiedebrücke gemacht wurde. Als Kaiser Karl gegen Ende März 1372 Breslau verließ, beauftragte er den Rat, nur ja den Ausbau der Burg zu betreiben, da er noch so manchesmal in ihr Hof zu halten hoffe. Er ist aber nicht mehr nach unserer Stadt gekommen.



Von historischer Bedeutung war der von Kaiser Sigismund 1420 in dem Prunksaale der Burg zum Zwecke der Bekämpfung des aufständischen hussitischen Böhmens berufene deutsche Reichstag. Neben vielen anderen fürstlichkeiten erschienen hier auch Kurfürst Friedrich I., der Stammherr der brandenburgischen Hohenzollern, und Kurfürst Albrecht von Sachsen, einer der Ahnen der Wettiner von Sachsen und Thüringen.

Es dauerte aber noch recht lange, ehe die kaiserliche Burg völlig ausgebaut wurde. Es waren unruhige Zeiten. Das Geld fehlte oder fand eine dringendere Verwendung. Es scheint, daß man erst in den Zeiten der Kaiser Sigismund und Albrecht II. nach dem Hussitenkriege wieder mit einigem Eifer an den weiteren Ausbau der Burg ging. Glänzende feste sah dieselbe ganz besonders in der

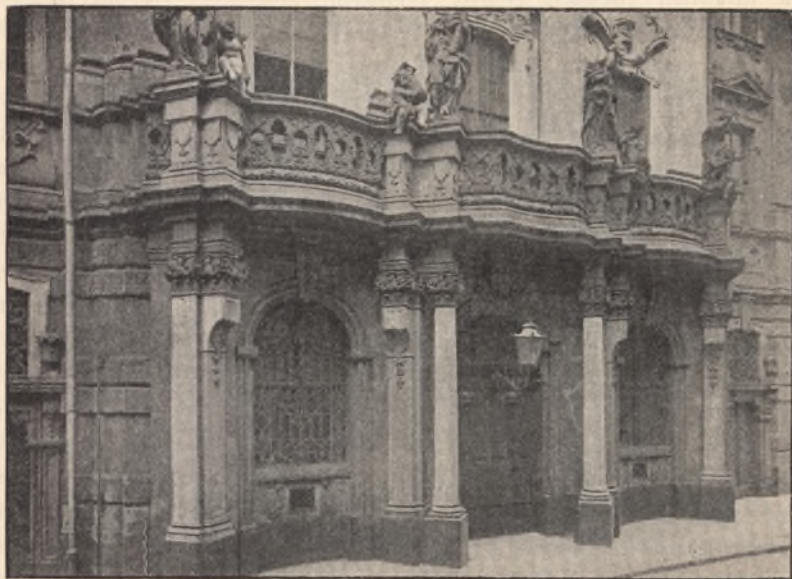
schweren Winterzeit von 1474, als hier der mächtige und militärgewaltige Ungarnekönig Matthias Corvinus residierte und der Blockade der verbündeten Polen und Böhmen erfolgreich die Stirn bot . . . Eine sehr alte Sage, welche wohl noch in die herzogliche Zeit zurückgreift, erzählt von einer in den untersten Räumen vorhandenen „eisernen Jungfrau“, in deren Armen, die durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt wurden, Staatsverbrecher ihren grausamen Tod fanden. Doch die Geschichte weiß davon nichts. Wahrscheinlicher ist, das eine lebenswarme, holde Jungfrau, das Ratsherren-Töchterlein Maria, in einem stillen Gemach der Burg dem Ungarnekönig Liebeswonnen bot. Der Sproß aus diesem erotischen Roman des mächtigen Corvinen, Johann, sollte die Macht des Königs erben. Jedenfalls schnitt er für denselben große Stücke aus den alten schlesischen Herzogtümern zu einem Erbe zurecht, und der vom König zum Breslauer Landeshauptmann und Ratspräses ernannte Breslauer Patrizier Heinz Dompnig rühmte sich, er habe bereits dem Bastard Johann Corvinus, als dem künftigen Herren des Fürstentums und der Stadt Breslau, gehuldigt. Es war dies eine der Anklagen, welche den allzu „strebsamen“ Landeshauptmann nach dem raschen Tode seines Gönners aufs Blutgerüst führten

Die Burg wurde erst unter der Regierung des Königs Ferdinand I. aus dem Hause Österreich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vollendet. In Wahrheit war aber der Bau, wahrscheinlich in Folge der vielen langen Pausen und der wechselnden Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen gründlich verfehlt. Als kaiserliche Residenz war er nicht zu gebrauchen. Die Kaiser aus dem Hause Österreich zogen es, wenn sie nach Breslau kamen, vor, in den „Sieben Kurfürsten“ zu residieren und ihren Hofstaat dort und in den Nachbarhäusern unterzubringen. Die Räume der Burg dienten nur den politischen Haupt- und Staatsaktionen (Huldigungen, feierlichen Empfängen zc.) und den königlichen Behörden — Oberamt und Kammer — zur Unterkunft und dem Kammer-Präsidenten als Amtswohnung.

Das Gebäude, welches in seinem Äußeren auf den ersten Blick den Mangel eines einheitlichen Stils und seine allmähliche Entstehung verriet, zeigte in seiner, der Schmiedebrücke zugekehrten Front ein großes, gewölbtes, oben mit einer Galerie versehenes Portal, durch das man in den ersten Hof gelangte. In den andern gelangte man durch ein zweites, großes Tor. Um die Höfe liefen Galerien im Renaissancestil. Das Ganze beherrschte ein breiter, niedriger Uhrturm

mit einem durch zierliche Aufsätze geschmückten Dache. Gegen die Stromseite standen zwei starke Verteidigungstürme. Dergestalt bildete die Burg ein Stück des Mauerngürtels der Stadt. Das zuletzt niedergelegte Gebäude diente offenbar vorwiegend militärischen Zwecken.

An der Westseite der Burg durchbrach die Stadtmauer schon in der frühesten Zeit das „Burgtor“, das schon 1431 unter dem Namen „Kaisertor“ auftritt. Es hieß auch das „schwarze Tor“, und war



Hauptportal der Universität.

natürlich erheblich länger als das gegenwärtige Kaisertor und sehr gewunden und eng. Die ganze Gegend vor der Burg und dem Tore hieß „bei des Kaisers Hof“. Als die Breslauer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen umfangreichen Umbau der Festungswerke vornahmen, wurde das Burgtor anno 1574 neu gebaut und mit einer Wohnung versehen. Dahinter ward gegen die Oder ein hoher Wall geschüttet, so daß das Tor erst recht finster ward. Unweit davon schüttete man die Burgbastei auf, welche die Zugänge zum Burgtore und zur Matthiaspforte (Schuhbrücke) schützte und die „lange Oderbrücke“ und die Matthiasinsel unter das Feuer ihrer Geschütze legte. Der Rest dieser Bastei ist der älteren Generation unter der Bezeichnung „Eisberg“ noch erinnerlich und verschwand 1864 spurlos.

Die Herrscher aus dem Hause Österreich hielten es seit 1617 nicht mehr der Mühe wert, nach Breslau zu kommen. Die verstaubten Prunkgemächer der Burg erfüllten also ihren Zweck nicht mehr. Sie wurden anderweitig verwendet. Der Huldigungsaal diente während der kurzen Regierung des „Winterkönigs“ Friedrich V. von der Pfalz (1620) dem Häuflein der hiesigen Calvinisten oder Reformierten zu gottesdienstlichen Zwecken, worüber die streng lutherischen Breslauer, die in jenen „gottlose Kezer“ erblickten, ungeheuer entrüstet waren. Die Räume der Burg dienten in der Folge nur noch den Beamten der „Kammer“, einer landesherrlichen Behörde, deren Präsident darin wohnte. Ein berühmter Träger dieses Namens war der Graf von Dohna, der Urheber der Glaubensdragonaden der Lichtensteiner, welcher 1632 vor dem empörten Volke aus Breslau flüchten mußte. In sein Schicksal sah sich auch der schlesische Dichter Martin Opitz verwickelt, welcher seit 1626 trotz seines protestantischen Bekenntnisses als Geheimschreiber des Präsidenten in der Burg wohnte und hier unterstützt von seinem literarisch hochgebildeten Gönner, seine hervorragendsten Schriften zur Wiederbelebung der „teutschen Poeterey“ herausgab und durch Vermittlung Dohna's als „von Boberfeld“ nobilitiert wurde.

Der Rat von Breslau, welcher sich während des dreißigjährigen Krieges sehr stark durch seine Parteinahme für die Sachsen, Schweden und Brandenburger kompromittiert hatte, mußte zwar nach dem Frieden von Prag (1635), preisgegeben durch den sächsischen Kurfürsten, demütig vor dem erzürnten Kaiser Ferdinand II. zu Kreuze kriechen. Er wehrte sich aber doch aus allen Kräften gegen alle Anschläge der sogenannten „Gegen-Reformation“ von katholischer Seite und ganz besonders gegen die Absichten der Jesuiten, hier Fuß zu fassen. Diese wußten es aber doch zu ermöglichen, daß sie allmählich einen Stützpunkt in der durchaus lutherischen Stadt fanden, daß ihnen sogar 1659 die kaiserliche Burg interimistisch vom Kaiser eingeräumt wurde, daß sie dieselbe 1670 schließlich als Geschenk erhielten. Das alt ehrwürdige Gebäude wurde endlich am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts nach und nach niedergedrückt, um der Jesuitenkirche zu St. Matthias und der neuen Jesuiten-Hochschule Platz zu machen. Von der ehemaligen „kaiserlichen Burg“ war schließlich bloß der „alte Turm“ übrig geblieben, welcher nach einem langen Streite mit dem Räte der Stadt endgültig 1725 zum Gefängnis für gewalttätige Studenten eingerichtet ward. Später, als

die Frankfurter Universität (1811) mit der „Leopoldina“ vereinigt wurde, ward er lediglich fideles Karzer — und endlich — das ist das Los des Erhabenen und Ehrwürdigen — teilweise Kumpelkammer, um mit dem Schluß des 19. Jahrhunderts ganz zu verschwinden.

Die Gassenschlucht, welche sich schon vor Zeiten von der Schmiedebrücke links vor dem Walle und einigen später daran geflebten Baulichkeiten gegen die Fischerpforte am Ende der Stockgasse hinzog, trat bereits 1613 unter der Bezeichnung „Sperlingsberg“ auf. Es standen dort elende, schmale Häuser, welche zum Teil



Blick auf die kaiserliche Burg (Universität) von der Oderseite.

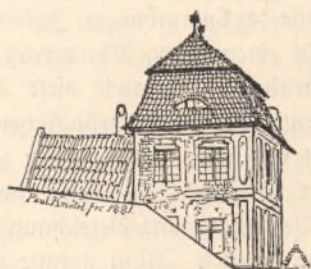
Lohgerbern gehörten. Nur wenigen ist dieser Name noch bekannt, welcher 1824 seine amtliche Bedeutung verlor, aber doch noch manches Jahrzehnt im Volksmunde fortlebte. Was besagte nun aber der Name „Sperlingsberg“? Von einem Berge resp. einer Erhöhung konnte hier ebensowenig die Rede sein, wie beim Keizerberg, Mühlberg (bei den Mühlen am Bürgerwerder), Sandberg (Schießwerderplatz), Krippel- oder Mistberg (Oberschleuße) u. Der Name hatte die Bedeutung „Berge, Herberge“. Es konnte sich natürlich bei der fraglichen Bezeichnung um eine „Herberge der Sperlinge“ weniger im wirklichen, als im übertragenen Sinne handeln, zumal sie auch anderswo, z. B. in Magdeburg, Halle und Halberstadt vorkam. Sie läßt wie die ebenfalls weit verbreiteten Benennungen Herren-, Ritter-, Junker- und Rosengasse einen Schluß auf die soziale Bedeutung der Bewohner zu.

Es handelt sich dabei ursprünglich wohl um eine Bevölkerung von meist kleinen, d. h. armen Leuten abseits von den besser situierten Handwerkern zc. am Rande der Stadt, also an der Stadtmauer in einer winfligen, schmutzigen Gegend. Wahrscheinlich hatte die Bezeichnung auch noch die pikante Nebenbedeutung eines Stadtquartiers, wo sich unter den armen Leuten auch moralisch sehr zweifelhafte Elemente, besonders leicht geschürzte Weiber, vorfanden.

Die den „Sperlingsberg“ säumende Häuserreihe lag in der Tat an der alten Stadtmauer von der Fischerpforte am Ausgange der Stockgasse bis zum „Burg- (heutigen Kaiser-) Tor“. Deshalb hieß denn auch diese Gegend am Saume der inneren Stadt, ehe die Bezeichnung „Sperlingsberg“ durch den vor Zeiten noch mächtigeren Volkshumor aufkam, „bei des Kaisers Hof“ oder „bei des Kaisers Tor“. Als man später an die Stadtmauer Ställe für die höheren Beamten der kaiserlichen Burg und andere Häuser baute, wurde es immer enger auf dem Sperlingsberge, bis er mit dem Bau der stolzen Hochschule, der „Leopoldina“, ganz in den Schatten geriet. Dafür aber erfüllte das Treiben der Hunderte von Studenten diese Gegend samt dem zunächst gelegenen Abschnitt der Schmiedebrücke den einst ziemlich stillen Sperlingsberg mit lautem, oft tumultuarischem Lärm . . .

Der schmale Gassenflügel, welcher sich rechts neben der Burg nach der Schuhbrücke mit einem Ausgange zur Burghaftei (Eisberg) hinschlängelte, hieß abwechselnd „alte Gerbergasse“ und (im 17. Jahrhundert) „Rotgerbergasse“. Die sogen. „Gerberpforte“, welche vermutlich meist gewerblichen Zwecken diente, durchbrach (bei dem heutigen Physikalischen Institute) die Befestigungen gegen die Oder hin. Für einen Teil dieses Gäßchens — bald für das Stück bei der Schuhbrücke, bald für das Stück bei der „Gerberpforte“ — kam auch der Name „Rabbinergäßel“ vor, angeblich deshalb, weil hier einst vor Zeiten — wohl im 14. Jahrhundert — der Rabbiner des Judenviertels gewohnt hat, das sich ja einst im Schutze der herzoglichen Kurie und späteren kaiserlichen Burg rechts und links der Schmiedebrücke erstreckte. Der Volksmund verhunzte das Wort sinnlos in „Rebhühnergäßel“. Schließlich tauchte für diese Gasse auch der Name „Barberegraben“ auf, der noch Anfang 1825 zu lesen war. Doch dürfte diese rätselhafte Bezeichnung weder von den „Barbern“ (Barbe) noch von der heil. Barbara kommen. Vielleicht ist es die Örtlichkeit, welche 1421 die verschollene Bezeichnung „unter den Barbierern“ trug,

obwohl nach anderen Quellen diese Bezeichnung auf das Ende der Albrechtsgasse gegen St. Kathrin bezogen wurde . . . Außerhalb der erwähnten Gerberpforte lag im Mittelalter gegen die Matthias-Insel hin eine Oderbadstube. An einem Hause auf dem Grundstück des gegenwärtigen pharmakologischen Institutes, welches den Abschluß der „alten Gerbergasse“ gegen die Promenade bildete, stand ein altes Gerberhaus, in welchem am 24. Januar 1679 der später berühmte Philosoph Christian Freiherr von Wolff als Sohn eines Rotgerbers geboren wurde. Auf demselben Grundstück befand sich im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Nadelfabrik . . . Auf der Südseite des „Rabbinergäßchens“ wurde am Ende des 17. Jahrhunderts ein katholisches Waisenhaus „zur schmerzhaften Mutter“ gegründet und vom Fürstbischof Franz Ludwig 1720 wesentlich erweitert. Im Jahre 1834 erwarb der Fiskus das Haus und richtete es zum Polizeigefängnis ein, welches seine Bezeichnung „zur schmerzhaften Mutter“ im Volksmunde bis auf diesen Tag beibehielt. Die Waisenanstalt aber wurde auf die Martinigasse verlegt . . . Die behördliche Weisheit von 1824 vereinigte die drei Gassenzipfel „Sperlingsberg“, „Rabbinergäßel“ und „altes Gerbergäßel“ unter dem hochtönenden Namen „Universitätsplatz“.





Um alten Graben.

(Die inneren Ohlaugassen.)

I.

Die im Jahre 1291 um die Mauer der ältesten Stadt als Stadt- oder Mauergraben künstlich geleitete Ohlau hieß in der ältesten Zeit einfach der „Graben“ und später, als zu den Zeiten der Herrscher aus dem Hause der Luxemburger, Johannis und Karls IV., die Erweiterung der Stadt einen neuen Mauerring weiter draußen nötig machte, der „alte Graben“, bis auch diese Bezeichnung mit dem Erlöschen der Erinnerung an den ursprünglichen Beruf des Gewässers in Vergessenheit geriet und man nur von der „Ohle“ sprach. Aber der Gassenname „der Graben“ hat denn doch gleich einer alten Urkunde die frühere Bedeutung und Bezeichnung der Stadtohle bis in die Gegenwart herüber gerettet. Man nannte nämlich im Mittelalter sehr gern Gassen, welche innerhalb der Stadtmauer längs des Stadtgrabens, aber zuweilen auch solche, die jenseits desselben liefen, einfach „Graben“. In Wien z. B. führt eine der schönsten Straßen der inneren Stadt diesen Namen. In Frankfurt a. M. ist der Große Hirschgraben die Gasse, in welcher Altmeister Goethe geboren wurde. Unser Breslauer Graben muß nun allerdings für alle Zeiten, ja trotzdem das neue Postgebäude einen Teil seiner Straßenfront bildet,

darauf verzichten, eine schöne Straße zu werden. Aber der „Graben“ ist ein wichtiges Inventar für die topographische Geschichte Alt-Breslaus.

Es ist nicht leicht, sich im Geiste in eine Zeit zurück zu versetzen, in welcher längs des inneren Ohleufers eine mit zahlreichen Türmen versehene und an den Übergangspunkten von breiten, dunkeln, betürmten Toren unterbrochene Stadtmauer lief, und jenseits des Stadtgrabens Ansätze von Vorstädten über den weiten Unger verstreut waren oder stellenweise mit Vorliebe ringartig sich an das jenseitige Ufer der Ohle anschmiegen. Offenbar entstanden die innerhalb der inneren alten Mauer längs des Grabens sich hinziehenden krummen Gassen erst zu einer Zeit, als der äußere Uferrand desselben bereits, wenigstens zum Teil, bebaut war, und innerhalb des alten Mauerringes der Raum knapp zu werden anfang, aus den ursprünglichen engen Wehrgängen oder mit Benutzung alter Zwinger; und zwar in der Weise, daß zunächst parallel mit der alten Mauer Reihen von niederen Häuschen entstanden und später auf den Fundamenten der verfallenden alten Stadtmauer selbst und unter Hinzunahme der Reste derselben eine zweite Häuserreihe unmittelbar an der Ohlau sich erhob.

Die bei der Einmündung des Oderkanals („weiße Ohlau“) in der nächsten Nachbarschaft die Kezermühle (später „Kezerkunst“) beginnende Gasse längs der alten Stadtmauer an der Ohlau erscheint schon 1372 unter der Bezeichnung „auf dem Graben“. Hier befand sich in alter Zeit die Schmelzhütte des Rates. Die Türme der inneren Stadtmauer wurden, als diese in ihrer Verteidigerrolle durch die äußere Stadtmauer abgelöst worden war, an Kaufleute und Gewerbetreibende vermietet.

So ist 1436 am Graben von „Dumelose's Turm“ die Rede, d. h. von demjenigen Mauerturm, den ein Kaufherr aus dem am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts vielgenannten Patrizier- und Ratsgeschlechte der Dumelose gepachtet hatte. Allmählich verwandelten sich die einzelnen Mauertürme in bewohnte Häuser. Man überließ die verfallende alte innere Mauer gegen einen geringen Preis oder einen Mauerzins an kleine Handwerker, die sich hier ihre armseligen „Kaluppen“ aus dem alten, wahrscheinlich noch sehr brauchbaren Material bauten. Reichtum und Wohlhabenheit dürften zu keiner Zeit ihren Wohnsitz auf dem Graben gehabt haben. Dafür spricht auch die geringe Zahl von sogenannten „Hauszeichen“ oder Hausnamen.

Wir wissen heute bloß noch von einer „Blauen Weintraube“ (Nr. 15) im östlichen Viertel auf der Ohleseite. Früher gab es einen „Blauen Löwen“, dessen Besitzer offenbar ein Färber an der „Grünebaumbrücke“ war, und einen „Möhrenpauker“ am Ende der Gasse bei der Keßerkunst, dessen Besitzer sich in einer an dem früheren alten Hause befindlich gewesenen Inschrift als Verfertiger von Pauken, Lauten 2c. bekannte. Als Virtuosen der Pauke wurden früher bei großen Festen mit Vorliebe Möhren verwendet. Dann gab es auf der Stelle der jetzt zum Dominikanerplatz gehörenden Häuser eins „zum Boß“, welches einem Corduaner gehörte und die Inschrift trug: „Ach ich armer Ziegenboß — wie zergerbt man mir den Roß — auf rauh' und blanker Corduan — damit bedien' ich Jedermann“. — In der Nähe der „Schwalbenbrücke“ fand sich endlich noch ein „Brunnen Jakobs“.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts waren nicht weniger als zehn Häuser des „Grabens“ im Besitz von Strickern, sechs im Besitz von Gräupnern, Bäudlern und „Kraftmahlern“; und außerdem saßen in dieser Gegend drei Pergamenter. — Zur selben Zeit hieß die Gasse auch der „Ohlause Graben“ und derjenige Teil, welcher von der „Grünebaumbrücke“ zur Mäntlerpforte (am Ende der Mäntler-Gasse) führte, der „alte“, der andere Teil der „neue Graben“. Es war bis in die neuere Zeit hinein eine berühmte Stadtgegend. Der Bau des Postgebäudes, welchem fünf alte Häuser der Gasse zum Opfer fielen, hat hier vielfach mit den gewissen alten Mietshöhlen aufgeräumt.

Man zählte zum „Graben“ auch die „Keßerkunst“ und das „Schwalbennest“ oder die „Schwalbenburg“ neben der betreffenden Brücke. Während des Bombardements von 1806/07 wurden einzelne Graben-Häuser arg mitgenommen und Feuersbrünste im Keim erstickt.

Durch die Pforte, mit dem Häuschen zum „kalten Stein“ darüber, stand der Graben mit dem „Kugelzipfel“ und der dahinter liegenden Albrechtsgasse in Verbindung. Dieser kurze und enge Gassenabschnitt wurde später zur Katharinengasse gerechnet und ist jetzt ein Viertel der Poststraße. Nach Süden, korrespondierend mit dem „Kugelzipfel“, gelangte man vom Graben über die „Grünebaumbrücke“ nach dem „Keßerberg“. Sie hatte ihren Namen von dem alten, zum Keßerberg gehörigen Kretschamhause und lag zwischen zwei Färberhäusern, die zum „Graben“ gerechnet wurden. An Stelle des früheren Steges wurde 1554 über einen gewölbten Bogen eine massive Brücke gebaut.

Sie war die schönste der innerhalb der Stadt über die Ohlau führenden gemauerten Brücken. Ein Chronist aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vergleicht sie mit der Fleischbrücke in Nürnberg und bezeichnet sie als Meisterstück der Brückenbaukunst, da ihr ziemlich flacher, mit Ziegeln gewölbter Bogen nur $2\frac{1}{2}$ Fuß Stärke hat. — In neuerer Zeit war auf der Nordseite der Brücke die Brauerei „zum Gambrinus“ und dann auf derselben Stelle das Hotel zur „Nova“, ein beliebter Erquickungsort. Jetzt gehört die kurze Strecke zur „Poststraße“. — An seinem südwestlichen Ende stand der Graben durch die Mäntlerpforte mit der Mäntlergasse in Verbindung und durch das mit letzterer korrespondierende Weintraubengäßchen wie auch durch das Badergäßchen mit der Ohlauischen Gasse, bloß daß dieses sich außerhalb des Ohlauischen Schwibbogens durchquetschte, während das Weintrauben- oder Sammetgäßchen innerhalb desselben in die Ohlauische Gasse mündete. Wie noch heute stand der Graben auf dieser Seite durch ein Gäßchen mit der Ohlau in direkter Verbindung zum Zwecke der Wasserbeschaffung für häusliche Zwecke und bei Feuersnot.

II.

Jenseits der Ohlauischen Gasse setzte sich die Gassenflucht des „alten Grabens“ am inneren Ufer der Ohlau durch den bereits erwähnten „Seitenbeutel“ fort, welcher, ehe er 1522 zur Sackgasse wurde, außerhalb der Pfnurrpforte vor der „Hirschbrücke“, am „Olsump“ ausmündete.

Weiterhin erfuhr die Gassenflucht eine Unterbrechung durch die bis auf das alte Stadtmauergebiet oder bis an die Ohlau reichenden Gehöfte der Jungherrengasse, setzte sich aber dann an der Münze entlang, die auf der Stelle des jetzigen Korn'schen Hauses stand, in einem Gäßchen fort, das im 18. Jahrhundert „Flederwischgäßchen“ genannt wurde und später die Bezeichnung Marstallgasse erhielt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts barg es auf der Ohlauseite ein altes Großbinderhaus und eine Schmiede als Nachfolgerin der alten Stadtschmiede vorm Schweidnitzer Schwibbogen.

Nach Überschreitung der Schweidnitzergasse sperrten die Badstube, und das dahinter liegende Gebiet des städtischen Schweidnitzer Marstalls und die Gehöfte der Jungherrengasse die Fortsetzung einer Gasse längs des inneren Ufers der Ohlau. Und erst der „Roßmarkt an

der Mauer" (so noch 1497 genannt), offenbar ein alter Ohlaugraben-Zwinger, eröffnete die weitere Flucht der alten Grabengasse.

Von hier aus schrumpfte, talab, die Gasse wieder zu unheimlicher Enge zusammen. Das Gäßchen hieß in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sehr bezeichnend „unter den Hundshäusern an der Stadtmauer“ und behielt den jämmerlichen Namen „Hundehäuser“ bis 1805, wo er auch nicht gerade geistreich in „Hinterhäuser“ umgewandelt wurde. Offenbar standen hier vor Alters einmal die elendesten Hütten im Schutze der Mauer, in welchem sich allerlei armes Volk bergen mochte, das zu keiner Zunft Zutritt hatte. Das hat sich ja später geändert und das Gäßchen ist der Wohnort ehrenfester Bürger und Zunftmeister schon im 16. Jahrhundert gewesen. Daß dem wirklich so war, beweist wohl auch die frühere Existenz eines Kretschamhauses im „weißen Lamm“ (vielleicht Nr. 25) und die für diese Gasse ziemlich große Anzahl von benannten und also auch einst mit Hauschildern geschmückten Häusern. Da ist noch jetzt auf der Westseite ein „schwarzer Bock“ (10), das einst einem Blaufabrikanten gehörte, ein „goldener Anker“ (11), und „rotes Lämmchen“ (12/13), das seine bunte Bezeichnung einem reichen Rheinisch-Färber verdankt, und auf der anderen Seite, wo sich auch ein sogenanntes „Durchgehaus“, eine viel benützte Verbindung mit der Reuschenstraße durch den „grünen Pollak“ erhalten hat, der „rote Hund“ (23). Außer dem „grünen Pollak“ reichten auch die beiden anderen alten Kretschamhäuser der Reuschenstraße, der „Schwarzkegel“ und die „goldene Rose“, schon von Altersher mit ihren Hintergebäuden in besagte Gasse. Im übrigen erschienen im Anfang des 19. Jahrhunderts allerlei Handwerker hier als Besitzer. Aus Nr. 17 (damals Knopffabrikant Ohle) dürfte die Firma Ohle's Erben herkommen. Das Haus Nr. 9 bewahrte in seiner Hausinschrift aus 1719 das Gedächtnis einer Tat echten Bürgerfinnes. Das abgebrannte Haus war nämlich aus freiwilligen Gaben der Nachbarn wieder aufgebaut worden. Das Haus Nr. 14 besitzt ein schönes Renaissance-Portal aus 1568. Heute weist die Gasse, die nun einmal ihre Enge und ihre krumme Richtung als Urväter-Erbeil tragen muß, manches moderne Gebäude auf. Vielleicht ersetzt man ihre ebenso nichtsagende als häßliche Bezeichnung mit dem ihrer topographischen Bedeutung für Alt-Breslau Rechnung tragenden Namen „Reußengraben“.

Durch einen Schwibbogen, welcher noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorhanden war, gelangte man in die Reuschegasse.

III.

Das im Schatten des inneren Reußischen Tores beim „alten“ oder Reußischen Marstall von der Reußischen (Reuschen-) Straße in eine flache Talsenkung verlaufende „Töpfergäßchen“ war eine Fortsetzung der Hinterhäuser und fand seinen Abschluß vorm inneren Nikolaitore. Wie der Name verrät, siedelten hier einst vor Zeiten die Töpfer. Diese gehörten zu denjenigen Gewerbetreibenden, welche man aus naheliegenden Gründen der Sicherheit, des Raumes und wohl auch, weil sie für minderwertig gehalten wurden, an den äußeren Saum der Stadtgemeinde verwies, gleich den Seilern (in der Pfnurr-, späteren Altbüßergasse), Altbüßern (Glickschustern u.) u. a. So waren wohl also in der ältesten Zeit die Brennösen der Töpfer und Ofenseker in besagter Gegend hart an der Stadtmauer im Gange. Doch sind die Töpfer wohl schon in früher Zeit von hier verschwunden und haben sich in entlegenere Teile der werdenden Stadt verstreut, so daß nur noch ihr Name an dem Gäßchen haften blieb. An Stelle der Töpfer siedelten sich, und zwar auf der Flußseite auf den Fundamenten der zerfallenden alten Stadtmauer, namentlich Weiß- und Lohgerber an, die in ihren meist schmalen, zwei oder drei fenster breiten Giebelhäusern Generation nach Generation allmählich zu achtbarem Wohlstande gelangten. Im Beginn des vorigen Jahrhunderts zählte man in der Töpfergasse noch 8 Gerber als wohlsituierte Hausbesitzer, die ihres Gewerbes in den am flusse gelegenen Werkstätten und auf den flößen walteten. Auch einige Kürschner übten hier ihre „Nahrung“ aus. Zwei Grundstücke befanden sich noch in allerjüngster Zeit in Weißgerberhänden. Mit der Ohlau, ja teils schon lange vor deren Beseitigung, verschwand dieser Gewerbebetrieb aus der Gasse. Seltsamerweise besaß nur ein Haus eine Bezeichnung: „zum schwarzen Bär“, und diese ist verschollen. Unter seinen Hausbesitzern besaß das Töpfergäßchen am Anfange des 19. Jahrhunderts auch zwei Reichkrämer, die zwar ursprünglich zu den Zünften gezählt hatten, nun aber zur Kaufmannschaft gehörten. Der eine von ihnen, Joh. Gottlob Lehmann, war Mitglied des letzten Magistrates vor Einführung der Städteordnung und starb 1807. Das Haus (Nr. 1) neben dem tief in die Gasse hereinreichenden „alten Marstall“ beherbergte viele Jahrzehnte hindurch eine der ältesten Breslauer Elementarschulen (Nr. 2). Das Gärtchen mit der Laube im Schulhofe bot den Anblick einer Idylle und spielte in den Erinnerungen mancher Schulgeneration eine liebevolle Rolle. Genannte

Schule dürfte die erste gewesen sein, welche 1852 ihre Wandlung in eine reine Mädchen-Volksschule vollzog, indem sie ihre Knaben gegen die Mädchen der Volksschule Nr. 19 im alten Kinderspittel (Ecke Nikolaistraße und Neue Weltgasse) austauschte. Ihr Hauptlehrer in jener Zeit, Stüke, war einer der hervorragendsten und liebenswürdigsten Schulmänner Breslaus, und stand auch an der Spitze der Sonntagsschule für Handwerks-Lehrlinge, die in den Räumen der damaligen Bürger- und Realschule zum Heiligen Geist untergebracht war. Jetzt ist das Haus Nr. 1 mit dem Grundstück Nr. 2 vereinigt und darin das städtische Speisehaus untergebracht.

Die Töpfergasse, welche 1824 ihren alten Namen verlor, der aber noch Jahrzehnte hindurch im Volksmunde seine Geltung behauptete, wies ein Haus auf, welches sogar zu einer hohen literarischen Bedeutung gelangte: es war das stattliche Gebäude Nr. 5, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Grunde von vier alten Klitschen erbaut worden war. Hier tagte in der geräumigen Wohnung des Musiklehrers Sauermann von 1826—1830 unter der geistigen Leitung des bekannten Dichters Hoffmann von Fallersleben die sogenannte „zwecklose Gesellschaft“, deren Mitglieder sich nach der Stadtgegend auch die „Weißgerbergesellen“ nannten. Außer dem genannten Dichter gehörten zu ihnen die Dichter Geisheim und Wackernagel, die Maler Carl Bräuer, Carl Schwindt, Albert Höcker und Hermann, der Bildhauer Mächtig, der Fabrikant Carl Milde (der spätere März-Minister) u. a., lauter Männer, die zur geistigen Elite des damaligen Breslau zählten. Das Bundeslied von Geisheim begann mit der Strophe:

„Allezeit wir Weißgerbergesellen
Haben viel zu tun mit Schaffellen,
Gerben mit Maun,
Um es gar zu schaun,
Müssen wir walken, falzen und brechen.“

Die in diesem Kreise produzierten Kritiken und Satiren, die es namentlich auf die Dichterlinge und auf das gelehrte Cliquenwesen absehen, machten viel böses Blut in der Sphäre des gelehrten Toppfes. Die Gesellschaft veröffentlichte 1828 und 1829 zwei Bändchen humoristische Geburtstagsgedichte der Mitglieder unter dem Titel „Zweckloses Leben und Treiben, wers nicht lesen will, läßt es bleiben, das ist: Vernünftige Gedanken und Geburtstagswünsche der zwecklosen Gesellschaft zu Breslau, der zweckvollen Welt zum erstenmal ans

Licht gestellt"; dann die „Muckiade oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod“ (für das Nürnberger Dürer-Denkmal); ferner: „Schlagschatten, ein zweckloses Fastnachtsbüchlein, worin allerhand Kuriosa in Reimen und in Prosa“ (zum Besten der Erziehungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder) und endlich ein „Weinbüchlein“ (zum Besten der Überschwemmten Schlesiens). Als in dem 1829 erschienenen und von Hoffmann redigierten Vereins-Organ „Monatschrift von und für Schlesien“ der „Schlesische Musen-Almanach“ des damaligen Mode-Poeten Theodor Brand scharf kritisiert und das Gedicht des Glogauer Primaners Heinrich Laube als das „beste Gedicht“ bezeichnet worden war, geriet der ganze schlesische Parnaß in Wut. Man nannte den Verein: „Rücksichtslose Gesellschaft“. Aber er hatte die Lacher und vorurteilslosen Köpfe auf seiner Seite. Aus der genannten Gesellschaft gingen die „Kleine Breslauer Liedertafel“ und der „Breslauer Künstler- und Kunstverein“ hervor. Das betreffende Haus barg später eine renommierte Billardfabrik und diente in neuester Zeit dem Zentrals-bureau des Vereins gegen Verarmung und Bettelerei als Asyl.

Die alte Weißgerbergasse setzte sich außerhalb des inneren alten Nikolaustores, des späteren Schwibbogens, als Fortsetzung der Töpfergasse fort. Schon 1403 erscheint sie unter der Bezeichnung „Unter den Weyssgerbern an der blanken“, d. i. an dem gegen den Oderstrom, gerichteten Parden oder Pfahlwerk. Auf dem Stadtplane von 1562 heißt sowohl die Gasse, wie auch die am äußeren Ufer der Ohle gegenüberliegende Gasse (heutige Neuweltgasse, zweites Viertel) „undern Weißgerbern“. Erst seit dem 17. Jahrhundert tauchte die gegenwärtige Bezeichnung auf. Hier saßen seit Jahrhunderten nahezu bis in die neuere Zeit hin Weißgerbersippen Generation auf Generation fast Haus an Haus auf beiden Ufern der Ohlau und klopften und hantierten in den offenen Kellerwerkstätten oder auf den „Schippen“ am Wasser und auf den Flößen, zu denen schwanke Treppen mit flachen Stufen hinunter führten Aus den altehrwürdigen Traditionen der Weißgerberinnung glänzt die Erinnerung an jenen reichen Meister Franz Hofer herüber, dessen Heim Weißgerbergasse Nr. 40 war, und dessen langer, prächtiger Patriarchenbart eine solche Merkwürdigkeit war, daß Kaiser Karl V. ihn nach Wien berief, um ihn vor versammeltem Hofe in Augenschein zu nehmen. Die Auf-forderung des Monarchen, er möge sich eine Gnade ausbitten, beantwortete der schlichte Bürger mit den Worten: „Ich bin alt und lebenssatt, großer Kaiser, auf dieser Welt bedarf ich nichts mehr und

in jener ist schon für mich gesorgt. Verwandte habe ich nicht viele, und die ich habe, erben von mir ein Unsehnliches. Wollt Ihr mir aber eine Gnade erzeigen, so verordnet, daß, wenn ich begraben werde, der ganze Rat zu Breslau mich zu Grabe geleite". Als er 1558 starb, wurde sein Wunsch gewährt. Die Barbarakirche zeigte sein hölzernes Epitaphium. Hofers Haus gehörte um 1840 einem Corduaner Genfert und birgt noch heute eine Gerberei (Zehme). Es übten in der alten Weißgerbergasse bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vier Weißgerber, der eine im „schwarzen Bock“ (38) und ein Seidenfärber ihr Handwerk aus, so daß also auf der ganzen heutigen Weißgerbergasse (einschließlich der „Töpfergasse“) zwölf Gerbereien im Gange waren. Allerdings schwebte der Odem dieses lukrativen Gewerbes Jahrhunderte hindurch auf der ganzen Stadtgegend. Außer den Gerbern siedelten vor allem fünf Meister des Geisler-Mittels (der dritten alten Fleischer-Innung) wegen der Nähe des Schlachthofes in der genannten Gasse. Ein Kretschamhaus besaß weder die Töpfer- noch die Weißgerbergasse. Dafür waren stets einige Destillationen vorhanden.

Seltamerweise, und das spricht sicherlich für den guten Ruf der alten Weißgerbergasse trotz der Nähe des Kuttelhofes, siedelten hier im 18. Jahrhundert die Kunsthändler. Man sieht, auch die Kunst hatte früher so gute Nerven und so wenig Vorurteil, daß sie mit Weiß- und Lohgerberei und Fleischhauerei die beste Nachbarschaft pflog.

Von benannten Häusern der alten Weißgerbergasse sind noch zu erwähnen: „Frankfurt am Main“ (16), der „Rote Bock“ (33), ein altes Gerberhaus, der stattliche „Schwarze Adler“ (43), eine vielgeschätzte Destillation und die als Eckhaus der Nikolaistraße Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Erdboden verschwundene „Goldene Kugel“. Verschollene Hausymbole aus dem 18. Jahrhundert sind: „Der goldne Mondschein“, „Der Berg Kynast“ und der „Rote Krebs“.

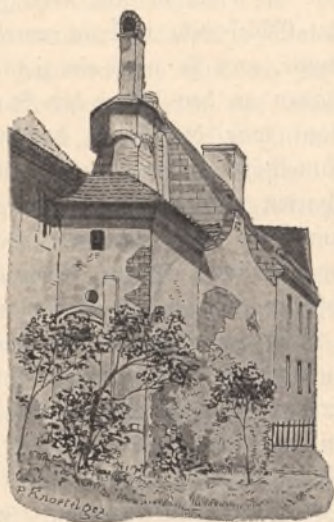
In dem letzten alten Doppelhause der Gasse (Nr. 31) gegenüber dem Eingange zum alten Kuttelhofe an der Mündung der ehemaligen Stadtohle in den Oderstrom wurde 1777 die Stadt-Hebamme, welche bis zu dieser Zeit „Gemein-Altte“ geheißen und in einem alten Hause am Ohlauer Stadttore gehaust hatte, untergebracht, und darin eine öffentliche Gebäranstalt eingerichtet (für 12 Betten!!). Es dauerte nicht lange, so erwies sich die Anstalt als unzureichend und es rissen

unglaublich elende Zustände ein. Hierzu trug die ungünstige Lage an einem stinkenden Gewässer, die Nähe des Kuttelhofes und dieersperrung vom Oderstrom durch einen alten Turm erheblich bei. So wurde denn bald nach Aufhebung der Klöster (1810) die Anstalt als neues Hebammen-Institut, eingerichtet nach den Grundsätzen der Humanität und Wissenschaft, in dem bisherigen Katharinenkloster untergebracht. . . In das Haus wurde später eine Volksschule verlegt, die im Munde des Volkes einfach als „Schule am Schlachthofe“ bezeichnet wurde. Nachher diente das alte charakteristische Bindewerk-Haus wieder Wohnzwecken. Es steht am Eingang jener Ohle-Partie, die, weil sie leider in den 50er Jahren auf der Seite der damaligen Nicolai-Ohlebrücke verbaut wurde, bis auf weiteres konserviert werden mußte, weil sie noch ein ziemlich getreues Bild der alten Gänge und Altanen an den Ufern der Stadthlau gibt.

Gegen den Strom war die Gasse durch Verteidigungswerke, welche sich an den Kuttelhof anlehnten, namentlich aber durch einen alten, mit Schießcharten versehenen Turm mit plattem Dache abgesperrt. Man nannte ihn im Volksmunde „Das Türmel“. Durch dasselbe gelangte man auf einen kleinen, freien Platz am Oderufer, westlich vom Kuttelhofe, wo Waren von den hier anlegenden Schiffen, besonders Holz- und Töpfergeschirre, in die Stadt gebracht wurden, weshalb hier auch ein Torschreiber fungierte. Im Jahre 1824 wurde „Das Türmel“ eingerissen, nachdem die anderen Befestigungen schon vorher gefallen waren, und nun hatte man von der Weißgerbergasse einen freien Blick auf den Strom . . .

Während der Belagerungsschrecken von 1806/07 wurden beide Gassen mit Bomben und Kugeln überschüttet. Am meisten litt die Ostseite der alten Weißgerbergasse. Hier wurden die Häuser Nr. 14, 15, 18, 19, 20, 24, 25 und 27 mehr oder weniger in Ruinen geschossen. In Nr. 19 tötete eine Bombe die Hauswirtin, eine Witwe, und verwundete 5 Kinder. Auf der Westseite litten am meisten die Häuser Nr. 38, 47 und 48. Beide Gassen wurden 1824 unter dem gemeinsamen Namen „Weißgerbergasse“ vereinigt. Der Baugesist der neuesten Zeit hat namentlich an den vier Ecken, welche die Nikolaistraße mit beiden Gassen bildet, mehrhundertjährigen Bestand angegriffen. In die alte Weißgerbergasse ragt auf der Ostseite ein modernes Geschäftshaus an der Ecke der Nikolaistraße herein. Auch die gegenüber liegenden alten Eckhäuser der „Töpfergasse“, darunter ein altes Reichrämerhaus, sind gefallen zum Zweck der Verbreiterung

der Passage. Mit der schließlich erfolgten Verlegung des Schlachthofes ist dieser Stadtgegend die Perspektive auf große Umwälzungen eröffnet worden, die allerdings wohl noch tief im Schoße der Zukunft ruhen. Aber die Kommune hat durch mehrfache Erwerbung von Häusern mit flugem fernblick vorgesorgt.





Von der Siebenradebrücke bis zum Burgfelde.

Dieser ganze Gassenzug war ersichtlich eine Fortsetzung des bereits geschilderten „Unter den Mälzern“ und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts trägt sogar der erste Abschnitt von der Siebenrademühle bis zur Reuschestraße noch diese Bezeichnung. Diese Gassen trugen bis in die neuere Zeit hinein einen kleinbürgerlichen Charakter, und es wohnten hier vorwiegend solche Handwerker, welche der Nähe der Ohlau für ihren Gewerbebetrieb dringend bedurften: Färber, Kürschner, Gerber, aber auch andere Handwerker. Die Bezeichnung der ersten beiden Gassenviertel bis zur Nikolaibrücke war eine schwankende. Man nannte sie durchaus „Graben“ — so bezeichnete man die Lage des Hospitals „zum heiligen Grab“ (des „Kinderpittels“) im Anfang des 15. Jahrhunderts „am Graben“ — oder am „Alten Graben“. Man beschränkte dann diese Bezeichnung auf das südliche Viertel und sagte: „Graben bei den sieben Raden“ oder „Alter Graben über der Reuschen Brücke“, während das zweite Viertel von dieser bis zur Nicolaibrücke in späterer Zeit „Clausgasse“ — eine Abkürzung des Namens Nicolaus nach der nahen Niclas- oder Nicolai-Gasse — nebenher aber auch „Graben“ hieß, woraus später der Unverstand einen „Graben an der Klaus“ herausfabulierte. Wahrscheinlich hieß dieser Grabenabschnitt ganz zutreffend

„Nicolaus-Graben“. Das dritte Viertel von der Nicolaibrücke bis zum Burgfelde wurde wohl zuerst auch einfach „Graben“ genannt, erhielt dann die Bezeichnung „Reuffergasse“ von den Reuffern oder Seilern, trug aber auch von den Gerbern, die sich endgültig hier festsetzten, den Namen „Gerbergraben“ und im 16. Jahrhundert „unter den Weißgerbern“ gleich der gegenüberliegenden inneren Ohlegasse. Doch behauptete sich der zuerst erwähnte Name bis ins 19. Jahrhundert. Leider wichen die alten redenden Bezeichnungen nichtsagenden Zufalls-Benennungen. Zuerst versiel der mittlere der drei Graben, die „Clausgasse“, diesem Geschick. Er erhielt um 1741 — kein Mensch weiß warum — nach dem Hause „zur neuen Welt“ den Namen Neue Weltgasse. Im Jahre 1824 übertrug man diese sinnlose Benennung aus Gründen der Vereinfachung auch auf die bisherige „Reuffergasse“, ein Name, der allerdings längst unverständlich geworden war. Aber auch der südliche Graben hatte bereits 1805 eine ebenfalls nichtsagende Bezeichnung erhalten, indem man ihn nach einem Kretscham Goldne Radegasse hieß. So hatte man denn durch die Beseitigung der alten guten Namen jede Spur der früheren topographischen und gewerblichen Bedeutung dieser Gassen verwischt.

Die Goldne Radegasse, welche mit dem Hause Nr. 17 am Carlsplatz und Nr. 18 (1800 im Besitz des Handelsmannes Israel Goldschmidt) bei der Siebenrademühle begann, stach schon in älterer Zeit durch eine gewisse Wohlhabenheit vor der Neuen Weltgasse hervor. Muß es nicht ein reicher Rade- oder Stellmacher gewesen sein, der das große, noch jetzt bis in die Antonienstraße reichende Grundstück besaß und in dankbarer Verehrung für sein Handwerk, das ihm einen goldenen Boden eingebracht hatte, zum „Goldnen Rade“ (8) hieß? Aber schon im 17. Jahrhundert war es ein vielbesuchtes Kretschamhaus (um 1800 im Besitz des Kretschmers Belger), dann bis in unsere Zeit ein stark frequentiertes Gasthaus mit Ausspannung. Es ist eines von den alten „Durchgeh-Häusern“. Bis in die neueste Zeit hinein barg der Hof häßliche Massenquartiere. Zur Zeit ist es Sitz des jüdischen Schlachthofes. Auch ein anderes Haus erzählt von dem Reichtum seines Namensgebers: der „goldne Ring“ (früher „Ring mit dem Diamant“ 11), ebenfalls ein bis in die Antonienstraße reichendes Grundstück. Im Beginn dieses Jahrhunderts war es im Besitz eines reichen Schusters. In der Nähe des „goldenen Rades“ stand das „Malzhaus der Kretschmer“ (6), noch jetzt

durch seine Bezeichnung an seinen früheren Beruf erinnernd. Auf derselben Seite stammten noch aus alter Zeit der „grüne Eack“ (14), wahrscheinlich ein schon im 18. Jahrhundert eingegangenes Kretschamhaus, welches später nur noch eine Destillation barg, das alte Handwerkerhaus „zum grünen Kranz“ (4) und das ehemalige Schwarz- und Schönfärberhaus „zu den drei Hasen“ (1). — Auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts trat unter den Hausbesitzern dieser Gasse schon bedeutsam das jüdische Element hervor, damals besonders repräsentiert durch den offenbar zu den 27 „general-privilegierten“ jüdischen Familien gehörenden reichen „königlichen Hoffactor“ Eipmann Meyer, in dessen Hause (Nr. 2) — er besaß noch ein zweites (15) — sich eine der vielen alten Synagogen befand. In gewerblicher Beziehung trug die Gasse schon vor hundert Jahren keinen bestimmten Charakter mehr. Vordem saßen längs der Ohlau mehrere Färber, an welche noch die verschollenen Hausnamen „Blauer Löwe“ und „Blaues Hufeisen“ erinnern; nur in Nr. 27 hatte sich im Beginn des 19. Jahrhunderts noch ein Schönfärber auf dieser Seite erhalten. Das „goldne Hufeisen“ (23) befand sich damals noch im Besitz einer Schmiedesippe. Bis in die neueste Zeit hat sich ein alter Bäcker in Nr. 16 behauptet. Im übrigen waren die Häuser im Besitz von Handwerkern verschiedener Gattung (Winde-, Rade-, Stellmacher etc.) Während der Belagerung von 1806/1807 wurde sie ganz besonders hart mitgenommen. Die „drei Hasen“ (Nr. 1) z. B. erhielten 43 Bomben und Granaten, so daß die Hintergebäude total zerschmettert wurden. Das Meyer'sche Haus (2) entging nur mit Mühe der Vernichtung durch eine Feuersbrunst. Das Haus Nr. 4 verlor seinen zweiten und dritten Stock und seine Hinter- und Seitengebäude. Kein Haus kam ohne schwere Beschädigungen durch die feindlichen Geschosse davon. Namentlich aber wurde die westliche Häuserfront nahezu in Ruinen verwandelt, während die Ohlauseite bedeutend besser weg kam. Dafür erhielt die ganze Gasse in den Jahren nach der Belagerung ein stattlicheres Gepräge. Aus der Zeit der Wiederherstellung stammt denn auch das Hausymbol „La belle Alliance“ für Nr. 12. Die allerjüngste Zeit hat in ihr eine ganze Reihe, teilweise sehr bedeutender Neubauten entstehen sehen, so daß die Zahl der alten Giebelhäuser stark zurückgegangen und der altstädtische Charakter der Straße verwischt ist.

Von der älteren Neuen Weltgasse ist wenig zu sagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier neben einigen wohlhabenden

Handwerksmeistern mehr als in mancher anderen Gasse „das Armut“ gehaust hat. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren das Saitenmacher Wiesner'sche und das ehemals Stricker Finn'sche Haus auf der Ohlauseite die reinen „Paläste“ in der beiderseitigen schäßigen Gassenfront. Die Gasse war längst nicht mehr der Sitz eines bestimmten Gewerbes.

Doch der „schwarze Hirsch“ (42) auf der westlichen und der „rote Hirschkopf“ (12) auf der Ohlseite dürften einst Färberstze gewesen sein. Der „schwarze Bock“ (2) deutet auf einen Gerber. Ältere Hausnamen sind auch die schon erwähnte „Neue Welt“ (44), deren Besitzer offenbar seiner Zeit, als man nach seinem Hause die Gasse nannte, zu den „Honoratioren“ derselben gehörte, der „goldene Arm“ (45) und die „goldene Art“ (14), die von gewinnbringender harter Arbeit Zeugnis geben wollen. Zu den wohlhabenden Gewerbetreibenden der Gasse gehörten im Beginn des 19. Jahrhunderts die beiden Weißgerber in Nr. 9 und 10 (Tschech), der Corduaner in Nr. 5, der Einwandreißer in Nr. 47 (jetzt mit 46 ein Neubau), der Gelbgießer in Nr. 48, der Knopfgießer im „weißen Pelikan“ (6) und der Partkrämer in Nr. 7. Die nordwestliche Ecke mit der Nicolaistraße bildete über 400 Jahre das Hospital „zum heiligen Grabe“, im Volksmunde einfach „das Kinderspittel“ geheiß. Es ragte mit seinen späteren Erweiterungen tief in die Gasse herein. In der Ecke des alten Gebäudes stand die Statue des auferstandenen Heilands. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts wurde das umfangreiche Grundstück zum größten Teile Schulzwecken gewidmet. In neuester Zeit hob sich der schäßige Charakter der Gasse durch eine Reihe von mehr oder minder bescheidenen Neubauten.

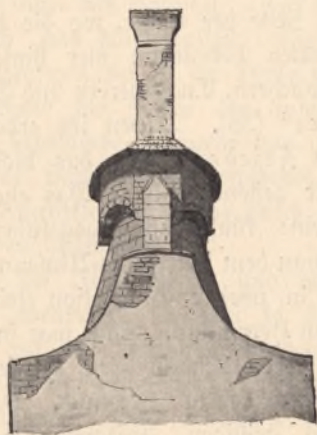
Wir überschreiten die Nicolaistraße und gelangen zum dritten Abschnitt des alten „Grabens“. Zwei in Namen niedergelegte Überlieferungen lassen auf die Beschaffenheit dieses Viertels ein helles Licht fallen. Wie die frühere und offenbar älteste Bezeichnung dieser Gasse nach den „Reuffern“ oder „Seilern“ besagt, muß hier im 14. und vielleicht noch im Anfang des 15. Jahrhunderts das Ufer des Ohlau-Grabens wenig oder garnicht bebaut gewesen sein. Wie hätten sonst hier die Seiler ihre Bahnen haben können? Hierzu kommt nun noch die Nachricht, daß anno 1418 das Stück der Nicolaigasse rechts „vorn Thore“, also von der heutigen nördlichen Neue Weltgasse an — bis wohin wird nicht gesagt — „unter den Bemen“ (Bäumen) hieß. Diese Stadtgegend trug also wahrscheinlich damals noch einen

ländlichen Charakter. Bäume bedeckten, vielleicht als letzter Rest der Waldung, die einst das alte herzogliche Falknerdörflein, Sokolnice, umgab, das hier gelegen hatte, möglicher Weise das ganze Gebiet bis zum neuen Wall an der Oder. Jedenfalls war man hier noch recht sehr „draußen“. Bald aber schlossen sich die Häuserlinien der Vorstadt dichter. Die Seiler verschwanden vom Ohlauufer, weil sie keinen Raum mehr hatten, und zogen weiter hinaus. Die Gerber setzten sich am äußeren Grabenrande, wie später auch am gegenüberliegenden inneren fest, so daß zeitweise die Gassen auf beiden Ufern „Unter den Weißgerbern“ (siehe die Weißgerbergasse) hießen. Hier haben sie sich denn auch, einen nicht geringen Wohlstand repräsentierend, bis in die neuere Zeit hinein behauptet. Am Anfange des 19. Jahrhunderts waren von den dreizehn Häusern der Ohlauseite zehn im Besitz von Weißgerbern, so z. B. der „schwarze Bock“ (22) und der „rote Hirsch“ (24). Diese geschlossene Reihe von weithin ruckbaren Weißgerber-Werkstätten mit den Flößen im Wasser, unterbrachen nur das Partkrämerhaus Nr. 18, das stattliche „Goldene M“, damals ein Fächnerbesitz, und das Haus eines Saitenmachers (26). Zur Zeit sind nur noch Häuser in Weißgerberbesitz.

Auf der anderen Seite der Gasse, wo die Häuser fast durchweg tiefe Höfe besitzen, traten bedeutsam vier hinter einander liegende Grundstücke von Tuchmachern, Tuschserern und Tuchbereitern, so z. B. die „goldene Scheere“ (35). Neben ihr erhob sich das stattliche Haus „zum goldnen Frieden“ (36), das bloß der Unverstand zu einem früheren Kloster gestempelt hat. Das ehemalige Hausymbol über der Haustür, eine künstlerisch ausgeführte Frauenfigur aus Sandstein, ist beim Umbau dem Altertums-Museum überwiesen worden. Das Haus ist bereits in zweiter Generation (seit 1839) der Sitz der Brückenwagenfabrik von Herrmann. Einst war in der alten „Reiffergasse“ und zwar in dem benachbarten Hause Nr. 37 einer der Brennpunkte des geistigen Lebens Breslaus. Denn hier befand sich während des höchsten geistigen Aufschwunges Breslaus in der Renaissance-Periode bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts die lange Zeit einzige Druckerei in Breslau. Crispin Scharffenberg legte sie 1553 an, während im Hause des Elisabetan-Prorectors eine andere unter der Leitung des Rektors Andreas Winkler im Betriebe war. Die Scharffenberg'sche Offizin in der Reiffergasse ging 1589 durch Heirat in die Hände des Druckers Georg Baumann über, der ihr einen bedeutenden Ruf errang. Wiederum durch Heirat gelangte sie

in den Mitbesitz des gelehrten Ratsyndikus Andreas von Ussig. Nach 1650 wurde das Haus in der Reiffergasse verkauft und die Druckerei in das Eckhaus der Herrenstraße und der Engelsburg verlegt, wo sie sich noch jetzt befindet. Das Haus aber trug als Wahrzeichen seiner früheren Bedeutung seither die Bezeichnung „die alte Buchdruckerei“, und erst in neuerer Zeit hat man unbegreiflicher Weise diese ehrenvolle historische Bezeichnung unterschlagen. Das Eckhaus zur Nicolaistraße ist der „grüne (goldne) Buchsbaum“ früher ein alter Bäckeritz, benannt nach einem Peter Buches anno 1610.

Während der Belagerung von 1806/07 wurde besonders die „Reiffergasse“ arg von den Kugeln der Belagerer verwüstet, Dächer, Giebel, Fenster und Hausrat zerschmettert, in Nr. 11 wurde auch ein Dienstmädchen schwer verletzt. Der Baugeist der neueren Zeit hat auch den zweiten Teil der Neue Weltgasse, wie seit 1824 beide Gassen heißen, gestreift.





Aus der Geschichte der alten Stadt=Ohle.

Es ist — wie das Volk sich auszudrücken pflegt — „bald nicht mehr wahr“, daß durch die innere Stadt Breslau in einem südlichen Halbkreise vom Dominikanerplatz bis zum nördlichen Ende der Weißgerbergasse ein Fluß langsam seine Wellen wälzte. Und wenn nicht die Namen der einzelnen Ohle-Passagen das Andenken daran fest hielten, so würde nach dem Aussterben der gegenwärtigen älteren Generation das Gedächtnis an die Stadtohle vollends in Vergessenheit sinken und nur einige genaue Kenner der Stadtgeschichte würden Kenntnis von ihrer einstigen Existenz haben.

Sie gehörte Jahrhunderte so hervorragend zu dem topographischen Inventar der Stadt, Breslau war so sehr undenkbar ohne seine Ohlau, es spannen sich längs ihrer Ufer so unzählige Fäden des wirtschaftlichen und geselligen Lebens und es haften an den in die Flußtiefe blickenden Altanen so viele pietätvolle Erinnerungen an seelige Jugend, Familienglück, rüstiges, gewinnbringendes Schaffen und nachbarschaftliche Freundschaften, an Freuden und Leiden aller Art, und der schmale Fluß spielte eine so hervorragende Rolle in der Gliederung und Einteilung der Stadt, daß ein aus den Gefilden der Seeligen herniedersteigender Alt-Breslauer befremdet und melancholisch das ehrwürdige Haupt schütteln und traurig vor sich himurmeln würde: „Wo haben sie nur meine alte liebe Ohlau hingetan? Das ist nun nicht mehr mein richtiges, altes Breslau.“

So ziemlich alle Breslauer waren der Meinung, die Stadtohle sei vom Anfang aller Dinge vorhanden gewesen, und die ersten Ansiedler hätten ihre Hütten innerhalb ihrer Ufer gebaut. Und doch gab es in der Jugend der deutschen Stadt eine Zeit, wo keine Stadtohlaui existierte. Das Breslau der deutschen Kaufleute mußte erst 50 Jahre alt werden, ehe es diesen Flußlauf künstlich schuf . . . Die Befestigung der jungen Stadt ließ offenbar vieles zu wünschen übrig. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich IV. (1290) aber wurde die bessere Sicherung der Stadt zur brennenden Frage. Herzog Heinrich von Glogau, dessen auf ein gefälschtes Testament gestützten Anspruch auf das Breslauer Land vornehmlich die Bürgerschaft energisch zurückgewiesen hatte, bedrohte Breslau mit einem Angriff. Auch sonst lagen die Dinge so, daß ein schwerer Konflikt zwischen Böhmen, an welches die Breslauer Patrizier schon längst Anlehnung suchten, um ihre Krakauer Handels- und Macht-Interessen sicher zu stellen, und Polen zu befürchten war.

Im vollsten Einverständnis zwischen Herzog Heinrich V., der zugleich Liegnitz besaß und der sich rasch die Sympathien der Breslauer gewonnen hatte, und dem Räte wurde, wie eine Urkunde vom 23. Januar 1291 besagt, der Ohlaufluß als Verteidigungs- und Schutzgraben in einem Halbbogen vom Dominikaner-Kloster bis zum Schlachthofe um die Mauern der Stadt geleitet.

Die Ohlau floß nämlich, und zwar bis in die neue Zeit, in einem großen nördlich gerichteten Bogen bis zu einem Punkte gegenüber der Uferstraße, wo sie nur eine starke Straßenbreite, der spätere Steindamm, vom Oderstrom trennte, wandte sich dann südwestlich, im halben Bogen den Flecken und die Auen von St. Moritz (Mauritius) umkreisend, zur Rechten den späteren Platz „bei den Ziegelscheunen“ (heutigen Lessingplatz), und sandte in nördlicher Richtung einen Arm — oder einen künstlich geschaffenen Kanal — in die Oder und zwar bei der späteren Ziegelbastion, und wandte sich dann nach kurzem westlichen Laufe in nordwestlicher Richtung, die Neustadt im Süden und Westen umfließend, unweit der Sandbrücke dem Oderstrom zu. Die Umleitung der Ohlau um die Stadt geschah also in der Weise, daß man den eben erwähnten Mündungsarm hinterm Dominikanerkloster abfing und in das wahrscheinlich zu diesem Zwecke vertiefte und verbreiterte Bett eines schon bestehenden Mauergrabens und in regelmäßiger Biegung um die Stadt leitete und im Nordwesten derselben beim alten Schlachthofe in den Strom münden ließ. Das

bisherige Ohlaubett zwischen der Alt- und Neustadt blieb trocken liegen. Zum Ersatz für die Mühle des Sandstifts in der Nähe der früheren Mündung wurden die Ketz- und Siebenrademühle angelegt. Erst auf der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts durchstach man die Abdämmung beim Heiligen Geiststift, verlegte aber das Mundstück in eine östliche Biegung; denn es galt nun nicht mehr, Ohlau-Wasser in den Strom zu führen, sondern im Gegenteil durch das in einen Kanal verwandelte frühere Bett — die „weiße Ohlau“ — Oderwasser der Ohlau zum Vorteil der Mühlen zuzuführen. Für den Einfluß der Ohlau hinterm Dominikanerkloster baute man unter dem Festungswerke 1596 einen unterirdischen Kanal. Der Querdamm, welcher jenseits desselben das Wasser staute, hieß später der „obere Bär“.

Offenbar nahm die Stadt nach der sicherlich höchst kostspieligen Umleitung der Ohlau einen ganz ungeahnten Aufschwung, der sich in dem raschen Entstehen von Vorstädten außerhalb des Mauerngürtels und des Ohlau-Grabens dokumentierte. Denn schon gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, unter der Regierung der böhmischen Könige Johann und Karl IV., mußte zur Errichtung einer neuen, weiteren Stadtmauer zum Schutze der starkbevölkerten Vorstädte jenseits des Ohlau-Grabens geschritten werden. Doch schon lange vorher hatte der alte Mauergraben seinen Einfluß auf den Charakter der neuen Ansiedelungen an seinem Ufer auszuüben begonnen. Schon mit der Anlage der Malzhäuser längs des äußeren Randes der Ohlau entstand die krumme Gasse im schreienden Gegensatz zur ersten rechtwinkligen Anlage.

Als nun der neue Mauerngürtel fertig war, etwa am Ende des 14. Jahrhunderts, hatte die Verteidigungs-Rolle der Stadt-Ohlau ein Ende. Man überließ sie nach und nach dem gewerblichen Leben, dem Gerbern, Kürschnern Färbern u. a., die an ihr Werkstätten errichteten und bescheidene Häuschen bauten. Zuerst dürfte nur eine Häuserreihe entlang der alten Mauer entstanden sein. Später folgte mit dem äußerst langsam vor sich gehenden Zerfall der alten Mauer die Entstehung der Häuserlinien dicht am inneren Ufer. Noch lange bildete die Ohle die Grenze zwischen der inneren Stadt und den sich innerhalb der neuen Mauer entwickelnden Vorstädten; und man sprach noch im Beginn des 19. Jahrhunderts von einer „inneren“ und „äußeren“ Nicolai-, Reuschen-, Ohlauer- und Schweidnitzerstraße. Die alten Ohlau-Tortürme sperrten noch lange die Hauptstraßen am Beginne der Brücken. Zu diesen Toren waren später, als die Mus-

dehnung der Stadt die Verkehrsbedürfnisse gesteigert hatte, noch mehrere Pforten hinzugekommen, welche die Zugänge zu den Brücken zur Nachtzeit oder in unruhigen Tagen sperrten. Gemauerte Ohlau-Brücken gab es erst seit dem 16. Jahrhundert.

Unternehmen wir einen raschen Rundgang von Osten her. Die „Gold-Brücke“ dicht vor dem Einfluß des Oder-Kanals, zwischen Heilige Geist- und Kirchstraße, die Brücke am Gute Graupen-Turm in der Breitenstraße und die „Schwalben-Brücke“ hinterm Dominikaner-Kloster waren keine eigentlichen Ohlau-Brücken, weil sie über den Oder-Kanal führten. Dicht bei der letztgenannten befand sich die „Käzel-Brücke“, welche die Verbindung zwischen dem Heizerberge und der Neustadt vermittelte.

Zunächst kam man zur „Grünen Baum-Brücke“ „zwischen zwei Färbern“ auf den Graben, auf welche aus letzterem eine Pforte führte. Sie war früher nur ein Steg, wurde 1554 in eine fahrbare Brücke umgewandelt und erhielt erst 1727 einen gewölbten Bogen. Die Brücke zwischen der inneren und äußeren Ohlischen Straße war die erste, die massiv (1507) umgebaut wurde. „Vor“ dem inneren Tore, d. h. außerhalb desselben — es stand zwischen dem Weintrauben- und Badergäßchen — lag hart an der Brücke links eine Baderstube, und dieser gegenüber am anderen Ufer eine Pechhütte. Aus dem (längst verschwundenen) „Seitenbeutel“ führte zum Christophori-Kirchhofe hinüber der erst 1699 auf Pfählen erbaute „Christophori-Steg“. Es folgte dann die „Hirsch-Brücke“, die ihren Namen vom altherwürdigen Malzhofe zum „Rothen Hirsch“ auf der Hummerei gehabt haben dürfte, da sie die Verbindung zwischen der Psnurrpforte (am Ende der heutigen Altbüßerstraße) und jenem Hofe vermittelte. Sie war erst seit 1554 fahrbar. Von ihr gelangte man zum „Hutmachersteg“ vor der „Münzspforte“ (am Ende der heutigen Schuhbrücke). Sie ward erst 1792 in eine fahrbare Brücke verwandelt.

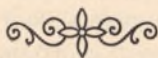
Die Brücke in der Schweidnitzer Straße wurde von 1520 bis 1526 massiv gebaut. Das innere Tor stand hier zwischen dem Schröterhofe (dem jetzigen Korn'schen Hause) und dem früher gegenüber befindlichen Marstall. Später kennzeichneten noch zwei Schwibbogen diesen Abschnitt. Auch hier lag zwischen Tor und Ohlau rechts eine Badstube, links die Stadtschmiede und jenseits der Brücke zu beiden Seiten der Straße eine Pechhütte. Nicht weit davon gelangte man zum „Dorotheenstege“, der zwar auf zwei Stirnpfeilern

ruhte, aber nur für Fußgänger passierbar war. Eine Strecke weiter überspannte den Fluß die „Oberamtsbrücke“, so genannt von dem Oberamte (Stände-Regierung) am Salzringe (Blücherplatze) auf der Stelle der jetzigen alten Börse. Sie war schon seit 1558 fahrbar, wurde 1612 steinern neugebaut und erhielt in neuerer Zeit die Bezeichnung „Schloßbrücke“. Benachbart war die „Siebenradebrücke“ zwischen Roßmarkt und Karlsplatz.

Die Reuschebrücke wurde auf zwei massiven Bogen 1582 erbaut, nachdem früher hier nur eine hölzerne gewesen war. Auch hier befand sich zwischen der Brücke und dem Reuschen Tore eine Badstube, aber auch eine Pferdebrücke, und jenseits eine Pechhütte oder „Kohlkammer“. An der Nikolai-Brücke stand noch in späterer Zeit ein Torturm. Sie ward schon 1574 in eine steinerne Brücke umgebaut. Auch vor ihr lag eine Pechhütte. Der „Weißgerbersteg“, dessen Durchgänge noch jetzt vorhanden sind, vermittelte den Verkehr zwischen der Weißgerbergasse und dem Burgfelde. Hier kann jeder, wen es danach gelüstet, noch einen vollen Anblick der uralten Ohlau-Szenerie genießen, da man einst in der Annahme, die Ohlau würde „bis zum Ende aller Tage“ bestehen bleiben, die künftige Passage an der Nordseite der Nikolaistraße erbaut hat. Den letzten Übergang über die Ohlau bildete die „Allerheiligen“- oder Spitalbrücke, die 1526 erbaut wurde. Der dabei befindlich gewesene Bogen in der Stadtmauer, durch welche die Ohlau ausfloß, wurde wiederholt neu gemauert. Auf der rechten Seite der Ohlau-Mündung stand bis 1824 das sogenannte „Thürmel“; es war mit Schießscharten und einem platten Dache versehen. Hier wurden aus den Schiffen Waren ans Land geschafft.

Die alten Ohlau-Tore und -Pforten blieben noch teilweise bis ins 19. Jahrhundert hinein durch Schwibbogen markiert, welche die Gassen an den betreffenden Stellen verengten. Der Fluß selbst war, so notwendig er für den Betrieb zahlloser Gewerbe erschien und so sehr seine Existenz mit den Traditionen und Lebensgewohnheiten der Einwohner verwoben war, doch eigentlich schon seit Jahrhunderten ein „Schmerzenskind“ für die Stadtregierung. Weiß- und Rotgerber, Färber, Kürschner u. a. hantierten dort nach Herzenslust und verstämkerten und verunreinigten das Wasser von einem Säkulum ins andere. Allerlei Mist und Abfälle wurden hineingeschüttet; und schon im Anfange des 15. Jahrhunderts sah sich der Rat zu Strafandrohungen veranlaßt, die dann — wer weiß wie oft! — bis in

die neuere Zeit hinein erneuert werden mußten. Auch öftere Räumungen des flusses wurden notwendig. Die erste, von der man Kunde besitzt, fand 1348 statt. Eine besonders gründliche Räumung erfolgte 1794. Der ganze fluß wurde abgeschützt und nach dem Ablaufen des Wassers ein schmaler Graben gezogen, um die noch übrige feuchtigkeit zu sammeln. Dann nahm man die Räumung selbst vor, womit man eine Verengerung des flußbettes und die Befestigung der Ufer verknüpfte. Teilweise wurden von Anwohnern massive Ufer gebaut. Man erzielte durch diese Arbeiten sogar die Schiffbarkeit des flusses. Allein im Laufe des 19. Jahrhunderts scheint das „Schmerzenseind“, die Ohlau, immermehr entartet zu sein. Die Schiffe wurden zur Sage, der fluß schien immer seichter zu werden, weil sich offenbar das Bett gehoben hatte, und der Oderkanal (die „weiße Ohlau“) nicht genügend mit Wasser unter die Arme griff. Der üble Einfluß auf die Gesundheit der Bevölkerung, der bedrohliche Charakter des flusses als Epidemien-Herd konnte trotz aller Pietät nicht mehr geleugnet werden. Jahrzehnte dauerte die öffentliche Diskussion über die Existenzberechtigung der Stadtohlau. Sie hatte als uraltes „Wahrzeichen“ der Stadt begreiflicher Weise ihre zahlreichen Freunde. Endlich waren es die entscheidenden sanitären Erwägungen, die der Stadtohlau den Lebensfaden abschnitten. Am 20. februar 1866 beschloß die Stadtverordneten-Versammlung die Zuschüttung der Ohlau, die von 1866 auf 1867 erfolgte. Dann entstanden allmählich die teilweise sehr ansprechenden Ohle-Passagen, deren Benennungen das Andenken an den selig schlummernden, von einem 575jährigen Leben ausruhenden fluß in die Zukunft herüber retteten. Nachdem die beiden Ohlau-Arme an der Promenade mit ihrem trübsäligen Stilleben 1883 und 1887 geschieden sind, so daß nur noch die Oderbucht an der Holteihöhe die ehemalige östliche Mündung markiert, kann von einer Stadtohlau keine Rede mehr sein. Die echte alte Ohlau fließt „draußen“ wie vor Zeiten.





An der weißen Ohlau.

Die Bezeichnung „weiße Ohlau“ weist in die früheste Geschichte des linksuferigen deutschen Breslau zurück, in eine Zeit, wo gerade in dieser Idylle sich ein sehr bedeutsames Werden vollzog.

Die Ohlau floß in jenen fernen Tagen in zwei Mündungsarmen zum Oderstrom. Der östliche zweigte sich zwischen den Ausgängen der heutigen Lessing- und Feldstraße vom Hauptflusse ab, der ungefähr dem Fahrdamm und dem südlichen Streifen der Promenade „am Ohlauufer“ entsprach. Dieser Wasserlauf, welcher unter der Bezeichnung „Stadtgraben“ hinter der Turnhalle und unterhalb der Holteihöhe (Ziegelbastion) zur Oder floß, ist der älteren Generation noch wohl bekannt. Sein letzter Rest ist der sogenannte „Gondelhafen“.

Eine kurze Strecke weiter westlich machte nun die Ohlau eine Wendung nach Nordwesten und floß in einem zweiten Mündungsarme endgültig dem Oderstrom zu, den sie ungefähr in der Mitte der späteren Heiligengeistgasse in der Nähe der Sandbrücke erreichte.

Hier lockten nun die Ufer der Ohlau zu neuen Ansiedelungen. Wie am Oberlaufe dieses Flusses schon im 12. Jahrhundert die Wallonen-Kolonie von St. Moritz (Mauritius) entstand, so besiedelten andere Kolonisten die beiden Ufer des westlichen Mündungslaufes der Ohlau — der später sogenannten „weißen Ohlau“ — im Anschluß an den weiten Marktplan, der auf grüner Aue allmählich entstand und sich von der Sandbrücke bis in die Gegend des späteren Neumarktes

erstreckte. Was auf dem rechten Ufer der „weißen Ohlau“, auf dem westlichen Teile dieser von den beiden Mündungsarmen der Ohlau und der Oder gebildeten Insel, heranwuchs, das waren die Anfänge der späteren Neustadt. Was sich aber auf dem linken Ufer in schütterer Hüttenreihe gegen die Einöde im Süden weiter tastete, erhielt seinen kirchlichen Mittelpunkt in der um 1140 errichteten, dem Augustiner-Chorherrenstift auf der Sandinsel unterstehenden Pfarrkirche zu Sankt Adalbert, unter deren Schutze die älteste deutsche Kolonie mit deutschem Sonderrechte und einem Schultheißen am Beginn des 13. Jahrhunderts aus dem historischen Dämmerlichte auftaucht. So sproßte schon früh auf beiden Ufern der „weißen Ohlau“ eine hoffnungsvolle Kultursaat.

Die Entwicklung begann nunmehr ein rascheres Tempo. Im Jahre 1214 verlieh der Herzog Heinrich I., der Gemahl der heiligen Hedwig, dem Sandstift ein Territorium auf der damals weit in den Oderstrom vorspringenden Halbinsel zwischen den beiden Ohlaimündungen zur Errichtung des Hospitalstiftes zum Heiligen Geist. Die Oder reichte nämlich hier tief in den heutigen Augustaplatz hinein und gab der Gegend eine von der heutigen völlig verschiedene Gestalt. Eine kurze Spanne Zeit darauf (1226) verlieh Bischof Laurentius die von ihm im Wege des Tausches von den Augustiner-Chorherren erworbene Adalbertkirche an die von dem heil. Ceslaus begründete Dominikaner-Niederlassung. Die Dominikaner aber bauten ihr Kloster zwischen der Adalbertkirche und dem Ufer der „weißen Ohlau“ und daran schloß sich im Süden eine Art von geistlicher Hoferöte, der durch Mauern gegen die Außenwelt abgesperrte „Dominikanerhof“. . . Als kaum ein halbes Menschenalter darauf, hart nach dem Mongolenschrecken von 1241, im Westen der neuen Pfarrkirche von Sankt Maria Magdalena auf jungfräulichem Boden der erweiterte Kaufhof der deutschen Kaufleute, d. h. die deutsche Stadt Breslau entstanden und mit der alten deutschen Kolonie von St. Adalbert verwachsen war, bildete mittels des Dominikanerklosters das Ufer der „weißen Ohlau“ hier die östliche Grenze der jungen Stadt.

Die Entwicklung stand nicht still. Als Herzog Heinrich III. der Tuchmacher-Kolonie auf dem rechten Ufer der „weißen Ohlau“ 1263 Stadtrecht verliehen und dergestalt die selbständige Gemeinde der Neustadt geschaffen hatte, rückte die Altstadt durch Erwerbung der herzoglichen „neuen (kleinen) Fleischbänke“ und des „neuen Marktes“ ihre östliche Grenze auch hier bis zur „weißen Ohlau“ vor, die nunmehr die nasse Grenze zwischen den beiden Städten bildete. Doch ihre

Tage waren gezählt. Ein knappes Menschenalter später, anno 1291, ließ bekanntlich der Rat der älteren Stadt in Übereinstimmung mit dem Herzog Heinrich V., aber sicherlich zum tiefsten Ärger der schwachen neustädtischen Schwester-Kommune, besagten westlichen Mündungsarm an der Stelle, wo er nach Norden umbog, hinterm Dominikanerkloster, abdämmen und zu einem weiteren Laufe im Bette eines verbreiterten Grabens um die Mauern der Stadt herum nötigen, so daß diese zum Mauergraben gewordene Ohlau erst viel weiter westlich bei den städtischen Kuttelhöfen den Oderstrom erreichte. Damit findet die Existenz der eigentlichen „weißen Ohlau“ ihren frühen Abschluß.

Ihr Gewässer versickerte, ihr Bett versandete. Eine Zuschüttung nahm man nur am unteren Ende vor, um das Eintreten der Oder in das trockene Bett zu verhüten. Die einzige Wassermühle auf dem neustädtischen Ufer ging ein; aber noch Jahrhunderte hieß das Grundstück gegenüber der „alten Münze“ (Sandstraße 1 und Münzstraße 8), ungefähr in der Gegend des zwischen Kirch- und Münzstraße liegenden Hospitals zum heiligen Geist, „die Mühle“.

Mittlerweile fand der erbitterte Streit zwischen der mächtigen Kaufherren-Gemeinde Breslau und der schwachen neustädtischen Tuchmacher-Kommune ihr Ende durch die Vereinigung beider Städte (1327). Aber noch lange markierten „Zwinger“ auf beiden Seiten des Flußbettes im Verein mit dem „neuen Tore“, bis die Brücke aus der Altstadt in die Neustadt deckte, die uralte Trennung.

Da die Oder stets Neigung verriet, nach Norden auszubrechen, so entschloß sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Rat, das trockene Ufer der „weißen Ohlau“ in den Oderkanal zu verwandeln, welcher der zuweilen wasserarmen Stadt-Ohlau Oderwasser zuführen sollte. Zu diesem Zwecke wurde die alte Mündung des ehemaligen Ohlau-Armes derartig verstopft, daß heute kein Mensch mehr ihre Stelle genau angeben kann und dafür eine neue nordöstlich umgebogene Mündung in die Oderbucht östlich vom heiligen Geist-Hospital geschaffen, durch welche nun das Oderwasser hereinströmte. Obgleich diese Tatsache über vier Jahrhunderte bestanden hat, hat doch der Volksmund hartnäckig an der Bezeichnung „weiße Ohlau“ für diesen Oderarm festgehalten, so daß noch heute nach Klassierung des Wasserlaufes die irrige Meinung fortbesteht, durch die Weiße Ohlau-Passage und die Münzstraße sei Ohlauwasser in die Oder hinausgeflossen, was gegen alle Naturgesetze wäre, während in Wahrheit Oderwasser herausfloß.

Noch in der Mitte und am Ende des 16. Jahrhunderts sprang die Halbinsel, auf welcher das Hospitalstift zum Heiligen Geist mit seiner Kirche und dem vorgelagerten Walle lag — d. h. die Stadtfront der heutigen Heiligegeiststraße mit ihren Gärten und der dahinter führenden Promenade — weit in den hier eine breite Bucht bildenden Oderstrom vor. Auf der äußersten sanften Rundung der Halbinsel lag der neustädtische Zimmer- oder Bauhof. Gewissermaßen im Bauche der Bucht begann von Nordosten her unter der sogenannten „Goldbrücke“ der als „weiße Ohlau“ bezeichnete Oderkanal. Die Brücke, deren gemauerter Bogen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammte, hatte den Namen angeblich von der Kostspieligkeit ihrer Herstellung. Sie verband die Heiligegeistgasse mit der Talgasse, der heutigen Kirchstraße, und hiernach ist ihre Lage noch heute genau zu bestimmen. Jene Oderbucht ist längst verlandet. Wo einst ihre Wellen spielten, führt heute die Promenade dahin. Die Stelle, wo nach dieser Verlandung noch in neuer Zeit der Oderkanal hineintrat, ist im Ausgang der Münzstraße auf die Promenade nördlich des Realgymnasiums zum heiligen Geist zu suchen.

Jenseits der „Goldbrücke“ bog der Kanal im Zuge der heutigen Münzstraße nach Süden in schnurgeradem Laufe um. Sein altstädtisches Ufer wies hier hinten, vom „neuen Zeug- und Kornhause“ (Sandstraße 11) beginnend, einen hinter den Häusern der Malergasse (Sandstraße) und Malerseite (Ostseite des Neumarkts) bis zur Brücke reichenden „Zwinger“ auf, einen zwischen der Stadtmauer und dem Ufer hinlaufenden, mit einem niederen Wall gegen das Wasser befestigten, mit Bäumen bepflanzten Raum nach Art des ehemaligen Schweidnitzer Zwingers. Später wurde ein Teil dieses „Zwingers“ (Häuser und Gärten) mit der in einem alten Kretschamhause an der Malergasse (Sandstraße) eingerichteten königlichen Münze vereinigt, welche dadurch zu einem gewaltigen Grundstücke erweitert wurde. Am neustädtischen Ufer schauten die tiefen Gehöfte der Talgasse, wie der nördliche Abschnitt der Kirchstraße einst hieß, auf die stillen Gewässer des Kanals. Später zogen sich hier am Ufer hin die umfangreichen Grundstücke des neustädtischen Knaben-Hospitals, des Hospitals zum heiligen Geist, das nach dem 1597 erfolgten Einsturz des Heiligen Geiststifts hierher verlegt werden mußte, der „Paradies-Kaserne“ und des Garnison-Lazarets, auf welchem Grundstück jetzt die städtische Turnhalle (Kirchstraße 17—19) steht.

Die Brücke, unter welcher der Kanal die Hauptstraße der Neustadt — die heutige Breitestraße — kreuzte, bildete den Zugang zur Neustadt. Auf der Altstadtseite stand das „Neue Tor“ (zuweilen auch „Ziegelstor“ genannt) mit dem später als „die gute Graupe“ vom Volkshumor bezeichneten Turme, der als Karzer für die Stadtsöldner diente. Auf der anderen Brückenseite standen zwei schon in früheren Zeiten verschwundene spitze Türme. Der „Gute Graupenturm“ fiel als letzter der Stadttürme erst 1838.

Südlich der neustädtischen oder Gute Graupenbrücke säumte das altstädtische Ufer des Kanals wiederum ein „Zwinger“, welcher sich hinter dem Kloster und der Kirche der am Ende des 13. Jahrhunderts hier sesshaft gewordenen Dominikaner-frauen von St. Katharina hinzog. Er wird besonders 1519 in einem Vertrage zwischen dem Rat und dem Kloster behufs Bebaung durch die Nonnen erwähnt — „anzuheben am Turme (Gute Graupe) als man aus der Stadt in die Neustadt gehet auf die rechte Hand hinter gemeldetem Kloster bis an das Kloster des Predigerordens zu St. Albrecht gelegen . . .“ Das ganze altstädtische Ufer der „weißen Ohlau“ bis zu dem Ausfluß in die eigentliche Ohlau befand sich in geistlichem Besitze. Denn die südlichen Nachbarn der Katharinen-frauen waren die Dominikaner-Mönche von St. Adalbert. Über ein halbes Jahrtausend hat diese Nachbarschaft gewährt und manches Jahrhundert sind die Nonnen der heiligen Katharina, welche sich zumeist aus dem Breslauer Bürgertum rekrutierten, und die Mönche von St. Adalbert unter den alten Bäumen ihrer Klostergärten am Ufer des stillen Gewässers, auf das über die Mauern Gebüsch herniederblickte, gelustwandelt in frommer Beschaulichkeit oder verbissenem Grimm, je nachdem. Die Katharinenfrauen haben ja im ganzen wenig von sich reden gemacht. Dafür haben die domini canes, „Hunde des Herrn“, wie sich die Hüter der „Glaubensreinheit“ und der Inquisition gern nannten, namentlich in den Zeiten der Gegenreformation wiederholt durch ihre herausfordernde Haltung den hellen Zorn der lutherischen Breslauer erregt, bis sie unter der toleranten Herrschaft des großen Königs ganz und gar in ihrem Stilleben aufgingen. . . . Nach der Säkularisation von 1810 war es umgekehrt. Das Dominikanerkloster, dessen Benutzung dem Militärfiskus zufiel, erregte nunmehr kaum noch die öffentliche Aufmerksamkeit. Dagegen erfüllte die Hintergebäude des Nonnenklosters ein eigentümliches, geheimnisvolles, vom Geist der Wissenschaft erfülltes Leben, das seine Strahlen weithin versendete.

Es richteten sich hier nämlich am Ufer des stillen Gewässers in engster Nachbarschaft der Idylle unter alten Bäumen, unter Hinzunahme eines Fabrikgrundstückes, allmählich die Anatomie, die Hebammen- und Chirurgenschule häuslich ein, um mehrere Generationen für die Arbeit im Dienste der leidenden Menschheit zu erziehen. Manch' herrliches Licht der Wissenschaft hat im Laufe der Zeiten in diesen bescheidenen Räumen am Ufer der „weißen Ohlau“ geleuchtet. Das ist nun vorbei. Seit 1898 ist die Wissenschaft der Medizin in würdigere Räume gezogen. Die Spitzhacke und Schaufel verrichtete ihre Arbeit und ein neues, großartiges Postgebäude erstand auf dem Grunde der uralten Klöster.

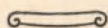
Das neustädtische Ufer der „weißen Ohlau“ gegenüber den geistlichen Besitzungen zeigte die tiefen Gehöfte und Gärten der Tuchmacher-Grundstücke und u. a. der Propstwohnung, der „Salzmeste“, ein bürgerliches Stilleben, das sich im Schatten der Bernhardinkirche und des die Kirchgasse abschließenden Torturmes behaglich abspann.

Nun war auch der Oderkanal an seinem Ziele angelangt. Er floß unter einem Brücklein hindurch, das auf der Nordseite von einem Häuschen überragt war, das die „Schwalbenburg“ hieß, während die Brücke selbst die „Schwalben-Brücke“ genannt wurde. Das Häuschen barg noch 1825 eine kleine Tuchfabrik, diente dann als Gefängnis und gehörte zuletzt der Universität. Es verschwand 1857. Ihm folgten nach 1866 auch die Brücke, sowie die schon besprochene „Käzelnkunst“ und die „Käzelbrücke“. Von der „Schwalbenbrücke“ rechts kam man längs der Stadtmauer, hier „Hanfgäßchen“ genannt, zur Bernhardinerpforte, welche den Zugang zur Kirchstraße vermittelte, links aber erst zu einem Pförtlein, das den Dominikanerhof öffnete, dann aber stracks in den Graben hinein. Eine verwickelte Topographie.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Aus den Jugendtagen Breslaus	1
Stadtgründer, Tuchhaus, Reichframe, Bänke	12
Was drei alte Gassen erzählen können	23
Aus der Geschichte der Siebenkurfürstenseite	31
Von der goldenen Becherseite	39
Vom alten Fischmarkt	49
Vom Salzring und seiner Nachbarschaft	56
Aus den Erinnerungen der Schweidnitzerstraße	75
Aus der Geschichte der Albrechtsstraße	93
Von der Ohlauerstraße	128
Von der Schmiedebrücke	146
Aus den Erinnerungen der „alten“ Schuhbrücke	155
Die beiden Pfnnurgassen	165
Von der alten Altbüßergasse	171
Die beiden Brustgassen	177
Die Dominsel in alter Zeit	183
Geschichtliches von der Dominsel	191
Vom Hinterdom	199
Die Dominsel bis zur Ankunft der Preußen	208
Die Dominsel in neuerer Zeit	217
Von der Sandinsel	227
Beim Springstern und an Brigittental	237
Auf uraltem Boden	243
Von der ehemaligen kaiserlichen Burg und vom Sperlingsberge	249
Am alten Graben	258
Von der Siebenradebrücke bis zum Burgfelde	269
Aus der Geschichte der alten Stadt-Ohle	275
An der weißen Ohlau	281



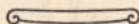
Register.

	Seite		Seite
Accise	47	Dorotheensteg	30
St. Adalbert	6	Dürrgoy	11
Adolph, Kaufmann	38	Eichborn (Moriz-Eichborn)	42
Albrecht II	47	Eisenfram.	21
Albrechtsstraße	24, 26, 93	Elbing	9
Allerheiligen-Hospital . . .	42	Elbingdorf	2, 5
Altbüßergasse	171	Elbing, Stadtgut	9
Anger	9	Elbing, St. Matthia	9
Augustiner Chor-Herren . . .	2	Elisabethstraße	21
Bänke	12 uff.	Elisabethkirche	26
Banz	14	Erner, C. Samuel	37
Basteigasse	50	Ferdinand I.	33
Becherseite, Goldene. . . .	39	Ferdinand II.	36
Bockwiß Hans	33, 35	Ferdinand III.	36
Boner, Jakob	32	Fischamt	50
Brauhaus, Städtisches . . .	45	Fischer-Platz	11
Breslauer Frieden (1742) . .	37	Fischergasse	9
Brieger, Zacharias	38	Fischmarkt.	49
Brigittental	237	Fischermittel	50
Brotbänke.	22	Falknerdörflein	7
Brustgasse	177	Fraustädter	38
Burg (Kaiserl.)	32, 34, 249	Freyers Ecke.	39
Bürgerwerder	4, 8	Friedrich II.	37
Burgfeld	269	Friedrich von der Pfalz . .	36
Crapff, Hans	27	Froböß	38
Domflecken	2	Fugger	35, 45
Dominfel 6, 181, 189, 208, 217		Gabiß	10
Dorotheengäßchen	27, 28, 39	Galgen, Am alten	39
St. Dorotheenkirche	28	Galgengäßel	39
St. Dorotheenkloster. . . .	28	Gerbhard, Chr. fr.	38

	Seite		Seite
Gerichtsherrschaften (Gerichts-		Junkerngasse	39
barkeiten)	9, 10	Kaboth, Chr.	21
v. Giesche	45	Kammerherren	17
Goldene Sonne	33	Kammerrecht	18
Goldenes Kreuz	38	Karl IV. (Kaiser).	32
Gottfinus (Godko).	13	Kaufhaus	15
Graben, Am alten	259	Kerberberg	7, 8
Groß, Apotheker	38	Kinderhospital	42
Grand, Kaufmann	48	Klarenkloster	9
Grüttner	37	Kleinburg	11
Heringsbuden	52	Kleienmarkt	28
v. Haupt	38	Kleinemarkt	28
Hauptwache	53	Klingelgasse	9
Heilige Geistgasse	7	Klosterstraße	9
Heinrich der Bärtige.	13	Köber, Lorenz	35, 37
Heinrich (Locator).	13	Koje, An der	31
Heinrich VI.	52	Kommunität	20
Hellenfeld'sches Haus	37	Kommunal-Reform	10
Dr. Henschel	36	Königsbesuche	32
Herdain	11	Konvent der Dominikaner	24
Herden	14	Korn, Joh. Jacob	45
Hermann, Andreas	38	Kornecke	39
Herzog Heinrich III.	6	Krocker	38
Herzogin Anna	13	Kränzelmarkt	26
Heynford (Lord)	37	Krischke, Andreas	40
Hinterdom.	2, 10, 11, 199	Kürbis, Goldener	47
Hintermarkt	27	Laurentius, Bischof	24
Hochberg	37	Lehmgruben	10
Höfchen-Commende	10	Leinwandhaus	15, 54
Höhne, David	40	Leinwandreißer	22
Holschau	38	Leopold Wilhelm (Erzherzog)	36
Holzhäuser	31, 39	Lösch	37
v. Hubrich	38	Margarethengasse	9
Hühnermarkt	26	St. Maria Magdalena	12, 24
Huben	10	Maria Theresia	37
Huldigungen	32, 34	Marktverkehr	31
Jeltich	35	v. d. Marwitz, General	37
Johann von Böhmen	32	Matthias (Kaiser)	36
Jugendtage Breslaus	1	Matthiasstraße	9

	Seite		Seite
Mauritiusplatz	9	Reichframen	21
Maximilian II	34	Rezipierte Kaufmannschaft . .	21
Mehlgasse	9	Richter und Butschkow . .	21
Merkel	38	v. Riemberg	43
Michaelisstraße	9	v. Riemer und Riemberg . .	37
Mönchsteg	30	Riemerzeile	22
Mongolensturm	12, 24	Ring	23, 26
Morgenau	11	v. Rosenberg, Bischof . . .	47
St. Moritz	4, 9	Rudolph II.	34
v. Müdrach	42	Salzring	39, 56
Müller, Kaufmann	38	Sand-Insel	8, 227
Nabitin	4	Sandinselflecken	2
Nadlergäßchen	28	Sauerma (Saurma)	35
Narrenhäuslein	52	Sauermann	34, 35
Neudorf-Commende	10	Scanci, Giacomo	37
St. Nikolai	12	Scheitnig	11
v. Nimptsch	38	Scheitniger Vorstadt . . .	10
v. Ohl und Adlerscron . .	38	Neu-Scheitnig	10
Ohlaugraben	39	Schilling, Daniel	34
Ohlau, Weiße	281	Schmetterhaus	22
Stadt-Ohle	275	Schmiedebrücke	32, 146
Ohlauerstraße	128	Schmolz	34
Ohlauer Tor	9	Schöffnenliste	13
Ohle	7	Scholtz, Joh., Ferd. . . .	38
Paradeplatz	31	Schuhbänke	22, 155
Patrizierhäuser	32	Schweidnitzer Keller . . .	45, 46
Pfnurrasse	165	Schweidnitzerstraße . . .	75
Philippi, Weinkaufmann .	40	Schweidnitzer Tor	9
v. Podewils	37	Sebald, S.	35
Podiebrad, Georg	47	Seyler, Gottlob	37
Polnisch-Neudorf	9, 11	Siebenhuben	9, 11
Pöpelwitz	11	Siebenkurfürstenseite . .	30, 31, 34
Privilegium des Tuch-Aus-		Siebenradebrücke	269
schnittes	15	Sigismund, (Kaiser). . . .	32
Quakulinsky, Wilh.	21	Sifrid, Sigfried)	13
Rapina	9	Slup	14
Rathaus	15	Sokolnice	4
Ratsdynastie	35	Sperlingsberg	249
Rehdiger, Nikolaus	34	Springer, Gottfried	40

	Seite		Seite
Springstern	237	Tuchkaufleute	17
Stadtgründer	12 uff.	Tuchmacher, Bewegung der	20
Stadtgut	9	Turniere	32
Stadthaus	15, 22	Unterm alten Galgen . . .	30
Stadt-Ohle	275	Unter den Mälzern	28
Stadtwaage	36	Uthmann, Niclas	33
Stepin (Tschepine)	4	(verschiedene Linien) . . .	36
Stillvogt	14	Uthmann'sches Haus . . .	34
Stoek	27	Uthmann von Rathen . . .	34
Stoekgasse	27	St. Vinzenz	2
Stöckel'sches Legathaus . .	38	Wachtparaden	31
Streichgaden	17, 18	Wallonen	4
Tindal	14	Weidendamm	9
Topffram	22	Weisse Ohle	7
Tschepine	4, 6, 9, 11, 50	Welsches Weinhaus	18
Tuchauschnitt	17	Wenzel (Kaiser)	32
Tuchhaus	12 uff., 15, 18	Wladislaus (König)	32
Tuchhausstraße	21	Wolf, Joh. Chr.	37
Tuchherren	17	v. Zangin, Susanne	38
Tuchkammern	15, 18	Ziegelbastei	7



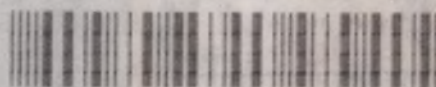
120

865127/43274



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

7662 S



001-007662-00-0

7662 S'